

TEMESWARER
BEITRÄGE
ZUR
GERMANISTIK

Band 13

VERLAG

V. MIRTON

2016

**TEMESWARER BEITRÄGE
ZUR GERMANISTIK**

Band 13

**Gedruckt mit Förderung der Gesellschaft der Germanisten
Rumäniens**



**Die *Temeswarer Beiträge zur Germanistik* sind in
internationalen Datenbanken vertreten.**

Der Band einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Mirton Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Verfielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Romania

ISSN: 1453-7621

**TEMESWARER BEITRÄGE
ZUR GERMANISTIK**

Band 13

**Mirton Verlag
Temeswar 2016**

Herausgeberin:

Prof. Dr. Roxana Nubert (West-Universität Temeswar)
Universitatea de Vest din Timișoara
Colectivul de limba și literatura germană
Bd. V. Pârvan 4
RO-300223 Timișoara
E-Mail: roxana.nubert@e-uvt.ro

Redaktion:

Doz. Dr. Marianne Marki (West-Universität Temeswar)
Dr. Bianca Barbu (Deutsches Kulturzentrum Temeswar)
Dr. Ana-Maria Dascălu-Romițan (Politehnica-Universität Temeswar)
Dr. Kinga Gáll (West-Universität Temeswar)
Dr. Alwine Ivănescu (West-Universität Temeswar)
Dr. Beate Petra Kory (West-Universität Temeswar)
Dr. Karla Lupșan ((West-Universität Temeswar)
Doz. Dr. Graziella Predoiu (West-Universität Temeswar)
Dr. Gabriela Șandor (West-Universität Temeswar)
Dr. Mihaela Șandor (West-Universität Temeswar)
Dr. Maria Stângă (West-Universität Temeswar)

Redaktionsbeirat:

Prof. Dr. Maria Sass (Lucian-Blaga-Universität Hermannstadt)
Prof. Dr. Ioan Gabriel Lăzărescu (Universität Bukarest)
Prof. Dr. Hermann Scheuringer (Universität Regensburg)

Sonstige Hinweise:

Die Zeitschrift erscheint jährlich in einem Band.
Bestellungen nimmt der Germanistik-Lehrstuhl an der West-Universität entgegen.
Alle Informationen zur Zeitschrift sind online auf der Webseite des Germanistik-Lehrstuhls an der West-Universität Temeswar http://www.litere.uvt.ro/lb._germ.htm zu finden.

Druckvorlagenherstellung:

Ladislau Szalai (Mirton Verlag Temeswar)
Dr. Mihaela Șandor (West-Universität Temeswar)

Inhaltsverzeichnis

Vorangestellte Temporalsätze und ihre Integration in den Hauptsatz. Eine empirische Analyse von Nähe- und Distanztexten (1650 – 2000) (Péter Kappel, Szegedin)	7
Die Negation in den Nebensätzen von negierenden Ausdrücken im Neuhochdeutschen (Orsolya Rauzs, Szegedin)	23
Nominalisierungsverbgefüge und Funktionsverbgefüge (Ana-Andreea Dovgan, Bukarest)	43
Die Bedeutung der Fachsprache für den Übersetzer und Dolmetscher (Dana Grosseck, Temeswar)	49
Zur Problematik der Rechtsvergleichung und rechtsvergleichender Terminologiearbeit am Beispiel der Rechtsform „Aktiengesellschaft“ in der slowakischen und österreichischen Rechtsordnung (Jana Štefaňáková, Neusohl/Banská Bystrica)	59
Anatomische Begriffe als Glieder der Determinativkomposita im deutschen und niederländischen Wortschatz der medizinischen Fachpresse (Ewa Maria Majewska, Warschau)	77
Multimodale Texte im Vergleich: Eine kontrastive interlinguale Analyse deutscher, englischer, italienischer und türkischer Fernsehwerbungen (Irem Atasoy, Istanbul)	91
Metaphern im Wandel der Moderne: Metaphern- oder Paradigmenwechsel? (Christoph Beeh, Szegedin)	103
„Ez vertilget alle die missetat“ – Die Facetten der Tugenden und Sünden im klösterlichen Umfeld (Heinrich von Melk: Mahnrede über den Tod – ein Fallbeispiel) (Imre Gábor Majorossy, Gran/Esztergom)	117
Stationen eines stadtbürgerlichen Lebenslaufs – das III. Buch der Augsburger Chronik des Burkhard Zink (Axel Barner, Berlin)	157

Die Funktion des Dämonischen: Thomas Manns Kunstbegriff in <i>Doktor Faustus</i> (Claudia Spiridon, Klausenburg)	171
Rezensionen	187
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren	191
Dank an externe Gutachterinnen und Gutachter der <i>TBG</i>	195
Manuskripthinweise der <i>TBG</i>	197

Péter Kappel
Szegedin

Vorangestellte Temporalsätze und ihre Integration in den Hauptsatz.

Eine empirische Analyse von Nähe- und Distanztexten (1650 – 2000)

Abstract: In the history of German preposed adverbial clauses underwent a diachronic process of integration (cf. König/ van der Auwera 1988: 127). According to Axel (2002: 16, 2004: 40), in Old High German and Middle High German preposed adverbial clauses were not embedded in their superordinate clause. The innovative preAC-V_{fin} word order pattern with embedded adverbial clauses in the prefield of their main clause was established in the Early New High German period. Axel (2004: 40–41) observes a dramatic rise of preAC-V_{fin} pattern as early as in the 16th century. Similarly, Wiktorowitz (2013: 394–395) reports to have found almost exclusively embedded temporal clauses in a corpus of the second half of the 17th century. In this study I will show that the process of integration of temporal clauses is not yet finished before New High German times. The article also discusses the controversial question of whether the process of integration can be explained with grammatical factors only. Based on the results of an empirical study of language of immediacy and language of distance (‘Sprache der Nähe’ and ‘Sprache der Distanz’) in New High German (1650–2000) it will be shown that orality and literacy have a crucial impact on syntactic variation.

Keywords: historical syntax, New High German, subordination, integration, adverbial clause, temporal clause, word order, prefield, left periphery.

1. Einleitung

Nach König/ van der Auwera (1988: 127) ist im Laufe der Sprachgeschichte ein Prozess der Satzintegration zu beobachten. Das eher parataktische Nebeneinander zweier selbständiger Sätze wird durch eine komplexe syntaktische Struktur mit einem Matrixsatz und einem subordinierten, in den Matrixsatz eingebetteten Satz abgelöst. In diesem Sinne geht es um Grammatikalisierung, „a process in which something becomes or is made more grammatical“ (Lehmann 2015: 11) bzw. um die Grammatikalisierungsstufe ‚Syntaktisierung‘ (= die Entstehung syntaktischer Strukturen aus freien Diskursstrukturen, s. Lehmann 2015: 15). Es besteht jedoch keine Einigkeit darüber, ob der Integrationsprozess nur mithilfe von grammatischen bzw. strukturellen Faktoren zu erklären ist. Neben rein grammatisch orientierten Erklärungsansätzen (vgl. König/ van

der Auwera 1988, Axel 2002, Axel-Tober 2012) lassen sich weitere Einflussfaktoren pragmatischer, stilistischer bzw. variationslinguistischer Art aufführen (vgl. Lötscher 2005, 2010, Kappel 2008, 2014, 2017).

Nach herrschender Forschungsmeinung laufen die wesentlichen syntaktischen Veränderungen im Bereich der Integration vorangestellter Temporalsätze bereits vor der neuhochdeutschen Periode ab (vgl. Axel 2002 bzw. 2004, Wiktorowitz 2013). Nach Axel (2002: 16 bzw. 2004: 40) waren vorangestellte Adverbialsätze im Althochdeutschen und im Mittelhochdeutschen noch nicht vorfeldfähig. Zu spätmittelhochdeutscher/frühneuhochdeutscher Zeit entstand jedoch eine neue Möglichkeit, die enge semantische und pragmatische Relation zwischen den verknüpften Sätzen formal zu markieren, indem die vorangestellten Adverbialsätze topologisch in den übergeordneten Satz integriert wurden und somit erst Gliedsatzstatus erlangten. Der innovative Stellungstyp gewann bereits im 16. Jh. die Oberhand (Axel 2004: 40, Axel-Tober 2012: 349). Die in mehreren Untersuchungen dokumentierte erhebliche Variation der Stellungstypen zu frühneuhochdeutscher Zeit (vgl. z. B. Hammarström 1923: 51, Lötscher 2005: 368 – 369) wirft jedoch die Frage auf, ob die Durchsetzung des innovativen Stellungstyps im temporalen Bereich wirklich bereits vor der neuhochdeutschen Epoche abgeschlossen ist.

In der vorliegenden Arbeit wird die Integration von vorangestellten Temporalsätzen aufgrund eines Korpus von Nähe- und Distanztexten (im Sinne von Ágel/Hennig 2006) aus dem Zeitraum 1650 – 2000 untersucht. Ziel dieses Aufsatzes ist es, den Einfluss der konzeptionellen Mündlichkeit/Schriftlichkeit auf die Wahl der Stellungstypen aufzuzeigen. Es wird dafür argumentiert, dass der Integrationsprozess nicht ausschließlich mithilfe von grammatischen bzw. strukturellen Faktoren zu erklären ist.

2. Zur syntaktischen Variation im Bereich der Temporalsätze

Bezüglich der Stellung vorangestellter Adverbialsätze im Deutschen sind in Anlehnung an König/ van der Auwera (1988: 102 – 103, 107) drei Stellungstypen zu unterscheiden, zwischen denen eine Variation besteht. Im Folgenden werden diese Stellungstypen durch Belege aus dem Deutschen Referenzkorpus (DeReKo) veranschaulicht. Der ‚integrative‘ Typ kann sowohl bei Temporalsätzen als auch bei weiteren Adverbialsätzen als Normalfall im heutigen Deutsch betrachtet werden (vgl. Zifonun et al. 1997: 2349). In (1) ist der vorangestellte, durch *nachdem* eingeleitete Temporalsatz

in die Satzstruktur (bzw. ins Vorfeld) des übergeordneten Satzes topologisch integriert:

(1) *Nachdem er sich das Vertrauen des alten Mannes erschlichen hatte, ließ er sich in die Wohnung führen.* (M94TG/409.00747 **Mannheimer Morgen**, 09.09.1994, Lokales; „Aus dem Polizeibericht“)

Temporalsätze können auch eine ‚resumptive‘ Stellung aufweisen. Bei diesem Typ liegt keine topologische Einbettung vor. Die Vorfeldposition, die der vorangestellte *als*-Satz im Obersatz einnehmen könnte, ist nämlich durch ein resumptives Element (*da*) besetzt, erst danach folgt das Hauptsatzfinitum (*hatte*).

(2) *Als man in Niedersachsen noch nicht einmal über einheitliche Prüfungen für die Schüler nachdachte, da hatte Schavan als Kultusministerin in Baden-Württemberg längst das Zentralabitur eingeführt.* (HAZ07/OKT.05303 **Hannoversche Allgemeine**, 18.10.2007, 1; „Deutschland rückt beim Abitur zusammen“)

Beim dritten Typ „nicht-integrativ“ wird die Wortstellung des Nachsatzes vom vorangestellten Adverbialsatz nicht beeinflusst, d. h., der Nebensatz ist nicht in die Satzstruktur des übergeordneten Satzes integriert. Die Desintegration von Temporalsätzen ist eher ein „ungewöhnliches Stellungsverhalten“ (Breindl et al. 2014: 389, vgl. auch Pittner 1999: 337). Die „nicht-integrative“ Stellung ist jedoch bei mehreren, durch temporale Subjunkturen eingeleiteten Adverbialsätzen belegt, vgl z. B. (3):¹

(3) *Aber sooft ich da war, es war immer beklemmend.* (U08/JUN.00080 **Süddeutsche Zeitung**, 02.06.2008, S. 10; „Ich könnte nur noch schreien“)

Der nicht-integrative Typ wurde bei einzelnen Unterarten von Adverbialsätzen komplett verdrängt (z. B. bei *da*-Sätzen, vgl. Axel-Tober 2012: 350 – 351). Diese ‚Marginalisierung‘ des nicht-integrativen Typs vollzog sich nach Axel-Tober (2012: 365 –366) bereits in der frühneuhochdeutschen Periode.

¹Die temporale Interpretation einschlägiger Adverbialsätze wird in vielen Fällen durch eine konditionale oder final-negative überlagert bzw. ist sie auf die Sprechaktebene bezogen (vgl. Pittner 1999: 337, Breindl [et al.] 2014: 345, 387).

Die anhand der obigen Sätze veranschaulichten Integrationsgrade betrachten König/ van der Auwera (1988: 127) als Stadien eines historischen Prozesses, der in Richtung ‚nicht-integrativ‘, ‚resumptiv‘, ‚integrativ‘ ablaufe. Dieser Annahme widersprechen jedoch die Ergebnisse der Untersuchungen zum Althochdeutschen, die einen hohen (den nicht-integrativen Typ sogar weit übertreffenden) Anteil des resumptiven Typs zeigen (vgl. z. B. Axel 2002: 24, 27 – 28, Lötscher 2005: 364, 359). Es gibt daher keinen Anlass zur Annahme, dass ‚nicht-integrativ‘ historisch gesehen der originelle Stellungstyp ist. Die Auffassung des Resumptivums als Übergangsstufe scheint fragwürdig zu sein (vgl. auch Axel-Tober 2012: 357). Zudem ist es fraglich, ob es wirklich bereits vor neuhochdeutscher Zeit vom integrativen Typ abgelöst wird.

Axel-Tobers Untersuchung von Prosatexten aus den Zeiträumen 1350 – 1400, 1450 – 1500, 1550 – 1600 und 1650 – 1700 belegt eine sprunghafte Verbreitung des integrativen Stellungsmusters bei vorangestellten *do/da*-Sätzen, die zu dieser Zeit überwiegend temporal verwendet werden:² „Während es zwischen 1350 und 1400 nur in 1% der Fälle realisiert wird, sind es zwischen 1550 und 1600 und zwischen 1650 und 1700 85% bzw. 71%“ (Axel-Tober 2012: 349). Dieser Befund steht im Einklang mit den Untersuchungsergebnissen von Wiktorowitz (2013: 394 – 395), der in einem Korpus aus der zweiten Hälfte des 17. Jhs. „fast ausschließlich“ nur integrativ angebundene Temporalsätze findet. Die Untersuchung von Hammarström (1923: 51) belegt jedoch eine erhebliche Variation der Stellungstypen in zwei Volksbüchern aus dem 16. Jh. (15,8% vs. 87,1% beim integrativen Typ, vgl. dazu Kappel 2008: 40 – 41).

Die Gründe für die klar sichtbare Variation zwischen dem integrativen und dem resumptiven Typ zu frühneuhochdeutscher Zeit wurden bislang nicht befriedigend geklärt (vgl. Kappel 2008: 40 – 41, Lötscher 2005: 368 – 369, Lötscher 2010). Im Rahmen des Reanalyzeszenarios von Axel-Tober werden sie nicht diskutiert, Axel-Tober argumentiert nämlich dafür, „dass die Konstruktionen mit und ohne Korrelat strukturell identisch sind“ und zwischen ihnen seit dem Frühneuhochdeutschen nur Oberflächenunterschiede bestehen (2012: 38). Die erhebliche Variation der

² Die temporale Bedeutung des Subjunktors *da* (im Sinne von *nachdem* und *während*) tritt noch bis zum 19. Jh. auf (vgl. Breindl et al. 2014: 802). Der Subjunktor *da* hat heute kausale Bedeutung, die temporale Variante klingt im Gegenwartsdeutschen bereits „veraltet“ (Blühdorn 2004: 132). Beim semantisch unspezifisch(er)en Adverbkonnektor *da* kann dagegen auch im Gegenwartsdeutschen eine temporale Funktion angenommen werden (vgl. Breindl et al. 2014: 314 – 315).

Stellungstypen in Texten aus demselben Jahrhundert (vgl. z. B. Hammarström 1923: 51, Lötscher 2005: 368 – 369) spricht jedoch gegen eine rein grammatische Erklärung der Entwicklungen im Bereich der Satzintegration. In alternativen Erklärungsansätzen zum Integrationsprozess wurden stilistische Faktoren, Textsortenunterschiede, die Bewertung von den Sprechern, die Verschriftlichung der deutschen Sprache und der mögliche Einfluss der Dimension konzeptioneller Mündlichkeit/Schriftlichkeit diskutiert (vgl. z. B. Kappel 2008, Lötscher 2005: 363). Im Folgenden wird anhand der Untersuchungsergebnisse zu Temporalsätzen zu dieser Diskussion beigetragen.

3. Integrationsgrad vorangestellter Temporalsätze im Neuhochdeutschen (1650–2000)

In Kappel (2014: 194) habe ich bezüglich der vorangestellten Adverbialsätze u. a. folgendes Forschungsdesiderat genannt: Die historische Entwicklung der Adverbialsätze wurde in älteren Zeitstufen vergleichsweise gründlich untersucht. Während zum Alt-, Mittel- und Frühneuhochdeutschen eine Reihe einschlägiger Arbeiten vorliegen (zum Überblick s. Axel 2002), gibt es zum Integrationsgrad in der neuhochdeutschen Epoche nur vereinzelte Untersuchungen. Daher wurde für meine Dissertation (Kappel 2017) u. a. das Ziel gesetzt, eine systematische Untersuchung des Integrationsgrades im Neuhochdeutschen durchzuführen, die alle Adverbialsatztypen berücksichtigt. Als Leitprinzipien der Korpuszusammenstellung wurden die Unterscheidung mehrerer synchroner Schritte und die Unterscheidung zwischen konzeptionell mündlichen („nähesprachlichen“) und konzeptionell schriftlichen („distanzsprachlichen“) Texten bestimmt (vgl. Kappel 2014: 207). Als empirische Grundlage dienten 8 Quellentexte, die zwischen 1650 und 2000 entstanden sind. Der Gesamtumfang beträgt ca. 100.000 Wortformen (ca. 12.000 Wortformen pro Korpustext). Im Folgenden werden die Untersuchungsergebnisse zu Temporalsätzen referiert.

Im Gesamtkorpus finden sich 122 Belege für vorangestellte Temporalsätze. Bezüglich der Frequenz der Temporalsätze liegt ein deutlicher Unterschied zwischen den Teilkorpora vor.

	Nähe	Distanz	insg.
17. Jh.	Güntzer I 64 Belege	Harsdörffer I 4 Belege	68 Belege
18. Jh.	Schuhmacher Chronik II 10 Belege	Aichinger III 3 Belege	13 Belege
19. Jh.	Auswandererbriefe V 11 Belege	Burckhardt V 7 Belege	18 Belege
20. Jh.	Jugenttagebuch VII 19 Belege	Lorenz VII 4 Belege	23 Belege
insg.	104 Belege	18 Belege	122 Belege

Tabelle 1: Die Verteilung der Belege für vorangestellte Temporalsätze in den Korpustexten bzw. in den Teilkorpora (n=122)

Während in den Distanztexten insg. nur 18 einschlägige Belege vorkommen, ist der Anteil der Temporalsätze in den Nähetexten deutlich höher (insg. 104 Belege). Der größte Unterschied ist zwischen den beiden Korpustexten aus dem 17. Jh. zu beobachten: 64 Belegen (mehr als die Hälfte aller Temporalsätze des Gesamtkorpus!) aus **Güntzer I** stehen lediglich 4 Belege aus **Harsdörffer I** gegenüber. Dieser Unterschied ergibt sich wohl daraus, dass die Texte nicht im gleichen Maße durch die Erzählung früherer Ereignisse geprägt sind. Die relativ höhere Anzahl der Temporalsätze in der Autobiografie **Güntzer I** ist nicht überraschend: Mehr als die Hälfte der vorangestellten Adverbialsätze des Korpustextes sind als Temporalsätze einzustufen. Der niedrige Anteil von Temporalsätzen im Korpustext **Harsdörffer I** ist auch nicht verwunderlich, enthält er doch eher mehr Beschreibungen von Regeln u. a. zur Rechtschreibung, die durch konditionale Gefüge ausgedrückt werden können, als Erzählungen von Ereignissen, die zeitlich situiert werden könnten. Die Verteilung der verschiedenen Adverbialsatztypen in den Korpustexten steht also offensichtlich auch mit dem Inhalt der Texte im Zusammenhang.

Im Gesamtkorpus liegt kein eindeutiger Beleg für die nicht-integrative Stellung von vorangestellten Temporalsätzen vor. In den beiden Korpustexten aus dem 20. Jh. werden Temporalsätze ausschließlich integrativ angebunden (23 von 23 Belegen, 100%). In den untersuchten Korpustexten vom 17. bis zum 19. Jh. ist jedoch eine Variation zwischen dem integrativen und dem resumptiven Typ zu beobachten. Der integrative Typ hat bereits im 17. Jh. die Oberhand (42 von 68 Belegen, 61,8%), es konnte jedoch im Gegensatz zu früheren Forschungsergebnissen (z. B. Wiktorowitz 2013: 394 – 395) ein bedeutender Anteil des Resumptivums

nachgewiesen werden (26 von 68 Belegen, 38,2%). Im 18. Jh. steigt sogar der Anteil des resumptiven Typs zwischenzeitlich auf 46,2% (6 von 13 Belegen), bevor er sich im 19. Jh. auf 22,2% (4 von 18 Belegen) reduziert und im 20. Jh. gänzlich außer Gebrauch kommt. Der Anteil des resumptiven Typs hängt, wie dies aus den folgenden Abbildungen zu entnehmen ist, nicht nur vom zeitlichen Parameter, sondern auch vom Nähe-Distanz-Parameter ab.

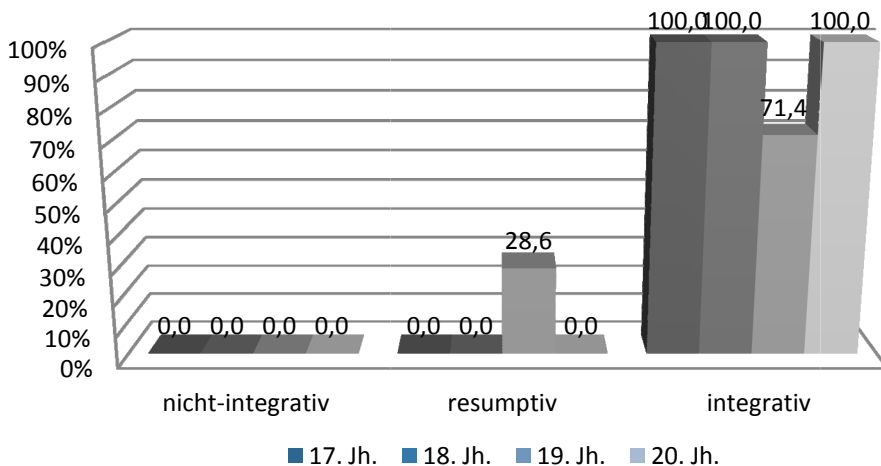


Abb. 1: Prozentuale Verteilung der Stellungstypen bei vorangestellten Temporalsätzen im Distanzteilkorpus (n=18)

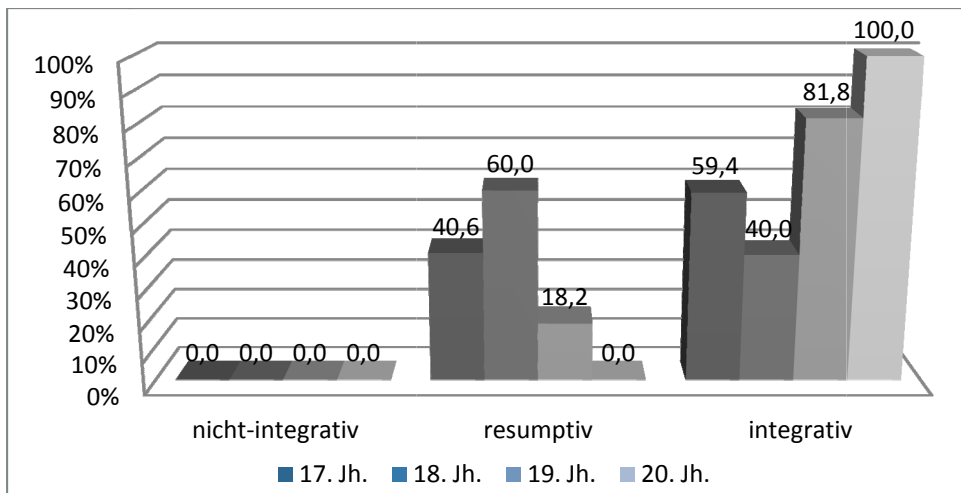


Abb. 2: Prozentuale Verteilung der Stellungstypen bei vorangestellten Temporalsätzen im Näheteilkorpus (n=104)

Temporalsätze werden in den untersuchten Korpus-texten aus dem Distanzteilkorpus (insg. 18 Belege) bis auf zwei Belege (aus **Burckhardt V**) nur integrativ angebunden. Im Gegensatz dazu erscheint der ‚resumptive‘ Typ in den beiden Nähetexten aus dem 17. bzw. 18. Jh. mit einem Anteil von 40,6% bzw. 60%. Im Nähetext aus dem 19. Jh. ist der Anteil des resumptiven Typs etwa derselbe wie im entsprechenden Distanztext. Insgesamt ist aber der Anteil des integrativen Typs in den Distanztexten deutlich höher als in den Nähetexten (88,9% vs. 67,3%).

Im Bereich der Temporalsätze sind die wesentlichen Veränderungen auf die Nähetexte beschränkt. Die Dynamik bei der Integration der Temporalsätze im Nähebereich lässt sich wie folgt charakterisieren: Der ‚resumptive‘ Typ kommt in den beiden Quellentexten aus dem 17. bzw. 18. Jh. noch mit einem bedeutenden Anteil (40,6% bzw. 60%) vor, er fällt dann im 19. Jh. unter 20% und im 20. Jh. ist er nicht mehr belegt. Mit anderen Worten, die in den Distanztexten bereits im 17. Jh. zu beobachtende Dominanz des integrativen Typs wird im Laufe der neuhochdeutschen Periode auch im Nähebereich erreicht. Die beiden Stellungsvarianten ‚resumptiv‘ und ‚integrativ‘ folgen zeitlich nicht einfach aufeinander, sondern existieren zu Beginn des Neuhochdeutschen im Sinne einer vertikalen Umschichtung nebeneinander bzw. über-/untereinander (zum Konzept der Vertikalisierung s. Reichmann 2003: 30, 46 – 47).

Nicht nur die Ergebnisse zur topologischen Integration stützen die Hypothese über den unterschiedlichen Integrationsgrad von Temporalsätzen in Nähe- bzw. in Distanztexten. In Anlehnung an Fabricius-Hansen (1992) und Zifonun et al. (1997: 2250) können mehrere Ebenen der Integration unterschieden werden. In Kappel (2017) wurde dafür argumentiert, bei der semantischen Integration u. a. auch das Kriterium der Explizitheit der Verknüpfung zu berücksichtigen: Bei sehr expliziten Verknüpfungsmitteln sind die beteiligten Sätze miteinander stärker verbunden als bei unspezifisch(er)en Verknüpfungsmitteln oder asyndetischen Verknüpfungen. Die semantischen Beziehungen zwischen den Teilsätzen werden im heutigen Deutsch nicht in jedem Fall eindeutig ausgedrückt. In der Konnektorensemantik werden formgleiche Konnektoren untersucht, die unterschiedliche Bedeutungen bzw. Verwendungen haben können, wie es etwa beim temporalen und konditionalen *wenn* zu beobachten ist (s. Blühdorn 2004: 125, Zifonun et al. 1997: 2282 – 2284). Im Korpus ist es mehrfach belegt, dass die semantischen Beziehungen zwischen den Teilsätzen in den Distanztexten eindeutiger markiert sind als in den Nähetexten. Vgl. dazu (4) bzw. (5) und (6).

(4) *So offft wir Speis und Getrânck zu uns nehmen/ sollen wir uns erinnern/ daß wir von unsrem Vatterland genehret und erhalten werden.* (Harsdörffer I: 1)

Der durch *so offft* eingeleitete Temporalsatz aus dem Distanztext aus dem 17. Jh. fungiert als Frequenzangabe, mit ihm wird die Häufigkeit der im übergeordneten Satz angegebenen Handlung bestimmt. Die semantische Beziehung zwischen den Teilsätzen wird durch den „Frequenz spezifizierenden“ (im Sinne von Breindl et al. 2014: 255) temporalen Subjunktoren *so offft*, eindeutig markiert. In den folgenden beiden Belegen aus dem Nähetext aus dem 17. Jh. sind die Verknüpfungen weniger explizit. In (5) wird der Temporalsatz durch den Subjunktoren *so* eingeleitet und am Anfang des Hauptsatzes mit dem Korrelat *so* wiederaufgenommen. Es ist also eine Parallelkonstruktion *so-so* zu beobachten:

(5) *In der grosten Kelten saß ich auff die Zinendeß Hauß, die Schenckel biß an die Kney in daz Waßer gestelt, offft 2 Stund lang. So mir dan die Schenckel an daß Geschire wolten frieren, so name ich ein Hamer, schlug daz Eiß mit auff.* (Güntzer I: 98v – 99r)

Die semantische Beziehung zwischen den Teilsätzen ist nicht eindeutig markiert, da beim Subjunktoren *so* keine eindeutig temporale Bedeutung angenommen werden kann, er leitet nämlich in diesem Korpustext z. B. auch Konditionalsätze ein. Im Zusammenhang mit dem Kriterium der Explizitheit der Verknüpfung ist auch auf die Wahl des Korrelats einzugehen. In den Nähetexten ist der Gebrauch des „semantisch unspezifische[n] Korrelat[s]“ (Zitterbart 2002: 152) *so* dominant (bis auf je eine Ausnahme des resumptiven *da* nach einem *da*-Satz in **Schuhmacher Chronik II** sowie nach einem *als*-Satz in **Güntzer I**). Auch dies zeigt eine Tendenz zur eindeutige(re)n Markierung der semantischen Beziehungen im Distanztext, obwohl bei den Distanztexten aufgrund der geringen Belegzahl keine weiteren Schlüsse aus der Wahl der resumptiven Elemente gezogen werden können.

Der Subjunktoren *nachdem* leitet im Gegenwartssdeutschen i. d. R. Temporalsätze der Vorzeitigkeit ein. Die primäre lexikalische Bedeutung des Subjunktors steht jedoch im folgenden Beleg aus dem Nähetext aus dem 17. Jh. im Widerspruch zum Inhalt des komplexen Satzes.

(6) *Nachdem ich nun im Jahrr ano 1615 auff Barttolimey außzogzuwandtern, ließ mir mein Vatter ein ney Kleidt machen von Leder, gab mir zugehörige Nodtdurfft wie auch 12 fl. In Gelt. (Güntzer I: 40v)*

Die Vorzeitigkeit des im Nebensatz bezeichneten Ereignisses ist aus logischen Gründen auszuschließen, die Reihenfolge der Ereignisse ist nämlich wie folgt rekonstruierbar: Erst bekam Güntzer ein neues Kleid und etwas Geld von seinem Vater, dann zog er aus, um zu wandern. Er muss das Kleid und das Geld vor der Wanderung bekommen haben, sonst hätte er sie nicht mit sich nehmen können. Daher wird an dieser Stelle die Interpretation des obigen Belegs als Temporalsatz mit einer vagen semantischen Beziehung zwischen den Teilsätzen angenommen. Der Subjunktor *nachdem* scheint bezüglich der zeitlichen Abfolge der Sachverhalte „unspezifisch situierend“ (Breindl [et al.] 2014: 292) zu sein, da er nur anzeigt, dass sein „internes Konnekt als eine Art Rahmen die Betrachtzeit liefert für die zeitliche Situierung des externen Konnektivs [...] und die konkrete Verortung dieser Betrachtzeit kontextuell festgelegt wird“ (Breindl [et. al.] 2014: 292).

Zudem ist auch ein wichtiger Unterschied bezüglich der Vorfeldfähigkeit vorangestellter Adverbialsätze und der mit ihnen (koordinierend, subordinierend oder parenthetisch) verknüpften weiteren Untersätze zu beobachten: In Distanztexten treten komplexere Voranstellungen öfter mit dem integrativen Typ auf, vgl. folgenden Beleg:

(7) *Denn als der König in Frankreich dem Kaiser im Jahr 1444. etliche 1000. Mann wider die Schweizer zu Hülffe schickte, deren Oberhaupt war der Marschall Graf von Armagnac, diese Franzosen aber gegen das teutsche Reich selbst nichts gutes im Sinne hatten, und daher etliche Mahle geschlagen wurden, wurde ihnen von den Teutschen nach ihrem Feldherrn, und zugleich zu Schimpfe der Name der armen Jäcken beygelegt. (Aichinger III: 44)*

Der durch *als* eingeleitete Temporalsatz wird zunächst durch einen Relativsatz (*deren Oberhaupt war der Marschall Graf von Armagnac*), dann u. a. durch einen nicht eingeleiteten Nebensatz (*diese Franzosen aber gegen das teutsche Reich selbst nichts gutes im Sinne hatten*) erweitert. Nach insg. vier Teilsätzen (47 Wortformen), wird der ebenfalls relativ lange Obersatz (18 Wortformen) realisiert. Der Satzkomplex besteht also aus 65 Wörtern, seine Rezeption wird durch eine Gedächtnisbelastung als Folge der lang gedehnten Projektionsstruktur erschwert. Der Gedanke, dass Hauptsätze mit

längeren, komplexeren Voranstellungen weniger integrativ verwendet werden, findet sich bereits bei Behaghel (1929: 410). Die Wahl des integrativen Stellungstyps im obigen Beleg ist daher überraschend. Ein derart hohes Ausmaß von Aufnahmefähigkeit des Vorfeldes ist bei Temporalsätzen nur für den Distanztext aus dem 20. Jh. belegt. Komplexe Voranstellungen dieser Art sind in den Nähetexten eher selten, in solchen Fällen wird der resumptive Typ bevorzugt. Dieses Ergebnis bestätigt die Auffassung Lötschers (2010: 128), nach der das sprachpsychologische Kriterium des Verarbeitungsaufwandes mit dem Kriterium der grammatischen Kohärenz konkurriert und letzteres in den Distanztexten immer mehr zur Geltung kommt, während in Nähetexten lange das gedächtnisentlastende resumptive Element gesetzt wird. Wegen der niedrigen Frequenz komplexer Voranstellungen in den Nähetexten ist jedoch dieses Ergebnis durch weitere Analysen zu untermauern.

4. Zusammenfassung

Zum Schluss wird dargelegt, welche Erkenntnisse sich aus der Untersuchung neuhochdeutscher Texte aus den Bereichen der konzeptionellen Mündlichkeit und Schriftlichkeit ergeben. Im Gesamtkorpus konnte zwar eine Dominanz des integrativen Typs im Bereich der Temporalsätze nachgewiesen werden. Aufgrund der einschlägigen Daten aus den Nähetexten aus dem 17. Jh. und 18. Jh. kann aber der Schluss gezogen werden, dass sich die integrative Stellung nicht bereits vor Beginn der neuhochdeutschen Periode durchgesetzt hat und somit die wesentlichen Veränderungen im Bereich der Satzintegration zu Beginn des Neuhochdeutschen noch keineswegs abgeschlossen sind. Die beiden Varianten „integrativ“ und „resumptiv“ existieren zu Beginn des Neuhochdeutschen im Sinne einer vertikalen Umschichtung nebeneinander bzw. über-/untereinander. Der resumptive Typ wird dann auch in Nähetexten zugunsten des integrativen Typs tendenziell abgebaut. Dieser Befund steht im Einklang mit Ágels Untersuchungsergebnissen zum Junktionsprofil von Distanz- und Nähetexten, die wie folgt erläutert werden (2012: 202): „Infolge der medialen und strukturellen Umschichtung nähern sich die tendenziell aggregativen Nähetexte, wenn auch zeitversetzt, den tendenziell integrativen Distanztexten strukturell an.“ Czicza/ Hennig (2013: 28), die mehrere grammatische Phänomene (wie etwa die Serialisierung im Verbalkomplex) im Neuhochdeutschen untersuchen, kommen ebenfalls zum Ergebnis, dass sich „die nächsprachlichen Texte aus

dem 19. Jahrhundert deutlich integrativer [verhalten] als die nächsprachlichen Texte aus dem 17. Jahrhundert“. Die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit liefern unabhängige Evidenz für diesen historischen Prozess.

Es wurde dafür argumentiert, dass die syntaktische Variation, die Verbreitung einer syntaktischen Form auf Kosten einer anderen syntaktischen Form, in einem sozio-pragmatischen Kontext zu erfassen sind. Die größte Schwäche der alternativen Erklärungsansätze, z. B. des Reanalyseszenarios von Axel-Tober (2012), liegt m. E. darin, dass die klar sichtbare syntaktische Variation zu frühneuhochdeutscher bzw. neuhochdeutscher Zeit im gegebenen theoretischen Rahmen nicht erfassbar ist und die Frage nach möglichen außersprachlichen Faktoren der Variation nicht zu beantworten bzw. gar nicht relevant sind. Die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit legen nahe, dass die Dimension der (konzeptionellen) Mündlichkeit/Schriftlichkeit einen Einfluss auf die syntaktische Variation hat. Daher wären weitere Analysen zur syntaktischen Variation anhand neuhochdeutscher Nähe- und Distanztexte lohnenswert.

Quellen

Aichinger III = Aichinger, Carl Friedrich (1754/1972): **Versuch einer teutschen Sprachlehre, anfanglich nur zu eigenem Gebrauche unternommen, endlich aber, um den Gelehrten zu fernerer Untersuchung Anlaß zu geben, ans Licht gestellt von Carl Friedrich Aichinger, d. Z. Stadtprediger zu Sulzbach**, Hildesheim/New York: Olms [Reprographischer Nachdruck der Ausgabe Frankfurt/Leipzig 1754] (Documenta Linguistica, Reihe V).

Auswandererbriefe V = Briefkorpus zur Monographie von Stephan Elspaß (2005): Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert. Tübingen: Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik 263).

Burckhardt V = Burckhardt, Jacob (1860/1988): **Die Kultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch**. Stuttgart: Kröner ¹¹1988 (Kröners Taschenbuchausgabe, Bd. 53).

Güntzer I = Güntzer, Augustin (1657/2002): **Kleines Biechlin von meinem gantzen Leben. Die Autobiographie eines Elsässer Kannengießers aus dem 17. Jahrhundert**. Hrsg. v. Sebastian Brändle, Köln/Weimar: Böhlau (Selbstzeugnisse der Neuzeit 8).

- Harsdörffer I** = Harsdörffer, Georg Philipp (1656/1971): **Der Teutsche Secretarius. Das ist: Allen Cantzleyen/ Studir- und Schreibstuben nutzliches/fast nohtwendiges und zum drittenmal vermehrtes Titular- und Formularbuch I**, Hildesheim/New York: Olms [Reprografischer Nachdruck der Ausgabe Nürnberg 1656].
- Jugendtagebuch VII = Tagebuch Nr. 4 von Lilly A.** Deutsches Tagebucharchiv Emmendingen, Signatur-Nr. 936 / I, 4.
- Lorenz VII** = Lorenz, Konrad (1973/1977): **Die Rückseite des Spiegels: Versuch einer Naturgeschichte menschlichen Erkennens**, München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Schuhmacher Chronik II = Die Chronik von Johann Georg Launer.** Stadtarchiv Reutlingen, Handschriftenabteilung Hs 51. Transkription Stadtarchiv Reutlingen (unveröffentlicht).

Literatur

- Ágel, Vilmos/Hennig, Mathilde (Hrsg.) (2006): **Grammatik aus Nähe und Distanz. Theorie und Praxis am Beispiel von Nähertexten 1650-2000**, Tübingen: Niemeyer.
- Ágel, Vilmos (2012): *Junktionsprofile aus Nähe und Distanz. Ein Beitrag zur Vertikalisierung der neuhochdeutschen Grammatik.* In: Jochen A. Bär / Marcus Müller (Hrsg.): **Geschichte der Sprache – Sprache der Geschichte. Probleme und Perspektiven der historischen Sprachwissenschaft des Deutschen. Oskar Reichmann zum 75. Geburtstag**, Berlin: Akademie (Lingua Historica Germanica 3), 181 – 206.
- Axel, Katrin (2002): „Zur diachronen Entwicklung der syntaktischen Integration linksperipherer Adverbialsätze im Deutschen: Ein Beispiel für syntaktischen Wandel?“. In: **Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (PBB)** 124, 1 – 43.
- Axel, Katrin (2004): *The syntactic integration of preposed adverbial clauses on the German left periphery: A diachronic perspective.* In: Horst Lohnstein/Susanne Trissler (Hrsg.): **The Syntax and Semantics of the Left Periphery**, Berlin/New York: de Gruyter, 23 – 58.
- Axel-Tober, Katrin (2012): **(Nicht-)kanonische Nebensätze im Deutschen. Synchrone und diachrone Aspekte**, Berlin/Boston: de Gruyter (Linguistische Arbeiten 542).
- Behaghel, Otto (1929): „Der Nachsatz“. In: **Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache** 53, 401 – 418.

- Blühdorn, Hardarik (2004): *Temporalkonnektoren. Einleitung*. In: Hardarik Blühdorn/ Eva Breindl/ Ulrich Hermann Waßner (Hrsg.): **Brücken schlagen. Grundlagen der Konnektorenssemantik**, Berlin/New York: de Gruyter (Linguistik: Impulse & Tendenzen 5), 125 – 136.
- Breindl, Eva et al. (2014): **Handbuch der deutschen Konnektoren**, Bd. 2: **Semantik**, Berlin/New York: de Gruyter (Schriften des Instituts für Deutsche Sprache 13.1 –13.2).
- Czicza, Dániel/Hennig, Mathilde (2013): *Aggregation, Integration und Sprachwandel*. In: Petra M. Vogel (Hrsg.): **Sprachwandel im Neuhochdeutschen**, Berlin/Boston: de Gruyter (Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte 4), 1 – 33.
- Fabricius-Hansen, Cathrine (1992): *Subordination*. In: Ludger Hoffmann (Hrsg.): **Deutsche Syntax. Ansichten und Aussichten**, Berlin/New York: de Gruyter (Institut für deutsche Sprache, Jahrbuch 1991), 458 – 483.
- Hammarström, Emil (1923): **Zur Stellung des Verbuns in der deutschen Sprache. Studien in volkstümlicher Literatur und Urkundensprache der Übergangszeit vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen**, Lund: Håkan Ohlssons Buchdruckerei.
- Kappel, Péter (2008): *Integrationsgrad vorangestellter Adverbialsätze im Neuhochdeutschen. Anmerkungen zum Forschungsstand und Umriss eines Neuansatzes*. In: Ágnes Lovász/ Krisztina Molnár (Hrsg.): **Linguistische Beiträge ungarischer Nachwuchsgermanisten. Referate der IV. linguistischen Tagung ungarischer Nachwuchsgermanisten an der Universität Pécs am 29.–30. März 2007**, Pécs: Universitätsverlag (Studien zur Germanistik, 9), 32 – 44.
- Kappel, Péter (2014): *Satzintegration in neuhochdeutschen Texten. Zum Schnittstellencharakter der Integration vorangestellter Adverbialsätze*. In: Péter Bassola/Ewa Drewnowska-Vargáné/György Scheibl (Hrsg.): **Zugänge zum Text**, Frankfurt/Main: Lang (Szegediner Schriften zur germanistischen Linguistik 3), 193 – 215.
- Kappel, Péter (2017): **Integrationsgrad vorangestellter Adverbialsätze im Neuhochdeutschen (1650 – 2000)**. Als Dissertation eingereicht. Universität Szeged.
- König, Ekkehard/van der Auwera, Johan (1988): *Clause integration in German and Dutch conditionals, concessive conditionals, and concessives*. In: John Haiman/Sandra A. Thompson (Hrsg.): **Clause**

- combining in grammar and discourse**, Amsterdam/ Philadelphia: Benjamins (Typological Studies in Language 18), 101 – 133.
- Lehmann, Christian (³2015): **Thoughts on grammaticalization**, Berlin: Language Science Press (Classics in Linguistics 1).
- Lötscher, Andreas (2005): „Linksperiphere Adverbialsätze in der Geschichte des Deutschen. Pragmatische Aspekte eines grammatischen Wandels.“ In: **Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (PBB)** 127, 347 – 376.
- Lötscher, Andreas (2010): *Auf der Suche nach syntaktischen „Nähe-Distanz“-Signalen in frühneuhochdeutschen Texten*. In: Vilmos Ágel/ Mathilde Hennig (Hrsg.): **Nähe und Distanz im Kontext variationslinguistischer Forschung**, Berlin: de Gruyter (Linguistik – Impulse & Tendenzen 35), 111.
- Pittner, Karin (1999): **Adverbiale im Deutschen. Untersuchungen zu ihrer Stellung und Interpretation**, Tübingen: Stauffenburg (Studien zur deutschen Grammatik 60).
- Reichmann, Oskar (2003): *Die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache: Wo bleiben die Regionen?*. In: Raphael Berthele [et al.] (Hrsg.): **Die deutsche Schriftsprache und die Regionen. Entstehungsgeschichtliche Fragen in neuer Sicht**, Berlin/New York: de Gruyter (Studia Linguistica Germanica 65), 29 – 56.
- Wiktorowicz, Józef (2013): *Die vorangestellten Adverbialsätze und ihre Integration mit dem Hauptsatz im 17. Jahrhundert*. In: Józef Wiktorowicz/Anna Just/Ireneusz Gaworski (Hrsg.): **Satz und Text. Zur Relevanz syntaktischer Strukturen zur Textkonstitution**, Frankfurt/Main: Lang (Schriften zur diachronen und synchronen Linguistik 8), 393 – 398.
- Zifonun, Gisela et al. (1997): **Grammatik der deutschen Sprache**, 3 Bde, Berlin/New York: de Gruyter (Schriften des Instituts für deutsche Sprache 7.1 – 7.3).

Die Negation in den Nebensätzen von negierenden Ausdrücken im Neuhochdeutschen

Abstract: The present paper focuses on the expletive negation that can appear in various languages in the complement clauses of negative expressions, which express the non-application or the non-desirability of the content of the dependent constructions. In German, this multiple negation became less and less frequent in standardized written language in the 19th-20th century, partly under the influence of (school) grammars. In my essay, I present some important observations of the linguistic literature on the use of this negation in New High German, as well as selected results from two corpus analyses, the statistical data of which can clarify and, in some cases, disprove the information to be found in previous publications.

Keywords: expletive / paratactic negation, New High German, corpus analysis.

1. Einleitung

In meinem Aufsatz beschäftige ich mich mit einem Negationsphänomen, das im schriftlichen Standarddeutschen nicht mehr existieren sollte bzw. nur in bestimmten Spezialfällen erlaubt ist (s. Punkt 2). Thematisiert werden Satzgefüge, in deren Matrixsätzen Ausdrücke stehen, die das Nicht-Zutreffen oder die Nicht-Erwünschtheit des Inhalts ihrer Ergänzungssätze implizieren. Um diese Wirkung zu verstärken oder noch einmal auszudrücken, können in den Ergänzungssätzen – vor allem in früheren Perioden des Deutschen – eigentlich redundante Negationswörter vorkommen (Ebert/Reichmann/Solms/Wegera 1993: 429, Paul 1968: 343 – 357, Paul 2007: 393, Hervorhebung O.R.):

- (1) *jâ verbôt ich iu an den lîp daz ir niht ensoldet sprechen*
(Hartmann von Aue)
- (2) *[...] das sie zwyvel hettent, daz daz silber nit vollen gût were*
(Urkundenbuch der Stadt Straßburg)
- (3) *ich will [...] ihn abhalten, daß er nicht hierher komme*
(Frau Gottsched)
- (4) *ich bin nicht in Abrede, daß ein Herausgeber ... nicht noch mehr hätte thun können* (Lessing)

- (5) *wer wird uns hindern, daß wir sie nicht hineinbringen könnten* (Gottsched)
- (6) *wo sollte denn also das Hinderniß liegen, daß die Seele nicht im Himmel sey* (Wieland)
- (7) *er warnte mich, nicht ein Wort mehr von ihm zu reden* (Rabener)
- (8) *es ist kein Zweifel, daß man nicht auf allen Seiten [...] Merkmale ihrer Gültigkeit entdecken könne* (Lessing)

Wie die Belege zeigen, kam diese Mehrfachnegation noch bei den Schriftstellern der Klassik vor. Die Setzung von Negationswörtern im Nebensatz wurde dann in der normierten Schriftsprache z. T. unter dem Einfluss der (Schul-)Grammatiken bis zum 19. – 20. Jahrhundert stark zurückgedrängt.

Diese – auch in anderen Sprachen¹ existierende – Satzstruktur wird in der linguistischen Fachliteratur von verschiedenen Perspektiven aus behandelt. In Arbeiten, die sich mit Gegenwartssprachen beschäftigen, werden die Matrixsatzelemente semantisch, syntaktisch oder pragmatisch beschrieben und in Gruppen eingeteilt (vgl. Charitonowa 1974: 96 – 98, Duden-Grammatik 2009: 931, Helbig/Buscha 2005: 558, Karttunen 1979: 245 – 266, Kürschner 1983: 219 – 225).² Die empirische Anwendbarkeit dieser Klassifizierungen bei der Beschreibung der Negation im Nebensatz ist jedoch leider fraglich. Die Matrixsatzelemente werden in vielen Publikationen zudem nur vage definiert. Es gibt zwei Annäherungsweisen: Die eine fokussiert auf die Semantik der Ausdrücke im Matrixsatz, die andere stellt deren Wirkung bei der Interpretation ihrer Nebensätze in den Vordergrund. Nach diesen zwei Annäherungen werden verschiedene Termini für die Matrixsatzelemente verwendet: „Verben negativen Sinnes“, „Verbis und Phrasen mit negativer Bedeutung“, „implizite lexikalische Negationsträger“ vs. „kontrafaktive Prädikate“, „negativ-implikative Verben“ (vgl. Blatz 1970: 989, Ebert/Reichmann/Solms/Wegera 1993: 428, Helbig/Buscha 2005: 558, IdS-Grammatik 1997: 1387, Kürschner 1983:

¹ z. B. im Englischen (Horn 2010: 121, Jack 1978: 60, Traugott 1972: 96, Wurff 1999: 295), Dänischen, Norwegischen (Jespersen 1966: 75 – 77), Holländischen (Wouden 1997: 197 – 199, 202), Lateinischen (Wouden 1997: 196, 198), Italienischen (Napoli/Nespor 1976: 835 – 836), Französischen (Hentschel 1998: 28, Horn 2010: 122, Wouden 1997: 196 – 198, 204) und Ungarischen (Bencédy/Fábián/Rácz/Velcsov 1996: 377).

² semantisch nach Synonymie, syntaktisch nach Valenz, pragmatisch nach ihrer Auswirkung auf die Interpretation ihrer Nebensätze.

218). Die Gruppe der Ausdrücke, die in ihren Ergänzungssätzen Mehrfachnegation erlauben, ist nach den Belegen ziemlich heterogen: Es gibt unter ihnen Verben, verbo-nominale Prädikate und auch Substantive. Da sie alle einen Ergänzungssatz (Subjekt-, Objekt- oder Attributsatz) bei sich haben können, nenne ich sie von dieser Eigenschaft ausgehend „Satzregentien“. Hinsichtlich des hier untersuchten Phänomens ist noch relevant, dass sie auf den Inhalt ihrer Ergänzungssätze negierend wirken (d. h. negative Interpretationen ermöglichen). Deshalb benutze ich für sie die Bezeichnung „negierende Satzregentien“.

Diachron orientierte Publikationen zum Thema listen Belege aus verschiedenen Perioden auf, wobei die Negation im Nebensatz meist als redundant aufgefasst wird. Einige Wissenschaftler versuchen zu erklären, wie die Konstruktion zustande kam und warum sie im Laufe der Zeit in Standardsprachen (fast völlig) verschwand. Erwähnenswert sind dabei die Kontaminationshypothese³, die Negative-Polarität-Hypothese⁴, generative Hypothesen⁵ sowie die Aggregative-Negation-Hypothese⁶. Man erfährt noch aus der Fachliteratur, dass die Setzung der Negation die ganze deutsche Sprachgeschichte hindurch fakultativ war, sie erschien in *dass*-Sätzen aber häufiger als in *zu* + Infinitivkonstruktionen. Es fehlen jedoch noch Korpusanalysen, welche die Erklärungsansätze untermauern oder widerlegen könnten, sowie eine präzisere, statistische Beschreibung der Verwendungsregularitäten ermöglichen würden.

³ Nach Paul (1886) kommt die Mehrfachnegation durch Kontamination, also Verschmelzung, zustande: z. B. ist *Ich habe nur leugnen wollen, dass ihr alsdann der name malerei weniger zukomme* (Lessing) das Ergebnis der Verschmelzung von *leugnen [...] dass [...] zukomme* und *behaupten [...] dass [...] weniger zukomme* (Paul 1886: 133).

⁴ Laut der Negativen-Polarität-Hypothese (z. B. Wouden 1997) sind die Negationswörter in den Ergänzungssätzen negativ-polare Lexeme, die nur in bestimmten negativen Kontexten erscheinen.

⁵ Espinal (1992) argumentiert dafür, dass das Matrixsatzelement, der Subjunktor und die Negation im Nebensatz eine Einheit bilden. Wurff (1999) versucht, die Mehrfachnegation mittellenglischer Satzgefüge in die Stemmastruktur einzubauen.

⁶ Diese Theorie geht von einem Satzkomplex aus, in dem die Satzeinheiten ohne syntaktische Verknüpfung aneinandergereiht werden und die semantische Verbindung nicht zeigen (aggregativer Zustand). Im Laufe der Zeit wird der integrative Zustand, die syntaktisch-semantische Unterordnung, erreicht. Dazwischen gibt es Übergangsphasen, in denen Merkmale beider Organisationsweisen zu finden sind, wie z. B. die Negation im noch nicht völlig untergeordneten Satz (vgl. Ágel 2007).

Von diesem Mangel ausgehend habe ich zwei Korpusanalysen des Neuhochdeutschen⁷ durchgeführt. Zur ersten Untersuchung habe ich ein eigenes Korpus zum Zeitabschnitt 1650 –1900 zusammengestellt. Bei der zweiten Untersuchung recherchierte ich die Jahrgänge 2010 –2015 der *Zeit* im Cosmas II. Bei diesen Analysen waren meine Ziele, bestimmte Behauptungen der Grammatiker zu überprüfen und die Entwicklung der Negation in der Schriftsprache präziser als bisher zu beschreiben.

2. Die Negation nach negierenden Satzregentien im Neuhochdeutschen anhand der Fachliteratur

Negierenden Satzregentien untergeordnet kommen in den verschiedenen Perioden des Deutschen folgende Satztypen (häufig mit Negation) vor:

– abhängige Hauptsätze

(9) *es wird kalt werden, befürchte ich* (DWB, Bd. 1: Sp. 1275)

– uneingeleitete Nebensätze mit Verbzweit

(10) *daz des iht würde gespart, ern striche in iemer in die naht* (Tristan zit. nach Behaghel 1924: 73)

(11) *dasz ich zweifele, es sey kein einziges in der hochgeschätzten gesellschaft* (Ettner v. Eiteritz zit. nach DWB, Bd. 32: Sp. 1023)

(12) *er leugnet stark, er habe es nicht getahn* (Stieler zit. nach DWB 12: Sp. 343)

– eingeleitete Nebensätze mit *dass* und *ob*

(13) *niomannes ubeli ne gehinderet, taz sie gota uuerdên* 'niemandes Übel hindert, dass sie Götter werden' (Boethius zit. nach Schötensack 1976: 558)

(14) *daz wil ich widerrâten ..., daz ir mich mit besemen gestrâfet nimmer mêr* (Kudrun zit. nach Paul 2007: 393)

⁷ im weiteren Sinne des Terminus, der auch das Gegenwartsdeutsche mit einschließt.

- (15) *das man hat virboden, das nyman keyne unverkorn bose eyde ensal sweren* (Frankfurter Gesetze zit. nach Ebert/Reichmann/Solms/Wegera 1993: 429)
- (16) *die Sorge lag mir im Kopfe, daß mir die Spitzbuben nicht über mein Kapital geraten möchten* (Weise zit. nach Behaghel 1924: 88)
- (17) *Ob ich mit Dalberg zu Stande kommen kann, zweifle ich* (Schiller zit. nach Paul 1968: 186)

– zu + Infinitivkonstruktionen

- (18) *was könnte Sie also hindern, nicht lieber bessere Wege abwarten zu wollen?* (Lessing zit. nach Paul 1968: 351)
- (19) *ich hütete mich zugleich, mein Herz nicht zu stören* (Gellert zit. nach Paul 1968: 352)
- (20) *Durch den verfallenen Zustand der Kriegsmacht war man verhindert, das Gegenteil mit bewaffneter Hand durchzusetzen.* (Schiller zit. nach Blatz 1970: 991)

In den Grammatiken des Neuhochdeutschen kann man eine schwankende Beurteilung der Negation beobachten (Hervorhebungen O. R.):

- Ende des 18. Jh. schreibt Aichinger (1754: 566): „Nach den uerbis, die eine Furcht und ein Verboten bedeuten, **setzen die Teutschen keine verneinende Partikeln**, als: [...] wer wehret dies, daß du lernest. ... Aber **hindern**, wenn daß darauf folget, **erfordert auch das nicht**, z. B. er hat mich gehindert, daß ich nicht gekommen bin.“
- In der ersten Hälfte des 19. Jh. erwähnt Bauer (1811: 313 – 314) beide Verwendungsmuster:

Auch wenn ein Verbum bereits eine **Verneinung** in sich schließt, **darf** solche **nicht wiederholt werden**: er leugnete, daß er es nicht gethan habe, statt daß er es gethan habe. So muß man auch nicht sagen: er verbot mir nicht auszugehen; er untersagte mir, kein Geld auszugeben [...]. Obgleich **mehrere sagen, daß noch eine Verneinung folgen müsse, wenn nach hüten und hindern oder verhindern das Bindewort daß folgt**, hingegen nicht, wenn der Infinitiv mit zu folgt, so ist es doch wohl regelmäßiger, auch diese Ausnahme nicht zuzulassen. Man kann also

auch sagen: hüte dich, daß du in eine (nicht keine) Sünde willigst, er hinderte (verhinderte) (hielt ab) mich, daß ich (nicht nicht) zu dir kommen konnte [...].

Becker (1842: 37) stellt die noch frequente Verwendung der Mehrfachnegation fest: „**Die doppelte Verneinung [...] findet sogar noch gewöhnlich Statt**, wenn mit den Verben: verhindern, verhüten, verbieten, warnen u. m. A., die an sich schon eine Verneinung ausdrücken, ein Substantivsatz verbunden wird.“

Genauso gibt Blatz (1880: 797) die Nebensatznegation als häufiges Phänomen an: „**Bis in den Anfang unseres Jahrhunderts hinein**, insbesondere noch bei unseren großen Klassikern, **bildete die pleonastische Negierung** des Inhaltssatzes, zumal wenn die bezeichneten Verba selbst noch mit einer Negation verbunden sind, **fast die Regel [...]**“.

- In der zweiten Hälfte des 19. Jh. geht dann die Mehrfachnegation in der Schriftsprache eindeutig zurück:

Apostelg. 5, 26 steht: Da ging hin der Hauptmann mit den Dienern und holeten sie, nicht mit Gewalt, denn sie fürchten [...] sich vor dem Volk, dasz sie nicht gesteinigt würden. [...] Sch.: Doch konnte er nicht verhindern, dasz ihm die Kaiserlichen nicht in mehreren kleinen Gefechten Abbruch thaten. [...] Varnh.: K. warnte mich den Lockungen nicht zu sehr zu folgen. – Diese Beisp. stehn **in der Schriftspr. ziemlich vereinzelt da; in der Volksspr. sind jedoch solche Constr. gäng und gäbe** und ebenfalls [...] nicht als Gallicismen (vgl. frz. craindre, nier, douter, etc.) anzusehen. (Engelien 1867: 535)

Ähnlich vertritt Polle (1898: 17) die Meinung, dass

[...] **die deutsche Volkssprache** und ebenso auch die ältere deutsche Schriftsprache **eine zweite Verneinung setzt, wo sie von der heutigen Schriftsprache verworfen wird**, nämlich [...] nach den Zeitwörtern, in denen sich eine Verneinung versteckt [...]. Solche Wörter sind fürchten warnen verbieten leugnen bezweifeln bestreiten abhalten hindern wehren sich hüten sich wahren uä.

In diesem Sinne schreibt auch Blatz (1880: 796) Folgendes: „Bei den Verbis mit negativer Bedeutung [...] wird im abhängigen Inhaltssatz die früher gebräuchlich gewesene pleonastische (d. h. überflüssige) Negation **jetzt meistens vermieden**“.

- Über das 20. Jh. weiß Paul (1968: 351) allgemein mitzuteilen, dass „die Verwendung der **Negation** unter dem Einflusse der Schule **stark zurückgegangen**“ ist. Deswegen steht in den meisten Grammatiken die Regel: „Auch dann wird die **Negation im Nebensatz nicht ausgedrückt**, wenn im entsprechenden übergeordneten Satz Verben stehen, die bereits eine negative Aussage enthalten“ (Helbig/Albrecht 1993: 40). Trotzdem war die Negation zwar stigmatisiert, aber immer noch im Gebrauch: „Wenn von diesen Verben ein Nebensatz (Gliedsatz) oder eine Infinitivgruppe abhängt, dann wird **der Gliedsatz oder die Infinitivgruppe auch heute noch gelegentlich zusätzlich verneint** [...]. Diese zusätzliche Verneinung **gilt heute in der Hochsprache als nicht korrekt**“ (Duden-Zweifelsfälle 1972: 478).

- Im 21. Jh. gilt die Setzung einer Negation im Nebensatz als Fehler: „Es gibt implizite lexikalische Negationsträger, d. h. Verben, die eine Negation des ihnen untergeordneten Satzes ausdrücken, **ohne dass diese Negation dort signalisiert wird**“ (Helbig/Buscha 2005: 558). „**Als nicht mehr korrekt gilt die leere Verneinung nach Verben** des (a) Verhinderns oder Unterlassens, (b) des Abratens und Verbotens oder (c) des Leugnens und Bezweifeln“ (Duden-Grammatik 2009: 915). Interessanterweise wird als einzige Ausnahme das Verb *sich hüten* genannt: „Wird aber *sich hüten* ohne *davor* mit einem dass-Satz verbunden, ist die Verneinung korrekt: *Hüte dich, dass du keinen Fehler machst.*“ (Duden-Zweifelsfälle 2007: 645 – 646). Dass aber die betreffende Negationskonstruktion sogar in der Schriftsprache immer noch zu finden ist, beweisen auch folgende Belege mit *verhindern*:
 - (21) *Völlig verhindern, dass sich nicht wieder erneut Dinge ansammeln, kann man nicht!* (Die Zeit – Online-Ausgabe, 17. 02. 2011)
 - (22) „*Nur so kann verhindert werden, dass nicht im Ergebnis die Finanzierungskosten des Mittelstands steigen und im Extremfall damit sogar an sich produktive Investitionen unterlassen werden.*“ (Die Zeit – Online-Ausgabe, 09. 02. 2012)
 - (23) *Aber wie verhindert man dann, dass das Geld nicht nur in die Länder fließt, in denen ohnehin investiert wird?* (Die Zeit, 29. 01. 2015, 24)

3. Analyse des Korpus von 1650 – 1900

Im Folgenden präsentiere ich einige Ergebnisse, zu denen ich bei der Analyse eines historischen Korpus gekommen bin, das als Grundlage meines Dissertationsprojektes diente (vgl. Rauzs). Anhand dieses Korpus konnte ich die in Punkt 2 zitierten Feststellungen der historischen Grammatiken überprüfen und häufig vage Informationen wie folgende in Paul (1968: 343, 351) mithilfe statistischer Daten präzisieren (Hervorhebungen O. R.):

- „Auf Verba und Wortverbindungen, die an sich einen negativen Sinn haben, folgt **gern** eine eigentlich unlogische, pleonastische Negation.“
- „Im Nhd. ist nach **den meisten dieser Wörter** im abhängigen *daß*-Satze **häufig** Negation angewendet, mag der regierende Satz positiv oder negativ sein.“
- „In der **neuesten Zeit** ist die Verwendung der Negation unter dem Einflusse der Schule **stark zurückgegangen**.“

Des Weiteren fokussiere ich auf folgende Fragen, die ich von der Fachliteratur ausgehend formuliert habe:

- Welche in Punkt 2 aufgelisteten Nebensatztypen kommen im Korpus vor und wie verändert sich ihre Proportion zueinander mit der Zeit?
- Mit welcher Häufigkeit kommt eine aus heutiger Perspektive unlogische Negation in diesen Nebensätzen vor?
- Mit welchen negierenden Satzregentien tritt die Negation auf?

Um diese Fragen beantworten zu können, habe ich ein Korpus von 608 Belegen zusammengestellt. Dazu verwendete ich digitalisierte originale Ausgaben, Faksimiledrucke und Editionen, die keine grammatischen und orthographischen Eingriffe enthalten. Die Quellen gehören zu verschiedenen Textsorten, von Autobiographien und Dramen bis hin zu Chroniken und Leichenreden.

Der Zeitraum 1650–1900 wurde in drei Abschnitte gegliedert: 17. Jahrhundert (123 Belege), 18. Jahrhundert (242 Belege), 19. Jahrhundert

(243 Belege). Ein Beleg besteht aus einem Satzregens, das mindestens eine negierende Lesart aufweist, zusammen mit seinem eigenen Satz und aus den von ihm abhängigen Ergänzungssätzen (Subjekt-, Objekt- oder Attributsätzen), z. B.:

- (24) *Schlösser und Landeskultur zu betrachten hinderte das Wetter.* (Grillparzer, 166)
- (25) *und mein guter Engel verhütete, daß sie auch nichts davon erfuhr* (Bräker, 223)
- (26) *aber der Zweifel, ob der mich auch hören wollte, gieng itzt zum erstenmal mir durch Mark und Bein* (Bräker, 250)

Von der detaillierten Analyse wurden zuerst diejenigen Belege ausgeschlossen, in denen das jeweilige Satzregens nicht negierend vorkam, z. B.:

- (27) *Ich warne dich, mein lieber Bernardon, daß ich zum kommen krumm und langsam, zum weggehen aber flüchtig und sehr geschwind bin.* (Kurz, 26)
- (28) *wie wir dann hiermit verordnen / statuiren / genau gebiethen und verbiethen / daß keine Einwohner der erwähnten vereinigten Niederlande ihre Schiffe oder Personen gebrauchen lassen / vermiethen oder anwenden sollen* (Meyer, 40)

Analysiert wurden also nur solche Belege, in denen das Satzregens eindeutig (29) oder vermutlich (30) negierend ist:

- (29) *was hinderts, daß ich dies nicht in 2 Zeilen selbst thue?* (Bürger, 83)
- (30) *Ich hab meinen knaben verbotten, das sie niergents sollten eine üble zeitung erzehlen bey hoher straff.* (Kleinschroth, 126)

Die restlichen 585 Belege zeigen folgendes Bild:

Nebensatztyp	17. Jh. (114 Belege)	18. Jh. (236 Belege)	19. Jh. (235 Belege)
AH / UN ⁸	26 (22,8%)	26 (11%)	26,5 (11,3%)
EN ⁹	44 (38,6%)	102 (43,2%)	59,5 ¹⁰ (25,3%)
IK ¹¹	44 (38,6%)	108 (45,8%)	149 (63,4%)

Tab. 1: Häufigkeit von Belegen mit negierenden und vermutlich negierenden Satzregentien im 17. – 19. Jh.

Wie aus Tabelle 1 ersichtlich ist, sind im Korpus alle möglichen Nebensatztypen belegt. Abhängige Hauptsätze und uneingeleitete Nebensätze werden mit der Zeit seltener, dagegen erhöht sich der Anteil der *zu* + Infinitivkonstruktionen zugunsten der eingeleiteten Nebensätze drastisch.

Nebensatztyp	17. Jh.	18. Jh.	19. Jh.
AH / UN	2 (7,7%)	-	-
EN (<i>dass</i> -Sätze)	20 (45,5%)	28 (27,5%)	3 (5%)
IK	-	2 (1,9%)	3 (2%)

Tab. 2: Häufigkeit der Mehrfachnegation im 17.–19. Jh.

Mehrfachnegation tritt vor allem in eingeleiteten Nebensätzen auf, welche ohne Ausnahme *dass*-Sätze sind. Im 17. Jh. findet man Negationsträger fast in der Hälfte aller *dass*-Sätze, was meiner Meinung

⁸ abhängige Hauptsätze, uneingeleitete Nebensätze mit Verbzweit.

⁹ eingeleitete Nebensätze.

¹⁰ In einem Beleg kombiniert sich das Satzregens sowohl mit einem uneingeleiteten Nebensatz als auch einem *dass*-Satz, was sich in den Zahlen beider Nebensatzgruppen widerspiegelt, „weil er *fürchtete*, *es möchte sonst scheinen*, als kriege er bei euch nicht genug zu essen, resp. *daß ihr diesen euch unangenehmen Schluß ziehen möchtet*“ (Laible, 159).

¹¹ *zu* + Infinitivkonstruktionen.

nach ein ziemlich hoher Anteil ist. Das reduziert sich im 19. Jh. auf nur 5%. In abhängigen Hauptsätzen, uneingeleiteten Nebensätzen und *zu* + Infinitivkonstruktionen wurde die Negation kaum verwendet. Die Behauptung der Grammatiker, dass die Negation in *dass*-Sätzen häufiger vorkommt, stimmt mit meinen Ergebnissen überein, besonders groß ist der Unterschied zu Infinitivkonstruktionen im 17.–18. Jh.

AH / UN:

- (31) *So verleugnet sie, es [= das Kind] sei nicht ihr[es].*
(Handwerker-Bauern, 388)
- (32) *Diese widerratheten, mir auf alle weiß, ich sollte nit auf die bruggen gehen* (Kleinschroth, 139)

EN:

- (33) *Ich bin in der größten Angst, daß er nicht schon einige von Ihren Briefen aufgefangen hat* (Lenz, 59)
- (34) *Sie solten sich hüten / daß sie den Pisistratum, von welchem er wol merckte / daß er nichts guts im Schild führte / nicht zum Magistrat zögen* (Imhof, 152)

IK:

- (35) *Wir [...] werden dadurch abgehalten, nach unseren Begriffen, die wir von der Vernunft als einer wirkenden Ursache (vermittelst des Willens) haben, keinen transcendentalen Gebrauch zu machen* (Kant, 178 – 179)
- (36) *ihn abzuhalten, die Wahrheit nicht zu gestehn.*
(Beethoven, 171)

Folgende Tabelle enthält alle Satzregentien, die in meinem Korpus mit Mehrfachnegation zu beobachten sind:

Satzregentien	17. Jh.		18. Jh.		19. Jh.	
	Tokens gesamt	Tokens mit MN ¹²	Tokens gesamt	Tokens mit MN	Tokens gesamt	Tokens mit MN
abhalten	1	1	3	1	7	1
abmahnen	1	1	-	-	-	-
ausreden	-	-	1	1	-	-
behüten	5	5	-	-	-	-
fehlen	4	1	-	-	2	1

¹² Mehrfachnegation.

Satzregentien	17. Jh.		18. Jh.		19. Jh.	
	Tokens gesamt	Tokens mit MN ¹²	Tokens gesamt	Tokens mit MN	Tokens gesamt	Tokens mit MN
halten, sich	-	-	-	-	1	1
hemmen	1	1	-	-	-	-
hindern	4	3	15	7	-	-
hüten, sich	2	2	7	2	11	2
in Acht nehmen, sich	-	-	1	1	-	-
in Angst sein	-	-	1	1	-	-
leugnen	6	1	17	2	-	-
verhindern	4	1	5	2	-	-
verhüten	1	1	7	7	3	1
verleugnen	1	1	-	-	-	-
verwehren	1	1	-	-	-	-
wehren	1	1	4	2	-	-
weigern, sich	3	1	-	-	-	-
widerraten	1	1	-	-	-	-
zweifeln	-	-	30	4	-	-
Σ	36	22 (61,1%)	91	30 (33%)	24	6 (25%)

Tab. 3: Anzahl der negierenden Satzregentien mit Mehrfachnegation im 17.–19. Jh.

Von diesen 20 Satzregentien sind die meisten Verben, es kommen nur 2 verbo-nominale Konstruktionen unter ihnen vor. Die Mehrfachnegation taucht vor allem mit Ausdrücken des Verhinderns und Zurückhaltens (*abhalten, behüten, sich halten, hemmen, hindern, sich hüten, sich in Acht nehmen, verhindern, verhüten, verwehren, wehren, sich weigern*) auf.

Die hier präsentierten Ergebnisse untermauern und präzisieren also folgende allgemeine Feststellungen der historischen Grammatiken:

- Die Häufigkeit der Negation nimmt drastisch ab, am bedeutendsten im 19. Jahrhundert.
- Im 17.–18. Jh. begegnete man ihr noch ziemlich häufig (in *dass*-Sätzen, zumindest in meinem Korpus, in ca. der Hälfte bzw. in einem Drittel der Fälle).
- In *dass*-Sätzen tritt sie häufiger als in Infinitivkonstruktionen auf.
- Bei Prädikaten des Fürchtens kommt sie selten vor.

4. Analyse des Korpus von 2010 – 2015

Die zweite Korpusanalyse hat das Ziel, die aktuelle Lage der betreffenden Negationskonstruktion zu untersuchen, um zu erfahren, ob und wie sich die Vorkommenshäufigkeit der Negation bis zum 21. Jh. geändert hat, und die Ergebnisse wieder mit den Behauptungen der Grammatiken zu vergleichen. Laut Duden-Zweifelsfälle (2007: 645 – 646) sollte nämlich die Mehrfachnegation nur in *dass*-Nebensätzen von Matrixsätzen mit *sich hüten* ohne Korrelat auftreten dürfen, andere linguistische Arbeiten, die ich herangezogen habe, verbieten die Negation absolut (vgl. Punkt 2).

Zur Analyse habe ich die Jahrgänge 2010 – 2015 der **Zeit** bestimmt, die ich im Cosmas II recherchierte. Es wurden von den Satzregentien in Tabelle 3, die in meinem historischen Korpus zu finden sind, diejenigen 5 Ausdrücke ausgewählt, die am häufigsten mit der Mehrfachnegation vorkamen: *abhalten*, *hindern*, *sich hüten*, *verhindern*, *verhüten*. Ich habe mit der Suchmaske von Cosmas II solche Belege gesucht, in denen nach diesen Verben die Wörter *dass* oder *zu* in höchstens 10-Wörter-Distanz zu lesen waren (z. B.: &abhalten /+w10 dass). Insgesamt ergab die Suche 1289 passende Satzgefüge mit folgender Verteilung:

Nebensatztyp	abhalten (135 Belege)	hindern (226 Belege)	hüten, sich (51 Belege)	verhindern (876 Belege)	verhüten (1 Beleg)
<i>dass</i> -Sätze	2 (1,5%)	2 (0,9%)	1 (2%)	861 (98,3%)	1 (100%)
IK	133 (98,5%)	224 (99,1%)	50 (98%)	15 (1,7%)	---

Tab. 4: Häufigkeit der Belege 2010–2015

68% der Belege enthalten *verhindern* als Satzregens, am wenigsten belegt ist *verhüten* mit nur einem Treffer. *Abhalten*, *hindern* und *sich hüten* entsprechen den Ergebnissen der ersten Korpusanalyse, sie verbinden sich nämlich am häufigsten mit *zu* + Infinitivkonstruktionen. Während das bei meinen Satzgefügen aus dem 19. Jh. in 63,4% der Fälle zutrif, sind die Infinitivkonstruktionen hier sogar mit 98 – 99% vertreten. Aus der Reihe tanzt eindeutig *verhindern*, bei dem die Proportionen der Nebensatztypen umgekehrt aussehen. Da *verhüten* nur in einem einzigen Satzgefüge vorkommt, kann man diesbezüglich keine allgemeingültigen Beobachtungen machen.

Nebensatztyp	hüten, sich	verhindern
dass-Sätze	1 (100%)	7 (0,8%)
IK	1 (2%)	---

Tab. 5: Häufigkeit der Mehrfachnegation 2010–2015

Von den 5 Satzregentien weisen nur *sich hüten* und *verhindern* Nebensätze mit Mehrfachnegation auf. Die Negation kommt ziemlich selten vor, aber in *dass*-Sätzen immer noch häufiger als in *zu* + Infinitivkonstruktionen. Bei *sich hüten* steht der einzige *dass*-Satz mit Negationswort (37), das macht also 100% aus. Der Beleg ist jedoch nicht nur wegen der kleinen Belegzahl nicht aussagekräftig, sondern auch deswegen, weil er ein Zitat aus der Bibel ist und so eine archaische Sprachverwendung widerspiegelt. Der einzige Beleg mit Infinitivkonstruktion (38) macht 2% aller Infinitivkonstruktionen von *sich hüten* aus, eine Proportion, die interessanterweise dem Stand früherer Jahrhunderte entspricht. Hervorzuheben ist bei diesem Satzgefüge außerdem, dass der Matrixsatz ein Korrelat (*davor*) enthält, was eigentlich der Setzung der Mehrfachnegation entgegenwirken sollte:

- (37) *Ich will mich hüten, dass ich nicht sündige mit meiner Zunge*«, steht im Alten Testament [...] (Die Zeit (Online-Ausgabe), 29.07.2010)
- (38) *Und müssen uns eher davor hüten, nicht zu gefühlig zu werden.* (Die Zeit (Online-Ausgabe), 24.02.2011)
- (39) *Und wie verhindert man, dass die Wohltäter nicht wie Besitzer auftreten [...]* (Die Zeit (Online-Ausgabe), 01.04.2010)
- (40) *Was verhindert denn, dass diese globalisierte Welt am Ende nicht doch in unbeherrschbaren Religions- und Kulturkämpfen implodiert, [...]* (Die Zeit (Online-Ausgabe), 22.04.2010)
- (41) *Völlig verhindern, dass sich nicht wieder erneut Dinge ansammeln, kann man nicht!* (Die Zeit (Online-Ausgabe), 17.02.2011)
- (42) *Er sollte ausloten, wie es verhindert werden kann, dass das wichtige Recht auf Anonymität nicht gleichzeitig Hass, Streit und Missgunst in der Gesellschaft fördert.* (Die Zeit (Online-Ausgabe), 17.07.2014)

- (43) *Aber wie verhindert man dann, dass das **Geld nicht nur in die Länder fließt**, in denen ohnehin investiert wird? (Die Zeit, 29.01.2015, 24)*

Die zweite Analyse hat ebenfalls interessante Ergebnisse erbracht: Anscheinend ist die Konstruktion mit Mehrfachnegation im 21. Jh. in standardsprachlichen Texten immer noch zu finden, allerdings mit viel weniger Satzregentien und insgesamt mit geringerer Häufigkeit als im historischen Korpus. Erwähnenswert ist, dass die Negation im Gegensatz zu den Anmerkungen der Grammatiken und Ratgeber im **Zeit**-Korpus eher bei *verhindern* auftaucht als bei *sich hüten*, und dass die Korrelatsetzung bei *sich hüten* das Erscheinen der Mehrfachnegation nicht blockiert hat.

5. Zusammenfassung

Zusammenfassend kann man Folgendes festhalten: Die Mehrfachnegation in den Ergänzungssätzen von negierenden Satzregentien scheint ein verbreitetes Phänomen zu sein, zumal sie in verschiedenen Sprachen und im Deutschen in allen Sprachperioden zu finden ist. Wissenschaftler haben bisher versucht, die Satzregentien zu charakterisieren und zu klassifizieren, sowie Erklärungshypothesen über die Existenz und den Rückgang der Negation anzubieten. Laut Grammatiker war die von mir untersuchte Mehrfachnegation im Deutschen vor allem in *dass*-Nebensätzen zu finden; sie verschwindet in der schriftlichen Standardsprache ab dem 19. Jh. fast völlig.

In meinem Aufsatz habe ich ausgewählte Ergebnisse zweier Korpusanalysen präsentiert, welche die Feststellungen der Grammatiken einerseits mithilfe statistischer Daten präzisieren, andererseits unter Umständen widerlegen. Allgemein lässt sich sagen, dass die Negation im Laufe der untersuchten Zeit auf dem Rückzug ist: Sie taucht mit immer weniger Satzregentien auf, in *zu* + Infinitivkonstruktionen beträgt ihr Anteil konstant ca. 2%. In den von der Negation präferierten *dass*-Sätzen geht ihre Häufigkeit von 45,5% im 17. Jh. auf 5% im 19. Jh. zurück, in den zu berücksichtigenden Belegen des 21. Jh. kommt sie nur zu 0,8% vor.

Als Erweiterung vorliegender Arbeit könnte das hier thematisierte Negationsphänomen auch mithilfe anderer Korpora untersucht werden, um über seine Geschichte und aktuelle Lage weitere Details zu erfahren.

Quellentexte des Korpus 1650 – 1900

- Beethoven, Ludwig van (1867): **Neue Briefe Beethovens. Nebst einigen ungedruckten Gelegenheitscompositionen und Auszügen aus seinem Tagebuch und seiner Lectüre** (Jahre 1810 – 1819), hrsg. von Ludwig Nohl, Stuttgart: Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 48 – 186. <http://books.google.com> [18. 01. 2010].
- Bräker, Ulrich (2000): **Lebensgeschichte und Natürliche Ebentheuer des Armen Mannes im Tockenburg**. Auf CD-ROM: **Deutsche Literatur von Lessing bis Kafka, Studienbibliothek** hrsg. von Mathias Bertram, Berlin: Directmedia (Digitale Bibliothek Band 1). Grundlage: **Leben und Schriften Ulrich Bräkers, des Armen Mannes im Tockenburg** dargestellt und hrsg. von Samuel Voellmy, Bd. 1, Basel: Birkhäuser, 1945.
- Bürger: Gottfried August (1988): **Mein scharmantem Geldmännchen. Gottfried August Bürgers Briefwechsel mit seinem Verleger Dieterich** (Jahre 1780 – 1791 = Briefe 40 – 92), hrsg. von Ulrich Joost, Göttingen: Wallstein, 69 – 170.
- Grillparzer, Franz (1893): **Selbstbiographie**. In: **Grillparzers sämtliche Werke in zwanzig Bänden** hrsg. und mit Einleitungen versehen von August Sauer, Bd. 19, Stuttgart: Cotta, 9 – 168.
- Imhof, Andreas Lazarus von (1692): **Neu-eröffneter Historischer Bilder-Saal** (I. Periodus, I. Capitel – III. Periodus, VIII. Capitel), Nürnberg: Felsecker, 1 – 160. <http://books.google.com> [29. 07. 2010].
- Kant, Immanuel (1783): **Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik die als Wissenschaft wird auftreten können** (§.11 – §.59), Riga: Hartknoch, 54 – 183. <http://books.google.com> [08. 01. 2010].
- Kleinschroth, Balthasar (1983): **Flucht und Zuflucht. Das Tagebuch des Priesters Balthasar Kleinschroth aus dem Türkenjahr 1683** (III. – X. Kapitel) hrsg. von Hermann Watzl, Graz, Köln: Böhlau (Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich 8), 54 – 212.
- Kurz, Joseph Felix von (1770): **Der unruhige Reichthum**, Wien: Joh. Thomas Edlen von Trattner, <http://books.google.com> [18. 08. 2014].
- Laible, Johann Gottlieb: **Briefe des Johann Gottlieb Laible an seinen Bruder Jakob** (Jahre 1851 – 1877), Tagebucharchiv Emmendingen, unveröffentlichte Transkription, 73 – 182.
- Lenz, Jakob Michael Reinhold (2000): **Die Soldaten**. Auf CD-ROM: **Deutsche Literatur von Lessing bis Kafka, Studienbibliothek**, hrsg.

- von Mathias Bertram, Berlin: Directmedia (Digitale Bibliothek Band 1). Grundlage: Jakob Michael Reinhold Lenz: **Werke und Schriften** hrsg. von Britta Titel und Hellmut Haug, Bd. 2, Stuttgart: Goverts, 1966.
- Meyer, Martin (1669): **Continuation XVIII Diarii Europæi, Infertis variis actis publicis. Oder: Täglicher Geschichts=Erzehlung Neunzehnder Theil** (November, Dezember 1667), Frankfurt/Main: Wilhelm Serlins, 1 – 76. <http://books.google.com> [29. 07. 2010].
- *** „Das Papier ist mein Acker...“. Ein Notizbuch des 17. Jahrhunderts von Handwerker-Bauern aus dem nordwestlichen Oberfranken (ab Jahr 1650)“ hrsg. von Rainer Hambrecht. In: **Jahrbuch der Coburger Landesstiftung** 29, 1984, 366 – 400.

Literatur

- Ágel, Vilmos (2007): *Was ist „grammatische Aufklärung“ in einer Schriftkultur? Die Parameter „Aggregation“ und „Integration“*. In: Helmuth Feilke/Clemens Knobloch/ Paul-Ludwig Völzing (Hrsg.): **Was heißt linguistische Aufklärung? Sprachauffassungen zwischen Systemvertrauen und Benutzerfürsorge**, Heidelberg: Synchron, 39 – 57.
- Aichinger, Karl Friedrich (1754): **Versuch einer teutschen Sprachlehre**, Frankfurt/Main/ Leipzig. <http://books.google.com> [26. 07. 2016].
- Bauer, Heinrich D. (1811): **Lehrbuch der deutschen Sprache. Besonders zum Gebrauch in Schulen**, Bd. 2, Potsdam: bei Karl Christian Horvath. <http://www.mdz-nbn-resolving.de/urn/resolver.pl?urn=urn:nbn:de:bvb:12-bsb10583368-7> [17. 11. 2016].
- Becker, Karl Ferdinand (²1842): **Ausführliche deutsche Grammatik als Kommentar der Schulgrammatik**, Bd. 2, Frankfurt/Main: Kettembeil. <http://books.google.com> [26. 07. 2016].
- Behaghel, Otto (1924): **Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung**, Bd. 2, Heidelberg: Carl Winters Universitätsbuchhandlung.
- Bencédy, József/Fábián Pál/Rácz Endre / Velcsov Mártonné (1996): **A mai magyar nyelv**, Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó.
- Blatz, Friedrich (1970): **Neuhochdeutsche Grammatik mit Berücksichtigung der historischen Entwicklung der deutschen**

- Sprache**, Bd. 2: **Satzlehre (Syntax)**, Nachdruck der 3. völlig neubearbeiteten Auflage von 1896, Hildesheim/New York: Olms.
- Charitonowa, Irina (1974): „Zum Ausdruck der Bedeutung Affirmation – Negation im Satz mit einem abhängigen Infinitiv“. In: **Deutsch als Fremdsprache** 11, 95 – 99.
- Duden-Grammatik (⁸2009) = **Duden. Die Grammatik**, Mannheim: Bibliographisches Institut.
- Duden-Zweifelsfälle (²1972) = **Duden. Die Zweifelsfälle der deutschen Sprache**, Mannheim: Bibliographisches Institut.
- Duden-Zweifelsfälle (⁶2007) = **Duden. Richtiges und gutes Deutsch. Das Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle**, Mannheim: Bibliographisches Institut.
- DWB = **Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm auf CD-ROM und im Internet**. <http://dwb.uni-trier.de/de/> [20. 07. 2014].
- Ebert, Robert Peter/Reichmann, Oskar/Solms, Hans-Joachim/Wegera, Klaus-Peter (1993): **Frühneuhochdeutsche Grammatik**, Tübingen: Niemeyer.
- Engelien, August (1867): **Grammatik der neuhochdeutschen Sprache**, Berlin: Schultze. <http://books.google.com> [26. 07. 2016].
- Espinal, Maria Teresa (1992): „Expletive negation and logical absorption“. In: **The Linguistic Review**, 4/1992, 333 – 358.
- Helbig, Gerhard/Albrecht, Helga (⁶1993): **Die Negation**, Berlin [u. a.]: Langenscheidt.
- Helbig, Gerhard/Buscha, Joachim (2005): **Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht**, Berlin [u. a.]: Langenscheidt.
- Hentschel, Elke (1998): **Negation und Interrogation. Studien zur Universalität ihrer Funktionen**, Tübingen: Niemeyer.
- Horn, Laurence R. (2010): *Multiple negation in English and other languages*. In: Laurence R. Horn (Hrsg.): **The Expression of Negation**, Berlin/New York: de Gruyter Mouton, 111 – 148.
- IdS-Grammatik (1997) = Gisela Zifonun/Ludger Hoffmann/Bruno Strecker: **Grammatik der deutschen Sprache**, Berlin/New York: de Gruyter.
- Jack, George B. (1978): „Negation in Later Middle English prose“. In: **Archivum Linguisticum. New Series** 9, 58 – 72.
- Jespersen, Otto (1966): „Negation in English and other languages“. In: **Historisk-filologiske Meddelelser** 1 (unveränderter Nachdruck der 1. Auflage von 1917), 1 – 151.

- Karttunen, Lauri (²1979): *Die Logik englischer Prädikatkomplementkonstruktionen*. In: Werner Abraham/Robert Binnick (Hrsg.): **Generative Semantik**, Wiesbaden: Athenaion, 243 – 275.
- Kürschner, Wilfried (1983): **Studien zur Negation im Deutschen**, Tübingen: Narr.
- Napoli, Donna Jo/Marina Nespore (1976): „Negatives in comparatives“. In: **Language**, 4/1976, S. 811 – 838.
- Paul, Hermann (1968): **Deutsche Grammatik**, Bd. 4, unveränderter Nachdruck der 1. Auflage von 1920, Tübingen: Niemeyer.
- Paul, Hermann (²1886): **Principien der Sprachgeschichte**, Halle: Niemeyer.
- Paul, Hermann (²⁵2007): **Mittelhochdeutsche Grammatik**, Tübingen: Niemeyer.
- Polle, Friedrich (1898): **Wie denkt das Volk über die Sprache?**, 2., verbesserte und stark vermehrte Auflage, Leipzig: Teubner.
- Rauzs, Orsolya: **Negation in den Nebensätzen negierender Ausdrücke als Aggregationsmerkmal. Eine Korpusanalyse des Neuhochdeutschen**, Frankfurt/Main: Lang (im Druck).
- Schötensack, Heinrich August (1976): **Grammatik der neuhochdeutschen Sprache mit besonderer Berücksichtigung ihrer historischen Entwicklung**, Nachdruck der Ausgabe von 1856, Hildesheim / New York: Olms.
- Traugott, Elizabeth Closs (1972): **The History of English Syntax**, New York/Chicago [u. a.]: Holt, Rinehart and Winston.
- Wouden, Ton van der (1997): **Collocation, polarity and multiple negation**, London/New York: Routledge.
- Wurff, Wim van der (1999): *On expletive negation with adversative predicates in the history of English*. In: Ingrid Tieken-Boon van Ostade/Gunnel Tottie/Wim van der Wurff (Hrsg.): **Negation in the History of English**, Berlin/New York: de Gruyter, 295 – 327.

Ana-Andreea Dovgan

Bukarest

Nominalisierungsverbgefüge und Funktionsverbgefüge

Abstract: *The support verb constructions* are a subcategory of the *constructions with nominalizations* that differentiate themselves by way of a describable significance by itself. Verbs that are nominalized build the predicate only in connection with a noun derived from an adjective or a verb. Examples: to make an arrangement (to strike a deal) = eine Vereinbarung treffen; to register = zur Kenntnis nehmen; to have one's say = zu Wort kommen.

The verb „treffen“ in „eine Vereinbarung treffen“ has, semantically speaking, nothing more in common with the lexical verb „treffen“. The verb is devoid of its original meaning.

The support verb constructions are a subcategory of the constructions with nominalizations. The vast majority of the support verbs are verbs that describe a state (Zustand) or a movement (Bewegung) such as stehen, liegen, setzen, stellen, legen = to stand, to lie, to set, to put. They can enter combinations with abstract nouns. These nouns are attached as accusative objects or in a prepositional phrase and that is how a support verb construction comes into being.

Keywords: support verb, support verb construction, nominalization, prepositional phrase, accusative complement.

1. Einführung

Das Funktionsverbgefüge (im Weiteren auch FVG abgekürzt) ist ein linguistischer Terminus, der eine komplexere Nomen-Verb-Konstruktion bezeichnet, in welcher das Nomen die Bedeutung trägt und das Verb als Funktionsverb fungiert.

In der vorliegenden Arbeit habe ich mir vorgenommen, den Unterschied zwischen dem Funktionsverbgefüge und dem Nominalisierungsverbgefüge zu erläutern.

2. Begriffsbestimmung

Den Terminus „Funktionsverben“ hat von Polenz (1963) zum ersten Mal in die deutsche Sprache eingeführt. Auch Persson, Kamber, Riesel, Kolb, Daniels und Heringer haben den Funktionsverbgefügen Aufmerksamkeit geschenkt. Dieser Begriff – Funktionsverbgefüge – wurde von Engelen (1968) geprägt und von Herrlitz (1973) wieder aufgegriffen.

Die Konstruktion wird auch als analytische Kausativbildung (Kolb 1962), nominale Umschreibung (Daniels 1963), Funktionsverbformel (Polenz 19663), analytische Verbalverbindung (Popadic 1971) oder Streckform des Verbs bezeichnet.

3. Funktionsverben

Aus den finiten Verben werden *die Funktionsverben* als die Gruppe von Verben ausgesondert, die das Prädikat nicht allein ausdrücken können. Funktionsverben sind solche Verben, die vorwiegend oder ausschließlich eine grammatisch-syntaktische Funktion ausüben und ihre Bedeutung weitgehend oder vollständig eingebüßt haben (Helbig/Buscha 1996: 79). Die Bedeutung des Prädikats ist deshalb nicht im Funktionsverb enthalten, sondern ist auf Glieder außerhalb des Verbs verlagert, vor allem auf Präpositionalgruppen oder Akkusative. Oftmals kann die Verbindung des Funktionsverbs mit einem Akkusativ oder einer Präpositionalgruppe ohne wesentliche Bedeutungsveränderung durch ein entsprechendes Vollverb ersetzt werden. FVG sind komplexe Prädikatsausdrücke, ähnlich der Hilfs- oder der Modalverben (vgl. Polenz 1987: 170):

z. B. *Wir geben den Mitarbeitern **Nachricht**. = Wir **benachrichtigen** die Mitarbeiter.*

In der rumänischen Sprache gibt es den Terminus ‚*locuțiune*‘.¹ Das Funktionsverb zeichnet sich durch seine fast vollständige Sinnentleerung aus. Diese Sinnentleerung bezieht sich auf eine Desemantisierung des Verbs, d. h., das Verb wird seiner ursprünglichen Bedeutung beraubt. Das lässt sich sehr gut anhand einiger Beispiele erläutern:

einen Brief bekommen vs. *Erlaubnis bekommen* (= erlauben)
den Vorhang ziehen vs. *in Zweifel ziehen* (= bezweifeln)
ein Geschenk bringen vs. *in Gang bringen* (= beginnen)

Der Nominalteil stammt, in der Regel, aus einem Verb: Zweifel ← bezweifeln; Erlaubnis ← erlauben.

Im Nominalteil konzentriert sich der Sinn der Konstruktion (im Gegensatz zu anderen Phraseologismen, in denen auch das Verb, nicht nur das Nomen wichtig ist).

¹<https://dexonline.ro>.

4. Funktionsverbgefüge

Das Funktionsverbgefüge besteht aus mehr als einem Teil. Ein Teil ist das Funktionsverb, das die grammatischen Funktionen Tempus, Modus, Numerus und Person ausdrückt, während das Nomen des Gefüges die lexikalische Bedeutung trägt (Heringer 1989: 25). Funktionsverben üben vorwiegend eine grammatisch-syntaktische Funktion aus. Es lässt sich also behaupten, dass sie wichtig für die grammatische Struktur, aber nicht entscheidend für die Bedeutung des Funktionsverbgefüges sind. Laut Herrlitz (1973) bilden die Funktionsverben eine geschlossene Klasse, die unter anderen *bleiben, bringen, geraten, halten, kommen, sein, stehen, setzen, stellen* und *versetzen* umfasst. Diese treten auch als Vollverben auf und sind als solche vor allem im Bereich räumlicher Vorstellungen zu finden. Der zweite Teil ist ein Nomen, dem eine Präposition und/oder ein Artikel vorangehen kann (bzw. können). Das Nomen actionis erfüllt die gleiche semantische Funktion wie ein Verbum – es bezeichnet eine Handlung (*Erlaubnis geben*), einen Vorgang (*zur Aufführung bringen*) oder einen Zustand (*in Panik geraten*) (Persson 1975). Im Allgemeinen ist man sich darüber einig, dass das Funktionsverbgefüge eine Einheit bildet, die im Satz die syntaktische Funktion eines Prädikats hat, deren Leistung jedoch keineswegs einheitlich ist.

5. Hauptklassen der FVG nach der morphologischen Form

Die Funktionsverbgefüge können nach der morphologischen Form des nominalen Gliedes, das die lexikalische Bedeutung im Prädikat trägt, in drei Hauptklassen eingeteilt werden:

Funktionsverbgefüge mit akkusativischer Nominalphrase

<i>abstatten: einen Besuch</i>	a face: o vizită
<i>ausüben: einen Beruf</i>	a exercita: o profesie
<i>erleiden: eine Niederlage</i>	a suferi: o înfrângere
<i>erteilen: eine Auskunft/das Wort</i>	a da: informații/cuvântul
<i>finden: eine Erklärung</i>	a găsi: o explicație
<i>geben: die Erlaubnis</i>	a da: permisiune/voie
<i>leisten: Hilfe</i>	a da: ajutor

<i>machen: die Bekanntschaft</i>	a face: cunoștință
<i>nehmen: Platz</i>	a lua: loc
<i>schließen: Frieden</i>	a încheia: pace
<i>treffen: eine Maßnahme</i>	a lua: o măsură

Funktionsverbgefüge mit Reflexivpronomen und Nominalphrase

<i>sich stellen: einer Aufgabe</i>	a-și asuma: o sarcină
<i>sich unterziehen: einer Prüfung</i>	a se supune: unui examen/control
<i>sich (D) geben: Mühe</i>	a-și da: osteneala
<i>sich (D) machen: Notizen</i>	a-și lua: notițe
<i>sich (D) machen: Sorgen</i>	a-și face: griji

Funktionsverbgefüge mit Präpositionalphrase

<i>bringen: zur Aufführung</i>	a pune: în scena
<i>halten: auf dem Laufenden (Deutschland)</i>	a ține: la curent
<i>halten: am Laufenden (Österreich)</i>	a ține: la curent
<i>ziehen: zur Verantwortung</i>	a trage: la răspundere

Oft entspricht dem Funktionsverbgefüge ein einfaches Verb, das denselben Vorgang bezeichnet:

<i>(jemandem) einen Besuch abstatten = besuchen</i>	a face o vizită = a vizita
<i>(jemandem) einen Rat geben = raten</i>	a da un sfat = a sfătui
<i>(jemandem) Hilfe leisten = helfen</i>	a da ajutor = a ajuta
<i>Wache halten = wachen</i>	a sta de veghe = a veghea

Da die Funktionsverbgefüge formelhaft sind und einen Modellcharakter haben, werden sie in den Bereichen der Sprache bevorzugt benutzt, wo eine Art Dispositionsdruck (Herringer 1974) vorherrscht (in den Fach- und Wissenschaftssprachen). Ein solcher Dispositionsdruck arbeitet mit größeren syntaktischen Blöcken, die als vorgeformte Fertigteile die Denkarbeit erleichtern (Herringer 1974).

6. Nominalisierungs- und Funktionsverbgefüge

Soweit habe ich mich mit den Eigenschaften der Funktionsverbgefüge und mit deren Klassifizierung nach Funktionsverbtyp befasst. Des Weiteren beabsichtige ich, einer Differenzierung zwischen

Nominalisierungsverbgefügen (NVG) und Funktionsverbgefügen (FVG) nachzugehen.

In den 1960er Jahren wurden diese Strukturen – die Nomen-Verb-Verbindungen – von Daniels, v. Polenz, Kolb, Stötzel, Schmidt, Heringer *Nominalisierungsverbgefüge* genannt: *Besuch abstatten/machen, Antwort geben/erteilen, zur Verfügung stehen*, usw.:

Den ganzen heterogenen Bereich sollte man zunächst nur Nominalisierungsverbgefüge (NVG) nennen. Mit Hilfe einer Verb + Substantiv-Verbindung wird ein Verb oder Adjektiv durch Nominalisierung in substantivischer Form als Prädikatsausdruck verwendet. Die dabei verwendeten Verben sollte man zunächst allgemeine Nominalisierungsverben (NV) nennen. (Polenz 1963: 43)

Das NV in den meisten Fällen der Nominalisierungsverbgefüge:

[...] leistet keinen eigenen prädikativen Beitrag zur Gesamtbedeutung des NVG; es gibt aber Nominalisierungsverben, die eine systematisch beschreibbare Eigenbedeutung in ganzen Gruppen von NVG haben, z. B. bei *in Gang bringen* die kausative Aussagenverknüpfung und bei *in Gang kommen* die inchoative Aktionsart (Polenz 1963: 45).

Dieser Art von NV wurde seit Polenz (1963) der Begriff *Funktionsverben* (FV) zugeschrieben. Die damit gebildeten NVG wurden auch seit Heringer (1968) *Funktionsverbfügung*, seit Engelen (1968) *Funktionsverbgefüge* genannt. Durch die Einteilung nach „dem Kriterium des systematischen sematischen Eigenbeitrags des FV“ (Polenz) kam es zu einer Differenzierung zwischen FVG und NVG. Der Status eines FV wurde dann mit dem eines Modal- oder Passiv-Hilfsverbs verglichen.

Literatur

- Burger, Harald (2007): **Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen**, Berlin: Erich Schmidt.
- Buscha, Joachim/Helbig, Gerhard (2001): **Ein Handbuch für den Ausländerunterricht**, Berlin/ München: Langenscheidt.
- Engel, Ulrich/Isbăşescu, Mihai/Stănescu, Speranța/Nicolae, Octavian (1993): **Kontrastive Grammatik Deutsch-Rumänisch**, Bd. 1, Heidelberg: Julius Groos.
- Fleischer, Wolfgang (1982): **Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache**, Leipzig: Bibliographisches Institut.

- Heringer, Hans Jürgen (1989): **Grammatik und Stil. Praktische Grammatik des Deutschen**, Frankfurt/Main: Cornelsen.
- Herrlitz, Wolfgang (1973): **Funktionsverbgefüge vom Typ „in Erfahrung bringen“**. Ein Beitrag zur generativ-transformationellen Grammatik der Deutschen, Tübingen: Max Niemeyer.
- Klaster-Ungureanu, Grete/Lăzărescu, Ioan Gabriel/Moise, Ileana Maria (2010): **Dicționar german-român**, Academia Română Institutul de Lingvistică „Iorgu Iordan – Al. Rosetti“. București: Univers Enciclopedic Gold.
- Pană-Dindelegan, Gabriela (2010): **Gramatica de bază a limbii române**, București: Univers Enciclopedic Gold.
- Persson, Ingemar (1975): **Das System der kausativen Funktionsverbgefüge: eine semantisch-syntaktische Analyse einiger verwandter Konstruktionen**, Lund: Gleerup.
- Polenz, Peter von (1963): „Funktionsverben im heutigen Deutsch. Sprache in der rationalisierten Welt“. In: **Wirkendes Wort**, 5/1963, Düsseldorf, 34 – 53.
- Polenz, Peter von (1987): „Funktionsverben, Funktionsverbgefüge und Verwandtes. Vorschläge zur satzsemantischen Lexikographie“. In: **Zeitschrift für germanistische Linguistik**, 15/1987, 17 – 27.
- Popadic, Hanna (1971): **Untersuchungen zur Frage der Nominalisierung des Verbalausdrucks im heutigen Zeitungsdeutsch**, Tübingen: Günter Narr.
- Pottelberge, Jeroen van (2001): **Verbonominale Konstruktionen, Funktionsverbgefüge. Vom Sinn und Unsinn eines Untersuchungsgegenstandes**, Heidelberg: C. Winter.
- Rösch, Olga (1994): **Untersuchungen zu passivwertigen Funktionsverbgefügen im Deutschen der Gegenwart. Ein Beitrag zur funktionalen Valenzgrammatik**, Hamburg: Helmut Buske.

Internetquellen

- <http://www.duden.de/suchen/dudenonline/Phraseologismus> [13.01.2017].
- <https://dexonline.ro/definitie/frazeologism> [12.12.2016].
- <http://eur-lex.europa.eu/homepage.html?locale=de> [23.11.2016].
- <http://www.europarl.europa.eu/portal/de> [23.11.2016].

Dana Grosseck
Temeswar

Die Bedeutung der Fachsprache für den Übersetzer und Dolmetscher

Abstract: Interpreting technical terms as an intellectual activity, which, besides knowledge, requires a great deal of craftsmanship, makes the question of whether we are dealing with something like a practiced science or with simple production work. What is the task of the translator? The young translator comes to a language service, a company, an organization, an authority, with his completed training. The first consistency that strikes the new employee is the stress field between quality and quantity of the required performance, which is derived from the constant time pressure.

Translation is therefore an activity which must also be organized according to economic criteria. Let us look at a number of important requirements that translators will have to meet. Like any text, the text also conveys content in the form of language. Its essential content is of a professional nature.

Keywords: translation, interpreting, language for special purposes, language service.

1. Grundlegende Aspekte der Fachsprachen

Fachsprachen sind heutzutage nichts Außergewöhnliches. Sie erscheinen überall dort, wo bestimmte Objektbereiche, Tätigkeiten und Vorgänge genau erfasst werden müssen. Sie erweitern die Ausdrucksmöglichkeiten der Gemeinsprache. Fachsprachen sind auf den Bereich begrenzt, für den sie geschaffen wurden, wenn auch mit offenen Grenzen, wo die Wörter von einer Seite zur anderen wandern. Die Entstehung von Fachsprachen ist also ein generativer Prozess, bei dem Neues entsteht und vor allem der Wortschatz in bestimmten Sinnbezirken eine beträchtliche Erweiterung erfährt. Die Fachsprache dient der Verständigung zwischen Fachleuten. Jeder Wissenschaftsbereich verfügt über eine eigene Fachsprache. Man spricht oft von Sprachsphären, denn Fachsprachen können von Fach zu Fach sehr unterschiedlich sein. In die Fachsprache der Techniker fließen viele Begriffe und Zusammenhänge anderer Wissenschaften ein. Diese müssen aber sehr genau definiert und geklärt werden.

Die Fachsprache der Technik enthält unterschiedliche Ausdrucksformen, mathematische Formeln und grafische Darstellungen, z. B. Schaltpläne, Baupläne, Diagramme, Blockschemata. Technische Wissenschaften bestehen aus verschiedenen Fachrichtungen mit ihren

eigenen Fachsprachen. Als Beispiel soll der Bau eines Hauses angegeben werden, bei dem Fachleute verschiedener technischer Fachrichtungen beteiligt sind. Bautechniker konstruieren und errichten ein Gebäude, Elektro- und Installationstechniker sind für die Installierung der Anlagen zur Versorgung mit Elektroenergie, Wärme, Wasser und Gas zuständig und die Maschinentechniker sind beteiligt, wenn ein Fahrstuhl eingebaut wird. Kommunikations-techniker installieren die Anlagen für Telefon, Fax, Radio, Fernseher und überprüfen die Verkabelung.

Wegen ihrer Vielfalt ist es unmöglich, alle Fachsprachen zu erlernen. Aber es gibt bestimmte Modelle, die in allen technischen Wissenschaften verwendet werden können. Dabei bildet jedes Modell ein Original ab, das existiert hat oder bereits existiert oder erst noch hergestellt werden soll. Technische Sachverhalte bilden zusammen ein System und werden dementsprechend beschrieben.

Fachsprachen sind fest im täglichen Sprachgebrauch jedes Menschen verankert, werden jedoch nur selten als solche realisiert. Der oft unbewusste Gebrauch fachsprachlicher Begriffe und Wendungen hat mehrere Gründe. Zum einen ist er auf ein gestiegenes Bildungsniveau der Gesellschaft zurückzuführen, das angefangen beim fachlichen Schulwissen über Fortbildungs- und Spezialisierungslehrgänge im Beruf bis hin zum freizeitlichen Hobby Know-how reicht. Zum anderen haben die Massenmedien, allen voran das Internet, einen hohen Anteil an der Verbreitung von Fachwissen und den entsprechenden Fachtermini. Im Folgenden werden einige definitorische Probleme von Fachsprachen anhand der entsprechenden Sekundärliteratur erläutert.

Fachsprachen liegen seit Beginn des 19. Jahrhunderts im Interesse der sprachwissenschaftlichen Forschung, die sich allerdings lange Zeit nur auf die Entstehung und Entwicklung der fachsprachlichen Lexik beschränkte. Wissenschaftliches sowie öffentliches Interesse an der Funktion und Vielfalt von Fachsprachen und Fachkommunikation besteht hingegen erst seit Beginn des 20. Jahrhunderts.

Eine Fachsprache unterscheidet sich von der Umgangssprache unter anderem dadurch, dass ihre Begriffe eindeutig bezeichnet sind, aber in der Regel nur innerhalb des betreffenden Faches gelten. In dieser Hinsicht bildet auch jede Fachsprache eine Gruppensprache, nämlich die der Gruppe der jeweiligen Fachleute. Fachsprachen haben meist den Ruf der Unverständlichkeit – was einerseits am Wortschatz (Fach- und Fremdwörtern) liegt. Andererseits werden die sprachlichen Besonderheiten vor allem in speziellen Situationen wirksam, die dem Fachfremden oft nicht verständlich sind. Da kommt die Rolle des Übersetzters zum Vorschein.

2. Wie sieht die Aufgabe des Übersetzers aus?

Fachübersetzen als geistige Tätigkeit begreifen, die neben Wissen viel handwerkliche Fertigkeit erfordert, erübrigt die Frage, ob wir es nun mit so etwas wie einer ausgeübten Wissenschaft oder mit einfacher Fertigungsarbeit zu tun hätten.

Der junge Übersetzer kommt mit seiner gerade beendeten Ausbildung in einen Sprachendienst, in ein Unternehmen, zu einer Organisation, zu einer Behörde. Die erste Gegebenheit, die dem neuen Mitarbeiter auffällt, ist das Spannungsfeld zwischen Qualität und Quantität der geforderten Leistung, aus dem ständiger Zeitdruck abgeleitet wird.

Fachübersetzen erweist sich also als eine Tätigkeit, die auch nach wirtschaftlichen Kriterien zu organisieren ist.

Eine Reihe wichtiger Anforderungen, an denen Fachübersetzer gewachsen sein sollen, werden im Folgenden angeführt. Wie jeder Text vermittelt auch der Fachtext Inhalt in Form von Sprache. Sein wesentlicher Inhalt ist fachlicher Natur. Aus diesem einfachen Sachverhalt lässt sich eine ebenso einfache erste doppelte Forderung ableiten:

Die Übersetzung soll fachlich und sprachlich in Ordnung sein.

Der Übersetzer muss die Sache, um die es geht, verstehen, und er muss sich in den beiden betroffenen Sprachen, den Arbeitssprachen, auskennen.

Für fachliche Inhalte hat sich eine besondere fachliche Ausdrucksweise entwickelt, die auf der einen Seite bei einzelnen Fachwörtern beginnt und auf der anderen Seite im Fachtext ihr strukturiertes Endergebnis findet. Vor diesem Hintergrund lässt sich aus der einfachen Form der genannten ersten Forderung eine detailliertere gewinnen:

Die Übersetzung soll sowohl fachlich und gemeinsprachlich als auch terminologisch in Ordnung sein.

Der Übersetzer muss sich demnach um die Sache sowohl auf der fachsprachlichen Seite, um die Terminologie (den Fachwortschatz) als auch um den gemeinsprachlichen Anteil bemühen.

Fachtexte enthalten in der Regel Sprache im Zusammenhang. Das bedeutet: Terminologie steht nicht isoliert neben Gemeinsprache, sondern beide Anteile sind Satz für Satz aufeinander bezogen und miteinander verbunden; sie konstituieren erst im Verbund Fachsprache. Auch die Übersetzung soll Fachsprache darstellen. Der Leser im Land der Zielsprache ist Fachmann und erwartet einen für

sein Arbeitsumfeld typischen Fachtext, der sich von einem Originaltext nicht unterscheidet.

Die Übersetzung eines Fachtextes soll fachlich in Ordnung sein, d. h., sie soll den fachlichen Inhalt der Vorlage im Ganzen wie in allen Einzelheiten richtig wiedergeben. Sie soll auch auf der sprachlichen Seite in Ordnung sein, d. h. im Einzelnen: *Die gemeinsprachlichen Anteile sollen auch phraseologisch richtig sein; die Terminologie soll richtig und durchgehend einheitlich eingebracht sein*; beide Anteile, das gemeinsprachliche Gerüst und die Terminologie, sollen richtig und typisch miteinander verbunden sein.

Der Übersetzer hat ja nicht nur mit lauter einzelnen Fachtexten aus mehreren oder vielen Gebieten zu tun, sondern auch mit verschiedenen Textarten und -kategorien. Zum Beispiel mit:

- *Betriebshandbüchern,*
- *Forschungs- und Entwicklungsberichten,*
- *Ausschreibungen und Angeboten,*
- *Vertragstexten,*
- *Geschäftsberichten und Bilanzen.*

Wenn er sicher erkennt, welcher Kategorie die jeweilige Vorlage angehört, kann er sich von vornherein auf die für die Kategorie spezifische fachsprachliche Darstellungsweise konzentrieren.

Vorlage und Übersetzung müssen in die gleiche Textkategorie fallen.

Bleibt noch ein letztes Stück zu tun. Es kommt häufig vor, dass entsprechende Sachverhalte in verschiedenen Ländern oder Sprachräumen nicht genau gleich sind, oder dass ein gegebener Sachverhalt nur in einem von zwei Sprachräumen existiert. In solchen Fällen sind geeignete Mittel zu finden, das in der Ausgangssprache Ausgesagte in der Zielsprache so zu verdeutlichen, dass der Leser eindeutig informiert wird. Die hieraus resultierende Forderung an den Übersetzer könnte man so formulieren:

Die Übersetzung soll dem Zielsprachraum gerecht werden; sie soll dort ebenso die beabsichtigte Funktion erfüllen wie die Vorlage in ihrem Sprachraum.

Der Übersetzer muss die Eigenschaften des Fachtextes sowohl in der Ausgangssprache als auch in der Zielsprache gut kennen.

Untersuchungen zu den Charakteristika der Fachsprachen sind u. a. von den Vertretern der funktionalen Stilistik (Drozd & Seibicke 1973: 86) auf der Grundlage von Fachtexten der wichtigeren europäischen Sprachen durchgeführt worden. Dabei wurde eine Reihe von Merkmalen erarbeitet, die allen oder einer großen Anzahl von Fachsprachen gemeinsam sind; die wichtigsten von ihnen lassen sich in Anlehnung an Hoffmann (Hoffmann 1985: 238) folgendermaßen zusammenfassen:

- *Das Verb verliert seinen konkreten Zeitbezug und steht zumeist im Präsens, insbesondere in der 3. Person Singular.*
- *Das Verb steht häufig im Passiv.*
- *Das Verb als Wortart spielt eine geringe Rolle.*
- *Das Substantiv spielt eine wichtige Rolle.*
- *Der Singular ist wesentlich häufiger als der Plural.*
- *Das Adjektiv tritt verhältnismäßig häufig auf.*

Hoffmann hat auch statistische Untersuchungen zu den lexikalischen Charakteristika von Fachsprachen (Hoffmann 1985: 238) durchgeführt. Diese Untersuchungen bestätigen die bedeutende Rolle der Substantive, die in deutschen Fachtexten bis zu 44 % des gesamten Wortschatzes gegenüber 28 % in gemeinsprachlichen Texten ausmachen können. Adjektive mit Differenzierungsfunktion erreichen in deutschen Fachtexten eine Frequenz von bis zu 16,2 % (gegenüber 9,6 % in der Gemeinsprache). Demgegenüber spielt das Verb ebenso wie das Adverb in der Fachsprache eine wesentlich geringere Rolle als in der Gemeinsprache. Hoffmann fasst dies in der Regel so zusammen, dass die Zahl der Nomina in einem Text umgekehrt proportional zur Zahl der Verben ist. Von Interesse ist auch, dass ein von Hoffmann vorgenommener Vergleich der Verteilung der Wortarten in verschiedenen Fachgebieten eine weitgehende Übereinstimmung aufzeigte. Linguistische Untersuchungen dieser Art stützen somit die Auffassung, dass es grundlegende Unterschiede zwischen Fachsprache und Gemeinsprache gibt. Das Fachwort, der Terminus, ist für die Fachsprache von zentraler Bedeutung, falls es nicht das einzige Hauptmerkmal der Fachsprache überhaupt ist.

Auf den Ebenen der Morphologie und der Syntax ist es vor allem das Verhältnis zwischen Wort- und Satzgliedstellung, die in einem engen

Verhältnis zueinander stehen und sich daher nur schwer getrennt behandeln lassen.

Zusammenfassend: Wie bewältigt der Übersetzer die Aufgabe auf dem Weg über die Sprache?

Die Betrachtung der Aufgabe hat sechs wesentliche Teilaspekte ergeben:

1. Die Übersetzung soll fachlich in Ordnung sein.
2. Sie soll gemeinsprachlich in Ordnung sein.
3. Sie soll terminologisch und grammatikalisch in Ordnung sein.
4. Sie soll Fachsprache im Zusammenhang darstellen.
5. Die Textkategorie ist zu berücksichtigen.
6. Besonderheiten des Zielsprachraums sind zu berücksichtigen.

3. Sehen wir dem Übersetzer einmal beim Arbeiten zu

Das beginnt, Auftrag für Auftrag, mit der Vorbereitung, mit der Aneignung dessen, was ihm fehlt: an Fachkenntnis, Verwendung von Gemeinsprache im Fachtext, Terminologie, Verfügung von Gemeinsprache und Terminologie zum Fachtextganzen, an richtigem Ansprechen und Wiedertreffen der Textkategorie, an Kenntnis unterschiedlicher Gegebenheiten im Ausgangs- und Zielsprachraum.

Die natürlichsten Hilfsmittel, die sich anbieten, sind: der originale Fachtext in der Sprache, aus der zu übersetzen ist; ein Text aus dem gleichen Fachgebiet und möglichst der gleichen Textkategorie. Außer solchen zielsprachigen Gebrauchstexten kommen auch Texte aus grundlegenden einsprachigen Wörterbüchern, Lexika insoweit in Betracht, als die einzelnen Stichwortartikel Text im Zusammenhang enthalten, z. B. Definitionen, Erläuterungen.

3.1 Vorgehensweise

Zuallererst wird der Ausgangstext, die zu übersetzende Vorlage, analysiert. Denn er bringt ja nicht nur die Fragen, Schwierigkeiten, Probleme, sondern vermittelt gleichzeitig auch Fachwissen, Einblick in Zusammenhänge, Sicht auf die Fachsprache. Die vergleichende Auswertung von Ausgangstext und Gegentext(en) wird damit zur grundlegenden vorbereitenden Arbeit.

Textdokumentation ist grundlegend. Textdokumentation und vergleichende Textauswertung bieten dem Übersetzer beides: die benötigten Teilinformationen aus dem sprachlichen und weitgehend auch aus dem fachlichen Sektor und Abbilder des zu leistenden Ganzen.

Texte vermitteln dem Übersetzer eine integrierte Wissensebene.

„Übersetzen“ bezeichnet nur die eine Hälfte der vom Fachübersetzer geforderten Leistung, nämlich Umsetzung.

Fachautoren erreichen die Leser in ihrer Muttersprache direkt. Leser in anderen Sprachräumen hingegen nur indirekt, auf dem Umweg über die Übersetzer. Der Übersetzer steht mit den Aussagen in den Texten, die er übersetzen soll, nicht nur zwischen zwei Sprachen, sondern auch zwischen zwei Kultur- und Sprachräumen. Der deutsche (oder englische) Jurist oder Mediziner, der Fachtexte in seiner Sprache verfasst, kennt sein Fachgebiet in seinem Sprachraum: das deutsche Rechtssystem in seiner landesspezifischen Ausprägung. Der deutsche oder englische Übersetzer dagegen muss sich beide landesspezifischen Ausprägungen erwerben.

3.2 Äquivalenz

„Äquivalenz“ ist ein ebenso zentraler Begriff in der Übersetzungswissenschaft. Äquivalenz bedeutet Gleichwertigkeit, nicht Gleichheit oder Identität.

Dabei geht es nicht darum, ob Ausgangstext und Übersetzung einander äquivalent sind oder nicht. Es geht vielmehr bei jedem Übersetzungsauftrag erneut darum, wieviel Äquivalenz auf welcher der Ebenen erreicht werden soll und tatsächlich erreicht wird.

Fachübersetzen strebt zuallererst Äquivalenz auf der begrifflichen Ebene an. Die in Ausgangs- und Zielsprache einander zugeordneten Benennungen sollen den gleichen Begriff bezeichnen.

1. Die Begriffsinhalte decken sich vollständig die Benennung in der Ausgangssprache und die Benennung in der Zielsprache bezeichnet einen Begriff. Damit ist volle Äquivalenz gegeben.

2. Die Begriffsinhalte decken sich teilweise, d. h., es liegen zwei Begriffe vor, die jedoch teilweise übereinstimmen; damit ist annähernde Äquivalenz gegeben.

3. *Die Begriffsinhalte decken sich überhaupt nicht*, d. h., es liegen zwei verschiedene Begriffe vor, die in keinem Merkmal übereinstimmen; die beiden Benennungen können einander nicht zugeordnet werden. Äquivalenz ist nicht gegeben.

Wenn der Deckungsbereich zweier Begriffe so gering ist, dass auch von annähernder Äquivalenz nicht gesprochen werden kann oder wenn sich zeigt, dass überhaupt keine Deckung besteht, dann hat der Übersetzer drei Möglichkeiten, den Ausgangsbegriff in der Zielsprache wiederzugeben.

1. Die Benennung wird aus dem Ausgangstext in den Zieltext übernommen,
2. eine neue Benennung wird gebildet,
3. oder der Begriff wird möglichst kurz und treffend beschrieben.

Fachsprachen bilden, wie die Gemeinsprache, viele Typen und Typengemische von Texten für verschiedene Zwecke:

- die Beschreibung einer Gehaltsbestimmung in der pharmazeutischen Chemie,
- die klinische Erprobung eines neuen Wirkstoffes,
- die technische Funktionsbeschreibung einer Anlage,
- die technischen Anleitungen für Hobby-Anwender,
- Vertrags- und Gesetzestexte,
- Geschäftsberichte,
- Verhandlungsprotokolle,
- Fragebogen u. a.

Das sind lauter verschiedene Textkategorien.

Äquivalenzsicherung ist das im Mittelpunkt stehende Bemühen des Übersetzers, alle Aussageebenen des ausgangssprachlichen Textes, vom einzelnen Fachwort bis zum Textganzen, so in die Zielsprache zu übertragen, dass möglichst hohe Ränge von Gleichwertigkeit erzielt werden.

Das Gelingen von Übersetzungen auf der Textebene ist die anspruchsvollste Forderung an Übersetzer. Aus dem Verständnis des Textganzen lassen sich viele Detailfragen zuverlässig klären.

Literatur

- Arntz, Reiner [et al.] (⁵2004): **Einführung in die Terminologearbeit**, Hildesheim [u. a.]: Georg Olms.
- Hansen, Gyde (1995): **Einführung in das Übersetzen**, København: Handelshøjskolens Forl.
- Hoffmann, Lothar (²1985): **Kommunikationsmittel Fachsprache. Eine Einführung**, Tübingen: Günter Narr.
- Hohnhold, Ingo (1990): **Übersetzungsorientierte Terminologearbeit. Eine Grundlegung für Praktiker**, Stuttgart: InTra.
- Möhn, Dieter/Roland Pelka (1984): **Fachsprachen. Eine Einführung**, Tübingen: Max Niemeyer.
- Roelcke, Thorsten (²2005): **Fachsprachen**, Berlin: Erich Schmidt.
- Sandrini, Peter (1996): **Terminologearbeit im Recht. Deskriptiver begriffsorientierter Ansatz vom Standpunkt des Übersetzers**, Wien: TermNet.
- Stolze, Radegundis (1999): **Die Fachübersetzung. Eine Einführung**, Tübingen: Günter Narr.
- Stolze, Radegundis (³2001): **Übersetzungstheorien. Eine Einführung**, Tübingen: Günter Narr.

Zur Problematik der Rechtsvergleichung und rechtsvergleichender Terminologearbeit am Beispiel der Rechtsform „Aktiengesellschaft“ in der slowakischen und österreichischen Rechtsordnung

Abstract: The paper deals with the issue of comparison of law and terminology demonstrated on the example of a business entity of a "joint-stock company" in the Austrian and Slovak law. The focus is given on functional comparison of a legal standard and concepts as a basis for working with terminology in compiling an electronic glossary of legal terms in a language pair Slovak - German.

Keywords: functional comparison of law, comparison of Slovak and German legal terminology, joint-stock company, working with legal terminology.

1. Einleitung

Der Beitrag beschäftigt sich mit der Problematik der rechtsvergleichenden Terminologearbeit am Beispiel der Rechtsform „Aktiengesellschaft“ in der Slowakei und Österreich. Er setzt sich zum Ziel, diese Rechtsform in der slowakischen und österreichischen Rechtsordnung komparativ darzustellen, auf die spezifische Terminologie in diesem Bereich hinzuweisen und an ausgewählten Beispielen aufzuzeigen, wie die Methode der rechtsvergleichenden Terminologearbeit in der modernen Terminografie bei der Erstellung der zweisprachigen Terminologie- und rechtsvergleichenden Wörterbücher genutzt werden kann. Diese Problematik wird im Rahmen des Projekts APVV-0226-12 Transius: *Von Konvention zu Normen der Übersetzung im juristischen Diskurs (Od konvencí k normám prekladu v právnom diskurze)* behandelt, in dem zur Zeit ein elektronisches Glossar der Rechtsbegriffe erstellt wird. Dabei geht man von theoretischen und methodologischen Grundlagen der Rechtsvergleichung und rechtsvergleichender Terminologearbeit aus.

2. Kultureller und wirtschaftlicher Hintergrund – Beziehungen zwischen der Slowakei und Österreich

Zwischen den Nachbarstaaten Österreich und der Slowakei bestehen seit der politischen Wende in den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts relativ enge wirtschaftliche und kulturelle Beziehungen. Die geographische Nähe der Hauptstädte Wien und Pressburg findet ihre Entsprechung in engen Kontakten auf vielen Ebenen. Insbesondere mit dem EU-Beitritt der Slowakei im Jahr 2004 haben die bilateralen Beziehungen an Intensität gewonnen und die wirtschaftliche Zusammenarbeit erfreut sich seither einer dynamischen Entwicklung. Österreich wurde zu einem der wichtigsten Auslandsinvestoren in der Slowakei und im Jahr 2011 öffnete Österreich auch seinen Arbeitsmarkt für Arbeitskräfte aus der Slowakei. Gleichermäßen eng ist auch die kulturelle Zusammenarbeit dieser Länder in Form zahlreicher Projekte und Veranstaltungen. Die gegenwärtigen Beziehungen bauen auf reichen – wenn auch nicht immer ungetrübten – historischen Wechselwirkungen auf. Im Rahmen der Habsburgermonarchie waren Österreich und das Gebiet der heutigen Slowakei, das zwischen 907 und 1918 zu Ungarn gehörte, nicht nur Teil einer Zoll-, Wirtschafts- und Währungsunion, sondern auch Teil eines mitteleuropäischen Raums der Kultur, Wissenschaft und Bildung. Im frühen 18. Jh. waren Bergbauspezialisten aus Tirol, der Steiermark und Kärnten in den mittelslowakischen Bergbaustädten tätig. Zwischen dem multinationalen Pressburg und Wien herrschte in der Moderne ein reger Austausch. Bemerkenswerte Fortschritte wurden in den letzten Jahrzehnten insbesondere im Bereich der Wirtschaft erzielt. In der Slowakei ließen sich viele österreichische Unternehmer nieder und Österreich spielt als Wirtschaftspartner, Exportmarkt und Investitionsland für die Slowakei eine wichtige Rolle (vgl. Benč et al. 2013: 25). Vor diesem Hintergrund hat die Übersetzung von juristischen Texten aus der österreichischen Provenienz in der Slowakei und die damit verbundene Terminologiarbeit an Bedeutung gewonnen. Im vorliegenden Beitrag wird die *Aktiengesellschaft* als eine der verbreitetsten Gesellschaftsformen in Österreich und der Slowakei in den Blick genommen. Den Schwerpunkt bildet die komparative Analyse von Rechtsvorschriften dieser Rechtsform in der slowakischen und österreichischen Rechtsordnung, wobei auf die Besonderheiten und spezifische Terminologie im Sprachenpaar Deutsch – Slowakisch hingewiesen wird. Im weiteren Schritt werden einige ausgewählte Begriffe anhand der Methode der rechtsvergleichenden Terminologiarbeit

beschrieben, um zu zeigen, wie diese Methode bei der Erstellung des elektronischen Glossars der Rechtstermini im Sprachenpaar Slowakisch – Deutsch im Rahmen des *Projekts APVV-0226-12 Transius: „Von Konvention zu Normen der Übersetzung im juristischen Diskurs“* angewendet wird. Im vorbereiteten Glossar werden die Rechtsbegriffe aus verschiedenen Rechtsbereichen zusammengestellt und den terminologie- und rechtsvergleichenden Ansatz verfolgt analysiert.

3. Theoretisch-methodologische Ausgangspunkte – Zur Problematik der Rechtsvergleichung und rechtsvergleichender Terminologiearbeit zwischen zwei oder mehreren Rechtsordnungen

Das Interesse an ausländischen Rechtsordnungen und an internationalen Fragestellungen im Recht ist heute so groß wie nie zuvor. Aufgrund der Anforderungen der vernetzten Wirtschaft und Gesellschaft hat die Rechtsvergleichung an Bedeutung gewonnen, immer mehr ÜbersetzerInnen und Juristen müssen sich aufgrund der internationalen Zusammenarbeit in verschiedenen Lebensbereichen mit Rechtsordnungen anderer Staaten auseinandersetzen. Für die Übersetzung von Rechtstexten wurde eine eigene Methode erarbeitet, wo der Aspekt der Rechtsvergleichung im Vordergrund steht. Nach Rheinstein befasst sich die Rechtsvergleichung damit, „die Phänomene des Rechts zu beobachten, zu beschreiben, zu klassifizieren und ihren Zusammenhang miteinander und mit anderen gesellschaftlichen Phänomenen (z. B. Politik, Wirtschaft, Bevölkerungsstruktur, Religion) zu erforschen“ (vgl. Sandrini 1996: 149). Sie kann auf der Makroebene und Mikroebene verlaufen. Im Unterschied zur Makrovergleichung, die sich mit Rechtskreisen und Rechtssystemen im Ganzen beschäftigt, befasst sich die Mikrovergleichung mit einzelnen Rechtsinstituten und Normen. Mit Hilfe dieser Methode wird im Weiteren die Rechtsform „Aktiengesellschaft“ komparativ dargestellt. Gestützt auf die komparative Analyse haben wir anschließend die ausgewählten Beispiele der Rechtsbegriffe zwecks der Erstellung elektronischer Glossars beschrieben. Dabei sind wir von folgenden theoretischen und methodologischen Ausgangspunkten ausgegangen:

- In der Rechtsvergleichung ist seit langem anerkannt, dass nur diejenigen Regeln, die in den zu vergleichenden Rechtsordnungen

dieselbe Funktion erfüllen, miteinander vergleichbar sind (vgl. Zweigert/Kötz 1996: 11).

- Die Terminologiearbeit geht vom Begriff und seiner Position innerhalb des Begriffssystems aus (vgl. Sandrini 1996: 149).
- Das methodische Grundprinzip jeder Rechtsvergleichung und rechtsvergleichender Terminologiearbeit ist *das Prinzip der Funktionalität* (vgl. Zweigert/Kötz 1996: 33). Daher spricht man auch von der *funktionalen Rechtsvergleichung*.
- Die Vergleichsgrundlage bei der Rechtsvergleichung ist nicht der Begriff, sondern das konkrete Sachproblem, das sich aus der konkreten Lebenswirklichkeit ergibt, und seine rechtliche Lösung (vgl. Sandrini 1996: 152).
- Bei der Übersetzung muss sowohl der Kontext als auch das Ziel der Übersetzung in Betracht gezogen werden. Außerdem muss die Äquivalenzproblematik mitberücksichtigt werden (vgl. Sandrini 1999).
- Die Äquivalenz von Begriffen verschiedener Rechtsordnungen ist immer situationsbedingt. Die Verwendung von Rechtsterminologie im Text ist bestimmt durch die konkrete Kommunikationssituation (vgl. Sandrini 1999: 16).
- Das Ziel der rechtsvergleichenden Terminologiearbeit besteht darin, ÜbersetzerInnen von Rechtstexten inhaltliche Informationen über Begriffe und deren Zusammenhang in beiden Rechtsordnungen anzubieten (vgl. Sandrini 1996: 145). Dieses begrifflich-inhaltliche Hintergrundwissen soll ÜbersetzerInnen dabei helfen, fallspezifische Entscheidungen zu treffen.
- Die rechtsvergleichende Terminologiearbeit soll Elemente der Terminologiearbeit und des Rechtsvergleichs verbinden (vgl. Sandrini 1996: 167).
- Eine besondere Schwierigkeit bei der Übersetzung zwischen zwei Rechtsordnungen liegt darin, Rechtsbegriffe aus unterschiedlichen Rechtsordnungen einander gegenüberzustellen. Der zu übersetzende Rechtsbegriff wird in der Rechtsordnung der Ausgangssprache untersucht, danach wird nach einem angemessenen Äquivalent, d.h. Begriff mit derselben bzw. vergleichbaren Bedeutung, in der Rechtsordnung der Zielsprache gesucht. Dabei muss sowohl die Äquivalenzproblematik als auch die Problematik der Rechtsvergleichung berücksichtigt werden (vgl. Sandrini 1999: 17).

- An ÜbersetzerInnen von Rechtstexten werden zusammenfassend folgende Anforderungen gestellt: *Sprachkenntnisse in beiden Sprachen, Fähigkeit zur Terminologierecherche und zur rechtsvergleichenden Terminologearbeit, Fähigkeit zur Textanalyse und zum Erkennen von spezifischen Textsortenmerkmalen, ausführliche Kenntnisse in beiden Rechtsordnungen* (vgl. Sandrini 1999: 20).

4. Gesellschaftsformen und Rechtsform „Aktiengesellschaft“ nach dem österreichischen und slowakischen Recht

Die wesentlichen Bereiche des österreichischen Gesellschaftsrechts werden im **Unternehmensgesetzbuch**, im **Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuch** sowie in zahlreichen anderen Gesetzen (z. B. Genossenschaftsgesetz, Umwandlungsgesetz usw.) geregelt. Für die Gesellschaft mit beschränkter Haftung und die Aktiengesellschaft existieren die Sondergesetze. Nach dem österreichischen Recht können Gesellschaften *in Personen- und Kapitalgesellschaften* unterteilt werden. *Die Aktiengesellschaft (AG)* zusammen mit der *Gesellschaft mit beschränkter Haftung (GmbH)* gehört zu den *Kapitalgesellschaften* (vgl. Bundesrecht konsolidiert: Gesamte Rechtsvorschrift für Genossenschaftsgesetz, Fassung vom 15.04.2017).

Die im slowakischen Recht vorgesehenen Gesellschaftsformen entsprechen im Wesentlichen denen des österreichischen Rechts. Vier gesellschaftsrechtliche Hauptformen sind dabei hervorzuheben: *die Gesellschaft mit beschränkter Haftung (Spoločnosť s ručením obmedzeným, abgekürzt s.r.o.)*, *die Aktiengesellschaft (Akciová spoločnosť, abgekürzt a.s.)*, *die offene Handelsgesellschaft (Verejná obchodná spoločnosť, abgekürzt v.o.s.)* und schließlich *die Kommanditgesellschaft (Komanditná spoločnosť, abgekürzt k.s.)*. In der Slowakei sind die gesetzlichen Regelungen über Handelsgesellschaften und Genossenschaften in den §§ 56 bis 260 des Handelsgesetzbuches der ehemaligen Tschechoslowakischen Föderativen Republik, das auch nach ihrer Teilung seit dem 01.01.1993 in der Slowakei weiter gilt, abschließend geregelt. Im Rahmen einer umfassenden Novelle des Handelsgesetzbuches, die seit 01.01.2002 in Kraft ist, wurde das slowakische Gesellschaftsrecht weitestgehend an die Vorgaben der Europäischen Union angepasst. Mit Januar 2013 trat eine Reform des Handelsrechts in Kraft (vgl. **Country Report für Investoren und Exporteure Slowakische Republik**, 2014).

Die gesamte Rechtsvorschrift für die Charakterisierung und Regelung der Tätigkeiten der Aktiengesellschaft in Österreich ist das österreichische Aktiengesetz (vgl. **Bundesrecht konsolidiert: Gesamte Rechtsvorschrift für Aktiengesetz**, Fassung vom 15.04.2017). Das österreichische Aktienrecht ist im Aktiengesetz vom 31.03.1965 geregelt. Zusätzlich zum Aktiengesetz sind die Vorschriften des Unternehmensgesetzbuches anwendbar. Das österreichische Aktiengesetz umfasst 273 Paragraphen und ist in 15 Teile gegliedert (in Klammern sind für deutsche Begriffe slowakische Übersetzungsvorschläge angeführt):

- Teil 1 Allgemeine Vorschriften (§§ 1 – 15) (Všeobecné predpisy)
- Teil 2 Gründung der Gesellschaft (§§ 16 – 47) (Založenie spoločnosti)
- Teil 3 Rechtsverhältnisse der Gesellschaft und der Gesellschafter (§§ 47a – 69)
(Právne vzťahy spoločnosti a spoločníci)
- Teil 4 Verfassung der Aktiengesellschaft (§§ 70 – 136)
(Organizácia/Orgány spoločnosti)
- Teil 5 Rechnungslegung (weggefallen) (Skladanie akcií)
- Teil 6 Satzungsänderung. Maßnahmen der Kapitalbeschaffung und Kapitalherabsetzung (§§ 145 – 194)
(Zmena stanov, opatrenia obstarania a zníženia kapitálu)
- Teil 7 Anfechtbarkeit und Nichtigkeit der Hauptversammlungsbeschlüsse und der vom Vorstand festgestellten Jahresabschlüsse (§§ 195 – 202)
(Odporovateľnosť a neplatnosť ustanovení valného zhromaždenia a ročnej uzávierky stanovenej predstavenstvom)
- Teil 8 Auflösung und Nichtigkeit der Gesellschaft (§§ 203 – 218)
(Zrušenie a neplatnosť spoločnosti)
- Teil 9 Verschmelzung (§§ 219 – 234) (Zlúčenie)
- Teil 10 Vermögensübertragung. Gewinngemeinschaft (§§ 235 – 238)
(Prenos kapitálu. Lotériová spoločnosť)
- Teil 11 Umwandlung (§§ 239 – 253) (Transformácia)
- Teil 12 Inländische Zweigniederlassungen ausländischer Aktiengesellschaften (§ 254) (Pobočky zahraničných akciových spoločností)
- Teil 13 Strafbestimmung (§§ 255 – 258) (Trestné ustanovenie)
- Teil 14 Sonderbestimmungen für öffentliche Verkehrsunternehmungen, Unternehmungen des Post- und Fernmeldewesens und gemeinnützige Bauvereinigungen (§§ 259 – 260)
(Zvláštne ustanovenia pre dopravné firmy, poštové a doručovateľské súkromné spoločnosti a neziskové stavebné združenia)

Teil 15 Übergangs- und Schlussbestimmungen (§§ 262 – 273)
(Prechodné a záverečné ustanovenia)

In der Slowakei findet die *Aktiengesellschaft-AG* (*Akciová spoločnosť-a.s.*) ihre rechtlichen Grundlagen in den §§ 154 – 220 des Gesetz Nr. 513/1991 Slg. des slowakischen Handelsgesetzbuches (HGB – Obchodný zákonník: Zákon č. 513/1991 Zb.). Die Rechtsvorschriften umfassen 9 Teile (in Klammern sind für deutsche Begriffe slowakische Übersetzungsvorschläge angeführt):

- Teil 1 Grundbestimmungen (Základné ustanovenia – §§ 154 – 161)
- Teil 2 Gründung und Entstehung der Aktiengesellschaft
(Založenie a vznik spoločnosti – §§ 162 – 176)
- Teil 3 Rechte und Pflichten der Aktionäre
(Práva a povinnosti akcionárov – §§176a – 183a)
- Teil 4 Gesellschaftsorgane, Generalversammlung
(Orgány spoločnosti, Valné zhromaždenie – §§184 – 201)
- Teil 5 Kapitalerhöhung (Zvýšenie základného imania – §§202 – 210)
- Teil 6 Kapitalherabsetzung (Zníženie základného imania – §§211 – 216)
- Teil 7 Rücklage (Rezervný fond – §217)
- Teil 8 Auflösung der Gesellschaft (Zrušenie spoločnosti – §218),
Verschmelzung oder Zusammenschluss von Gesellschaften
(Splynutie alebo zlúčenie spoločnosti – §§218a – 218l)
Mitbeteiligung der Arbeitnehmer an der Leitung bei
grenzüberschreitender Verschmelzung oder Zusammenschluss von
Gesellschaften (Účasť zamestnancov na riadení pri cezhraničnom
zlúčení alebo cezhraničnom splynutí spoločnosti – §§218la – 218p)
Liquidation der Gesellschaft (Likvidácia spoločnosti – §§219 –
220a)
- Teil 9 Besondere Bestimmungen der Gesellschaft mit veränderlichem
Grundkapital (Osobitné ustanovenia spoločnosti s premenlivým
základným imaním – §§220b – 220g)

4.1 Die Aktiengesellschaft in Österreich

Die *österreichische Aktiengesellschaft* ist eine Gesellschaft mit eigener Rechtspersönlichkeit, deren Gesellschafter mit Einlagen auf das in Aktien zerlegte Grundkapital beteiligt sind, ohne persönlich für die

Verbindlichkeiten der Gesellschaft zu haften. Die Gründung einer Aktiengesellschaft in Österreich setzt den *Abschluss des Gesellschaftsvertrags (Satzung)* voraus. Die Aktionäre, die die Satzung festgelegt haben, sind die Gründer der Gesellschaft (§ 2 AktG). Die AG kann von natürlichen oder juristischen Personen gegründet werden. Die Gründung einer Einpersonen-Gesellschaft ist jedoch möglich (§ 35 AktG). Das Grundkapital einer AG muss in Österreich mindestens 70.000 Euro betragen und ist in Aktien zerlegt (§ 7 Aktiengesetz). Die Gründer haben einen schriftlichen Bericht über den Hergang der Gründung zu erstatten (*Gründungsbericht*) (§ 24 AktG). Die Mitglieder des Vorstands und des Aufsichtsrats haben den Hergang der Gründung zu prüfen (§ 25 AktG). Nach der Gründungsprüfung kann die Anmeldung der Gesellschaft beim Gericht erfolgen. Das Gericht hat zu prüfen, ob die Gesellschaft ordnungsgemäß errichtet und angemeldet ist (§ 31 Abs. 1 AktG). Ist dies nicht der Fall, kann die Eintragung abgelehnt werden. Vor der Eintragung in das Firmenbuch besteht die Aktiengesellschaft als solche nicht (§ 34 Abs. 1 AktG). Die AG entsteht also mit der Eintragung in *das Firmenbuch*, das dem slowakischen Handelsregister vergleichbar ist (nach erfolgter Prüfung und Genehmigung durch das Firmenbuchgericht, § 31 ÖAktG). Das Firmenbuch enthält noch das sogenannte *Hauptbuch* mit vorgeschriebenen Eintragungen und eine *Urkundensammlung*. In dieser werden beispielsweise der Gesellschaftsvertrag oder Bilanzen verwahrt. Die Firmenbücher werden von den österreichischen Landesgerichten (in Wien vom Handelsgericht) geführt. Deren Adressen und Telefonnummern sind auf einer Homepage der Wirtschaftskammer Österreich aufgelistet. Die Online-Abfrage der Firmenbuchinhalte (und der Jahresabschlüsse der betreffenden Unternehmen) ist kostenpflichtig über einige private Einrichtungen möglich.

Die Satzung muss durch notarielle Beurkundung festgestellt werden (§ 16 Aktiengesetz). Zu ihrem Inhalt gehören etwa:

- Firma und Sitz der Gesellschaft; Gegenstand des Unternehmens (firma a sídlo firmy);
- Höhe des Grundkapitals (výška základného kapitálu);
- ob das Grundkapital in Nennbetragsaktien (akcie nominálnou hodnotou) oder Stückaktien (akcie bez nominálnej hodnoty) zerlegt ist;
- Aktientyp (druh akcií);
- Aktiengattungen (Inhaber- oder Namensaktien) (akcie na majiteľa alebo na meno);

- Art der Zusammensetzung des Vorstandes (zloženie správnej rady);
- Form der Veröffentlichungen der Gesellschaft (spôsob zverejnenia spoločnosti).

(vgl. **Gesamte Rechtsvorschrift für Aktiengesetz**, Fassung vom 15.04.2017)

Die gesetzlich vorgesehenen Organe der AG in Österreich sind:

- *Vorstand* (predstavenstvo) als Leitungs- und Vertretungsorgan (§§ 70 – 72 Aktiengesetz);
- *Aufsichtsrat als Überwachungsorgan* (dozorná rada ako kontrolný orgán) (§§ 86 – 88 Aktiengesetz);
- *Hauptversammlung* (valné zhromaždenie) als Organ der Aktionäre (§§ 102 – 104. Aktiengesetz).

4.2 Die Aktiengesellschaft in der Slowakei

Die slowakische Aktiengesellschaft ist eine Kapitalgesellschaft, deren Grundkapital auf eine bestimmte Anzahl von Aktien mit einem bestimmten Nennwert aufgeteilt wird. *Das Grundkapital* der Gesellschaft muss mindestens 25.000 EUR betragen. In der Slowakei kann die AG durch einen Gründer (*zakladateľ*), wenn er eine juristische Person ist, gegründet werden (sonst durch zwei oder mehrere Gründer). Als Gründer kommen slowakische sowie ausländische natürliche oder juristische Personen in Betracht. Wird die AG von zwei oder mehreren Gründern gegründet, so schließen diese einen *Gründungsvertrag* (*zakladateľská zmluva*) ab. Wenn die AG durch einen Gründer gegründet wird, so wird eine *Gründungsurkunde* (*zakladateľská listina*) erstellt. Der Gründungsvertrag sowie die Gründungsurkunde müssen in der Slowakei in der Form *eines notariellen Protokolls* erstellt werden. Es gibt zwei Möglichkeiten für die Gründung der AG in der Slowakei: *aufgrund eines Aufrufes zur Zeichnung von Aktien* (*založenie spoločnosti na základe výzvy na upisovanie*) und *ohne einen Aufruf zur Zeichnung von Aktien* (*založenie spoločnosti bez výzvy na upisovanie akcií*). Bestandteil der Gründungsurkunde oder des Gründungsvertrages ist der *Entwurf der Satzung* der AG. Die Gründer der AG müssen die *Gründungsvollversammlung* (*ustanovujúce valné zhromaždenie*) einberufen. Sie entscheidet über *die Gründung der AG*, *verabschiedet die entworfene Satzung* und *wählt die Organe der AG*. Die

Gründungsurkunde/der Gründungsvertrag dient ausschließlich dem Zweck der Gründung der AG. Weitere Einzelheiten über die interne Struktur der AG sind in der Satzung (stanovy) enthalten.

Die Satzung (stanovy) der slowakischen AG muss Folgendes enthalten:

- den Handelsnamen (názov firmy) und den Sitz der Gesellschaft (sídlo spoločnosti), den Unternehmensgegenstand (predmet podnikania);
- die Höhe des Grundkapitals (výška základného majetku) und die Art der Zahlung von Aktien (spôsob platby akcií);
- die Anzahl (počet), den Nennwert (nominálnu hodnotu) und die Form (formu akcií) der Aktien, sowie die Festlegung, ob es sich um Inhaber- (akcie na majiteľa) oder Namensaktien (akcie na meno) handelt, beschränkte Übertragbarkeit von Aktien (obmedzená prevoditeľnosť akcií);
- die Art und Weise der Einberufung der Hauptversammlung (spôsob zvolania valnej hromady, valného zhromaždenie), die Zuständigkeiten der Hauptversammlung (kompetencie valného zhromaždenia) und die Form ihrer Beschlussfassung (formu uznesenia, rozhodnutia);
- die Anzahl der Vorstandsmitglieder (počet členov správnej rady), der Mitglieder des Aufsichtsrates (členov dozornej rady), ggf. anderer Gesellschaftsorgane (iných orgánov spoločnosti), die Grenzen der jeweiligen Zuständigkeit und die Art und Weise der Beschlussfassung;
- die Höhe des Reservefonds bei der Gründung (výška rezervného fondu pri zakladaní) und das Vorgehen bei seiner weiteren Aufstockung (postupovanie pri ďalšom navýšení);
- die Art und Weise der Gewinnverteilung (spôsob rozdelenia zisku);
- Folgen einer verspäteten Zahlung der Aktien (oneskorené uhradenie akcií);
- das Vorgehen bei einer Grundkapitalerhöhung (zvýšenie základného imania) und Grundkapitalherabsetzung (zníženie základného imania);
- die Art und Weise der Ergänzung oder Änderung der Satzung (spôsob doplnenia alebo zmeny stanov) (vgl. Obchodný zákonník: Zákon č. 513/1991 Zb.).

Die gesetzlich vorgesehenen Organe der Aktiengesellschaft in der Slowakei sind:

- die *Gesellschafterversammlung (valné zhromaždenie)*,
- der *Vorstand (predstavenstvo)* sowie der zwingend einzurichtende und der aus mindestens drei Personen bestehende *Aufsichtsrat (dozorná rada)*.

Die AG in der Slowakei haftet für Verbindlichkeiten der Gesellschaft mit ihrem gesamten Vermögen. Die Rechtsgrundlage für die Registrierung einer Gesellschaft im Handelsregister ist das slowakische Handelsregistergesetz in Verbindung mit § 27 des slowakischen Handelsgesetzbuches. Demzufolge erfolgt eine Eintragung ins staatlich geführte Handelsregister (*Obchodný register*) bei Wahrung aller Pflichtangaben innerhalb von fünf Tagen. Schneller und auch kostengünstiger geht es bei einer elektronischen Eintragung, die seit 2007 gleichfalls möglich ist. Auf elektronischem Wege ist auch die Beantragung eines Registerauszuges (*Výpis z obchodného registra*) oder einer Kopie aus dem parallel zum Handelsregister geführten sogenannten Urkundenregister (*Zbierka listín*) möglich.

5. Terminologievergleich am Beispiel der ausgewählten Begriffe aus der Gesellschaftsform *Aktiengesellschaft*

In der Terminologie im Bereich des Rechtswesens zeigt sich in besonderer Weise die Schwierigkeit der modernen Terminographie. Die traditionelle Terminologielehre geht von einer sprachübergreifenden begrifflichen Identität aus. Diese These wird heute aber generell in Frage gestellt, insbesondere im Bereich des Rechtswesens lehnen mehrere Autoren aufgrund der unterschiedlichen Genese der Rechtssysteme begriffliche Äquivalenz ab. Der Terminologielehre wird ein methodisches Rüstzeug zur Verfügung gestellt, das sich auf einen terminologie- und rechtsvergleichenden Ansatz stützt. Dabei wird der ausgangssprachliche Rechtsbegriff terminologisch bestimmt und als Teil eines begrifflichen Systems beschrieben. Dies wird im Allgemeinen durch die Bestimmung des Fachgebiets, zu dem er gehört, durch eine Definition, durch die Einbettung in sein begriffliches Umfeld oder durch die Analyse typischer Kontexte und die Bestimmung von Gebrauchsbeschränkungen erreicht. In einem zweiten

Schritt wird die gleiche Vorgehensweise mit dem zielsprachlichen Äquivalent im Hinblick auf ein Zielsystem durchgeführt. Im dritten Schritt werden die Begriffe und Termini in den untersuchten Systemen zueinander in Relation gesetzt. Diese Methode ist mit einem relativ hohen Aufwand verbunden, sie hat aber zur Konsequenz, dass umfangreiche terminologische Informationen zu allen untersuchten Systemen anfallen. Aus terminographischer Sicht ist es sinnvoll, diese Informationen festzuhalten. Damit steht einerseits den Anwendern ein größeres Informationsangebot zur Verfügung, das ihnen bei Verwendungsentscheidungen von Nutzen sein kann, und andererseits gehen diese Informationen nicht verloren, sondern können bei der – in vielen Fällen nach einigen Jahren notwendigen – Überprüfung der Terminologie benutzt werden (vgl. Mayer 2000).

Im Folgenden werden einige Begriffe aus der Rechtsform Aktiengesellschaft in der österreichischen und slowakischen Rechtsordnung angeführt und gestützt auf die Methode der rechtsvergleichenden Terminologiarbeit im Sprachenpaar Deutsch–Slowakisch beschrieben. Auf diese Weise wird die Terminologie aus verschiedenen Rechtsbereichen in mehreren Sprachenpaaren analysiert und im elektronischen Glossar zusammengestellt, das zur Zeit im Rahmen des Projekts APVV-0226-12 Transius vorbereitet wird. Da die Äquivalenz einzelner Rechtsbegriffe aus zwei verschiedenen Rechtsordnungen immer situationsbedingt ist, wird auf die Verwendung der Begriffe in verglichenen Rechtsordnungen hingewiesen. Die in der Beschreibung enthaltenen Informationen können den ÜbersetzerInnen dabei helfen, fallspezifische Entscheidungen zu treffen. Die angeführten Übersetzungsvorschläge in der slowakischen Sprache sind nicht immer Äquivalente der Rechtsbegriffe aus der Ausgangsrechtsordnung. Nach der Beschreibung des Begriffs aus dem österreichischen Aktiengesetz werden die Übersetzungsvorschläge in der slowakischen Sprache mit den Kollokationen, verwandten Begriffen und Definition angeführt, wie es auch im erstellten elektronischen Glossar gemacht wird.

Deutsches/österreichisches Recht: Aktie (f. Sg.)

Kollokationen: Aktien ausgeben, einziehen, kaufen, übernehmen, veräußern, verkaufen, zeichnen, zuteilen; die Aktien fallen/steigen

Verwandte Begriffe: Aktiengattung, Aktientyp, alte Aktie, Inhaberaktie, junge Aktie, Namensaktie, Nennbetragsaktie, Stammaktie, Stückaktie, vinkulierte Namensaktie, Vorzugsaktie

Definition: Das österreichische Aktiengesetz gebraucht das Wort „Aktie“ in drei Bedeutungen: 1. Anteil am Grundkapital einer Aktiengesellschaft (§ 1); 2. Mitgliedschaftsrecht des Aktionärs; 3. Urkunde, in der das Mitgliedschaftsrecht des Aktionärs verbrieft ist.

Übersetzungsvorschlag/slowakisch: akcia, účastnina

Kollokationen/slowakisch: akcie vlastníť, nakupovať, vydávať, rozdeliť, prideľovať, splatiť, získať, vydávať, eliminovať, lombardovať, zastaviť, umiestniť, vziať z obehu

Verwandte Begriffe: akcia bez nominálnej hodnoty, akcie znejúce na majiteľa, akcie znejúce na meno, akcie s menovitou hodnotou (rak.), druh akcií, akciový podiel, akciová spoločnosť, akciový zákon, akciový kapitál, akciový kurz, trh akcií, podiel akcií

Definition: „Akcia predstavuje práva akcionára ako spoločníka podieľať sa podľa zákona a stanov spoločnosti na jej riadení, zisku a na likvidačnom zostatku po zrušení spoločnosti s likvidáciou, ktoré sú spojené s akciou ako s cenným papierom, ak zákon neustanovuje inak. Akcia môže byť vydaná v podobe listinného cenného papiera (ďalej len „listinná akcia“) alebo v podobe zaknihovaného cenného papiera (ďalej len „zaknihovaná akcia“), ak zákonneustanovuje inak. Akcia obsahuje **a)** obchodné meno a sídlo spoločnosti, **b)** menovitú hodnotu, **c)** označenie, či akcia znie na doručiteľa alebo na meno; pri akcii na meno obchodné meno alebo názov, sídlo a identifikačné číslo právnickej osoby alebo meno, bydlisko a rodné číslo fyzickej osoby, ktorá je akcionárom; ak je akcionárom zahraničná právnická osoba, identifikačné číslo sa uvádza, ak je pridelené; ak je akcionárom zahraničná fyzická osoba, uvádza sa dátum narodenia, ak rodné číslo nebolo pridelené, **d)** výšku základného imania a počet všetkých akcií spoločnosti k dátumu vydania emisie akcií, ak osobitný zákon neustanovuje inak, **e)** dátum vydania emisie akcií.“ (§ 155)

Deutsches/österreichisches Recht: Aktiengesellschaft (AG - f. Sg.)

Kollokationen: Aktiengesellschaft gründen, auflösen, anmelden, eintragen (ins Handelsregister, Firmenbuch)

Verwandte Begriffe: -

Definition: „Die Aktiengesellschaft ist eine Gesellschaft mit eigener Rechtspersönlichkeit, deren Gesellschafter mit Einlagen auf das in Aktien

zerlegte Grundkapital beteiligt sind, ohne persönlich für die Verbindlichkeiten der Gesellschaft zu haften“ (§ 1 AktG).

Übersetzungsvorschlag/slowakisch: akciová spoločnosť

Kollokationen/slowakisch: akciovú spoločnosť založiť, zrušiť, zapísať, evidovať

Verwandte Begriffe: komanditná akciová spoločnosť

Definition: „Akciovou spoločnosťou je spoločnosť, ktorej základné imanie je rozvrhnuté na určitý počet akcií s určitou menovitou hodnotou. Spoločnosť zodpovedá za porušenie svojich záväzkov celým svojím majetkom. Akcionár neručí za záväzky spoločnosti. Akciová spoločnosť môže byť súkromnou akciovou spoločnosťou alebo verejnou akciovou spoločnosťou. Za verejnú akciovú spoločnosť sa považuje spoločnosť, ktorej všetky akcie alebo časť akcií boli prijaté na obchodovanie na regulovanom trhu, ktorý sa nachádza alebo ktorý sa prevádzkuje v niektorom zo zmluvných štátov Dohody o Európskom hospodárskom priestore.“ (§ 154)

Deutsches/österreichisches Recht: Bestätigungsvermerk

Kollokationen: einen Bestätigungsvermerk einschränken, erteilen, versagen

Verwandte Begriffe: -

Definition: „Erklärung des Abschlussprüfers (im Rahmen des Prüfungsberichts), dass die Buchführung und der Jahresabschluss (ggf. der Konzernabschluss) den gesetzlichen Vorschriften entsprechen, der Jahresabschluss (ggf. der Konzernabschluss) unter Beachtung der Grundsätze ordnungsmäßiger Buchführung ein möglichst getreues Bild der Vermögens-, Finanz- und Ertragslage vermittelt und der Lagebericht (ggf. Konzernlagebericht) mit dem Jahresabschluss (ggf. Konzernabschluss) in Einklang steht“; „[...] sind aufgrund der Abschlussprüfung Einwendungen zu erheben, so hat der Abschlussprüfer den Bestätigungsvermerk zu versagen bzw. einzuschränken“.

Übersetzungsvorschlag/slowakisch: záznam o potvrdení

Kollokationen/slowakisch: keine

Verwandte Begriffe: -

Definition: In der slowakischen Rechtsordnung gibt es keinen entsprechen Begriff.

Deutsches/österreichisches Recht: Dividende

Kollokationen: Dividende bekommen, auszahlen, notieren

Verwandte Begriffe: -

Definition: „Der aufgrund des Gewinnverteilungsbeschlusses der Hauptversammlung einer Aktiengesellschaft festgelegte und an die Aktionäre pro Aktie (abhängig vom Anteil am Grundkapital) ausgeschüttete Betrag (Teil des Bilanzgewinnes); die Dividende ist idR eine Bardividende“; „[...] die Dividende wird mit einem bestimmten Prozentsatz festgesetzt; zum Bezug der Dividende berechtigt der Dividendenschein (Kuponbogen, Gewinnanteilsschein); unter bestimmten Voraussetzungen (vgl. § 54a AktG) ist auch ein Abschlag auf den voraussichtlichen Bilanzgewinn auszahlbar (Zwischendividende)“.

Übersetzungsvorschlag/slowakisch: dividendy

Kollokationen/slowakisch: dividendy dostat', vyplatit', nahlásit'

Verwandte Begriffe: keine

Definitionen:

1. Dividenda predstavuje časť zisku, ktorá sa rozdeľuje medzi akcionárov.
2. Dividenda je vyplatený podiel na zisku pripadajúci na jednu akciu.

Deutsches/österreichisches Recht: Firmenbuch

Kollokationen: die AG ins Firmenbuch eintragen

Verwandte Begriffe: -

Definition: „... ein von den Landesgerichten [...] geführtes öffentliches Verzeichnis. Es dient der Verzeichnung und Offenlegung von Tatsachen, die nach den handelsrechtlichen Vorschriften einzutragen sind. Das *Firmenbuch* besteht aus dem sogenannten Hauptbuch (dem eigentlichen *Firmenbuch*), in dem die Firmenbucheintragungen enthalten sind, und aus der Urkundensammlung (das ist die Sammlung der Urkunden, die den Firmenbucheintragungen zugrunde liegen, z.B. der Gesellschaftsvertrag oder die Bilanz)“. „[...] Jedem Rechtsträger wird im *Firmenbuch* eine Nummer, die Firmenbuchnummer, zugewiesen, bestehend aus Ziffern und einem Prüfbuchstaben“.

Übersetzungsvorschlag/slowakisch:obchodný register

Kollokationen/slowakisch: zapísať firmu do obchodného registra

Verwandte Begriffe: -

Definition: Obchodný register je verejný zoznam, do ktorého sa zapisujú zákonom ustanovené údaje týkajúce sa (spravidla) podnikateľov, najmä ich obchodné meno a právna forma. Zapisujú sa údaje ako obchodné meno, miesto podnikania, predmet podnikania, právna forma podnikania, identifikačné číslo, osoby riadiace spoločnosť a aktuálny stav spoločnosti. Podľa výpisu z obchodného registra je možné overiť, či právnická osoba existuje a môže slúžiť ako základ pre posúdenie, či je vhodné s ňou obchodovať (napr. usúdiť či nie je v stave pred zánikom).

Schlussfolgerung

Sprachliche und rechtliche Fragen sind im Rechtsbereich eng miteinander verbunden. Die ÜbersetzerInnen juristischer Texte sind ständig auch mit der Rechtsvergleichung konfrontiert, weil sie die gesamte Bedeutung des Begriffs im jeweiligen Kontext verstehen und übertragen müssen. Das Übersetzen von Rechtstexten setzt daher sowohl Sprach- und Übersetzungskompetenz als auch juristisches Fachwissen voraus. Gestützt auf diese Tatsache bildet den Schwerpunkt des vorliegenden Beitrags die rechtsvergleichende Analyse der Rechtsform Aktiengesellschaft als eine der verbreitetsten Gesellschaftsformen in Österreich und der Slowakei sowie die Beschreibung der Terminologie anhand der Methode der rechtsvergleichenden Terminologiarbeit. Es hat sich bestätigt, dass die Äquivalenz von Rechtsbegriffen aus zwei unterschiedlichen Rechtsordnungen nur selten möglich ist. Die Beschreibung der ausgewählten Begriffe hat gezeigt, dass sogar bei scheinbar klaren und eindeutigen Rechtstermini inhaltliche Unterschiede auftreten können. Die Äquivalenz von Begriffen verschiedener Rechtsordnungen ist außerdem immer situationsbedingt. Das elektronische Glossar der Rechtsterminologie, das im Rahmen des Projekts APVV-0226-12 Transius erstellt wird, kann als Informationsquelle für die Verwendung von Begriffen und Benennungen dienen und den ÜbersetzerInnen dabei helfen, fallspezifische Entscheidungen zu treffen.

Literatur

- Benč, Vladimír [u. a.] (2013): **Zwei Jahrzehnte österreichisch-slowakische Beziehungen**. Bericht. Bratislava: Forschungszentrum der Slowakischen Gesellschaft für Außenpolitik und Österreichische Botschaft Pressburg.
- Mayer, Felix (2000): *Terminologie- und rechtsvergleichende Wörterbücher: Methoden und Schwierigkeiten eines terminographischen Ansatzes*. In: U. Heid/St. Evert/ E. Lehmann; C. Rohrer (Hrsg.): **Proceedings of the Ninth Euralex International Congress**, Euralex 2000, Stuttgart: Universität, 305 – 317.
- Sandrini, Peter (1996): **Terminologearbeit im Recht**, Wien: TermNet.
- Zweigert, Konrad / Kötz, Hein (³1996): **Einführung in die Rechtsvergleichung. Auf dem Gebiete des Privatrechts**, Tübingen: Mohr Siebeck.

Internetquellen

- Die gesamte Rechtsvorschrift für Genossenschaftsgesetz in Österreich, Fassung vom 15.04.2017:
<https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=10001680&ShowPrintPreview=True> [15.04.2017].
- Die gesamte Rechtsvorschrift für Aktiengesetz in Österreich, Fassung vom 15.03.2017:
<https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=10002070> [20.03.2017].
- Obchodný zákonník: Zákon č. 513/1991 Zb. <http://www.epi.sk/zz/1991-513> [20.03.2017].
- Sandrini, Peter (1995): *Der Rechtsbegriff: Implikationen für die Terminologearbeit*.
<http://homepage.uibk.ac.at/~c61302/publik/aila.pdf> [10.03.2017].

Ewa Maria Majewska
Warschau

Anatomische Begriffe als Glieder der Determinativkomposita im deutschen und niederländischen Wortschatz der medizinischen Fachpresse

Abstract: Anatomy is a science which concerns the human body and its organs. It forms a structural base for specialist vocabulary of all medical fields and branches. The anatomical vocabulary includes names of body parts and organs, bones, muscles, tendons, tissues, nerves, veins etc. As a result of new explorations in medical sciences the number of specialist terms tends to increase. New terms should be coined for fixing physiological functions and processes of the organs, their pathological conditions and processes, various therapies and medicines. New terms are often borrowings from other languages but word formation also plays an important part. The aim of the present paper is to present determinative compounds in German and Dutch medical vocabularies which include names of body parts and organs. The language corpus has been collected from various medical journals. The original vocabulary is presented in original sentences and it was analysed from the point of view of morphology and semantics. As a result of this analysis various types of determinative compounds with names of organs have been specified. Apart from words of the native languages German and Dutch determinative compounds also include borrowings and words composed of parts taken from other languages.

Keywords: medical language, terminology, German, Dutch, word formation, languages for special purposes, specialist journals.

Der umfangreiche Fachwortschatz der Medizin stammt aus ihren unterschiedlichen Fachgebieten und Disziplinen. Gegenwärtig wird die Zahl der medizinischen Fachwörter auf zwei Millionen geschätzt (Kempcke 1989: 843). Wenn man von den amtlich anerkannten Facharztbezeichnungen ausgeht, so kann man allein rund 30 medizinische Fachgebiete aufzählen. Die Fachwörter der Fächer der praktischen Medizin enthalten einen gemeinsamen Grundwortschatz, dessen Termini in den verschiedenen Fächern jedoch mit unterschiedlicher Frequenz gebraucht werden. Dieser Basiswortschatz entstammt größtenteils den Fächern der theoretischen Medizin. Für die wichtigsten Grundlagenfächer hält man Anatomie, Physiologie, Biochemie, medizinische Psychologie und Soziologie, Pathologie, Mikrobiologie und Pharmakologie. Die Verwendung der einzelnen Fachbegriffe der Grundlagenfächer ist unterschiedlich. Der Psychiater verwendet beispielsweise häufiger Fachbegriffe der medizinischen Psychologie und Soziologie als der Röntgenologe, der sich in

seiner Arbeit vor allem auf die Sprache der Anatomie stützt (Lippert 1978: 85 – 86).

Die Anatomie als Lehre vom Bau des menschlichen Körpers und seiner Organe bildet die strukturelle Grundlage für alle medizinischen Fachgebiete (Duden 2007: 112). Zu den anatomischen Begriffen gehören allgemeine Körperteilbezeichnungen, die Namen der einzelnen Knochen, Sehnen, Muskel, Nerven, Arterien, Venen usw. (Duden 2007: 31). Aus der Anatomie hat ein Basiswortschatz Eingang in alle Fachgebiete der praktischen Medizin gefunden. In den sich mit dem ganzen Körper beschäftigenden Fachgebieten, wie z.B. Allgemeinmedizin, innere Medizin, Chirurgie und Kinderheilkunde, besteht diesbezüglich große Übereinstimmung. Das Wort *Herz* wird dort sehr häufig gebraucht und belegt einen der ersten Rangplätze, im Gegensatz zu den Fachgebieten, die jeweils nur einen bestimmten Organbereich betreuen, wie in der Gynäkologie, wo das *Herz* auf dem 24. Platz steht. Beim Zahnarzt fällt es auf den 47. und beim Hautarzt gar auf den 97. Platz zurück (Lippert 1978: 87). Die 20 in der allgemeinmedizinischen Literatur nach der Häufigkeit am meisten gebrauchten anatomischen Begriffe sind: *Herz, Niere, Lunge, Haut, Leber, Muskel, Gehirn, Gelenk, Bronchus, Darm, Knochen, Myokard, Zelle, Arterie, Gewebe, Koronararterie, Kopf, Nase, Schilddrüse, Bauch* (Lippert 1978: 88).

Die medizinische Wissenschaft ist in rascher Entwicklung. Viele alte Fachwörter werden wegen aktueller medizinischer Erkenntnisse durch neue ersetzt. Aus diesem Grund besteht ein beträchtlicher Unterschied zwischen der Zahl der tatsächlich verwendeten und der nach terminologischen Regeln möglichen Fachwörter (Lippert 1978: 85). Die Größe des medizinischen Fachwortschatzes nimmt stets zu. Täglich werden neue Begriffe gebildet, denn die Entdeckungen in der Medizin, die die einzelnen Organe und ihre pathologischen Zustände, ihre Funktionen im Organismus, die physiologischen Prozesse sowie verschiedene Therapien und Medikamente betreffen, verursachen, dass ein starker Benennungsbedarf hinsichtlich neuer medizinischer Fachwörter besteht. Schon im Altertum gab es für viele Bezeichnungen sogar drei bis vier Synonyme (Ruff 2001: 59). Ein beträchtlicher Teil der Entdeckungen in der Anatomie wurde mit dem Namen des jeweiligen Entdeckers versehen. Da solche Entdeckungen manchmal auch von unterschiedlichen Personen zur gleichen Zeit gemacht wurden, entstanden in einigen Fällen mehrere Bezeichnungen für dieselbe Sache (Willmanns/Schmitt 2002: 35).

Das neue Vokabular wird durch verschiedene Verfahren gewonnen. Außer den Entlehnungen aus anderen Sprachen spielt die Wortbildung dabei

die wichtigste Rolle. Die Substantive machen den größten Teil der fachsprachlichen Lexik aus (vgl. Kühtz 2007: 40).

Eines der Hauptverfahren der Wortbildung ist die Komposition. Die Komposita entstehen durch die Verbindung von mindestens zwei Wörtern bzw. unmittelbaren Konstituenten (UK), engl. *immediate constituents* (Bloomfield 1933 203 – 205; Gleason 1961: 133). Unter Konstituenten versteht man nach Fleischer/Barz (1992: 42 – 43) „ein Wort, eine Konstruktion oder ein Morphem, die in eine größere Konstruktion eingehen“. Zu unterscheiden sind zwei Haupttypen der Komposita: Determinativkomposita und Kopulativkomposita. Determinativkomposita sind die häufigste und produktivste Form der Zusammensetzungen im Deutschen (Lohde 2006: 36). Sie kommen sowohl in der Gemeinsprache als auch in der Fachsprache vor. In der Fachsprache überwiegen im Deutschen und Niederländischen Determinativkomposita mit substantivischen und adjektivischen Konstituenten. In jedem medizinischen Fachgebiet findet man Fachbegriffe, die die Form eines Determinativkompositums haben. Sie können aus zwei Gliedern bestehen, die beide deutsche Wörter sind. Es gibt auch rein lateinische oder griechische Komposita sowie eine große Zahl von sogenannten Hybridbildungen, die Mischkompositionen sind. Dieser Name stammt aus dem Lateinischen *hybrida* „Mischling“ (Willmanns/Schmitt 2002: 21). Hybride Bildungen sind gemischte lateinisch-deutsche, griechisch-lateinische, lateinisch-griechische oder englisch-deutsche Bezeichnungen.

Das Ziel dieser Untersuchung ist eine morphologische und semantische Analyse der Determinativkomposita, deren erstes oder zweites Glied einen anatomischen Begriff bezeichnet. Das Korpus setzt sich aus dem Sprachmaterial zusammen, das den deutschsprachigen medizinischen Zeitschriften **Ärzteweche** und **Ärzteblatt** sowie der niederländischen Zeitschrift **Nederlands Tijdschrift voor Geneeskunde** entnommen worden ist. Die Belege wurden anhand von Beispielsätzen dargestellt. Im Erstglied oder im Zweitglied kommen Namen der Körperteile und der inneren Organe vor.

Deutsche Determinativkomposita

Im deutschen Korpus wurden unterschiedliche Wortbildungsmuster angetroffen. Die erste große Gruppe bilden Determinativkomposita, deren beide Kompositionsglieder Substantive enthalten und in denen im Erstglied

eine Organbezeichnung vorkommt. In den Beispielsätzen tauchen folgende deutsche Namen der Körperteile und Organe auf: *Augen, Bein, Darm, Drüse, Gaumen, Gefäß, Gehirn, Gewebe, Hals, Hand, Herz, Hirn, Knie, Knochen, Mund, Muskel, Nase, Nebenschilddrüsen, Niere, Schilddrüse, Venen, Zelle*. Außerdem kommen auch ihre lateinischen oder griechischen Entsprechungen vor, z.B. *Ösophagus* (Speiseröhre), *Kolon* (Darm), *Myokard* (Herzmuskel), *Zervix* (Hals), *Prostata*.

Man kann im deutschen Korpus folgende Typen der Determinativkomposita ausweisen, deren Kompositionsglieder unterschiedliche Wortbildungstypen darstellen:

I. Das erste Kompositionsglied ist ein Simplex, das zweite ein Suffixderivat:

1. „Eine isolierte *Nasenoperation* zur Verbesserung der Nasenluftpassage ist nicht in der Lage, eine obstruktive Schlafapnoe effektiv zu behandeln“ (ÄW 2011/2, 13).
2. „Später fand man auch bei den Unfallopfern heraus, dass die Prognose der *Hirnverletzungen* verhältnismäßig ungünstig ist, [...]“ (DÄ, 2011/9, S.145).
3. „[...] und hat damit die niedrigste Rate von *Mundtrockenheit*“ (ÄW 13/2011, 20).
4. „Es muss sich nicht immer um eine nicht oder falsch korrigierte Fehlsichtigkeit handeln, sondern es können auch *Augenerkrankungen* oder andere Krankheiten dahinter stecken“ (ÄW 2011/46, 6).
5. „Patienten mit Morbus Alzheimer und anderen Formen der Demenz leiden im Endstadium unter Gewichtsverlust, *Muskelschwäche*, Bewegungsstörungen, Inkontinenz und Schluckstörungen“ (ÄW 2011/20, 8).
6. „Mit der kompletten Venenkompressionssonographie (CCUS) können am Oberschenkel und Unterschenkel mit großer Sicherheit die tiefen *Venenthrombosen* erkannt werden“ (DÄ 2011/9, 144).

II. Die erste unmittelbare Konstituente ist ein Simplex, die zweite ein Kompositum:

7. „Sterile Wundspüllösungen entfernen einen Großteil der oberflächlichen Belege und sind eine gewebeschonende Maßnahme zur Entfernung von nicht haftenden *Zellbestandteilen* sowie von Biofilm“ (ÄW 2011/40, 10).

8. „Bei der Dupuytren’schen Kontraktur handelt es sich um eine langsam fortschreitende systematische Erkrankung, welche das Bindegewebe an der **Handinnenfläche** und der Finger betrifft“ (ÄW 2011/40, 9).
9. „[...] Dass bestimmte blutzuckersenkende Medikamente den **Knochenstoffwechsel** beeinflussen“. (ÄW 41/2011, 17).

III. Das erste Glied der Zusammensetzung ist ein Kompositum, das zweite stellt ein Suffixderivat dar:

10. „Unter cardiac fatigue versteht man eine [...] **Herzmuskelermüdung** nach erschöpfender körperlicher Belastung“ (ÄW 2011/40, K 27).
11. „Weitere Symptome einer Nasenbeinfraktur sind lokale Schwellung, abnorme Beweglichkeit der gesamten Nase, [...] Nasenbluten, **Nasenaatmungsbehinderung** und ein Brillen- bzw. Monokelhämatom“ (ÄW 2011/38, 13).
12. „Wenn man von einer etwa 80 prozentigen Kombination von tiefer **Beinvenenthrombosen** mit akuter Lungenembolie ausgeht, ist das von großer Bedeutung für die rasche Einleitung der Antikoagulation“ (DÄ 2011/9, 142).
13. „Ein 60-jähriger Patient ohne spezifische Beschwerden stellt sich in einer Praxis zur Früherkennungsuntersuchung auf **Darmkrebskrankheiten** vor“ (DÄ 2011/10, A527).

IV. Das erste Glied ist ein Simplex und das zweite ein Konversionsprodukt:

Das Konversionsprodukt kann die Form eines substantivierten Infinitivs oder eines Verbstammes haben:

14. „Ein 60-jähriger Patient kommt in die Praxis, nachdem er seit 5 Tagen bestehende Erkältungssymptome mit **Halsbrennen**, Schluckbeschwerden, Heiserkeit, Schnupfen und Niesen mit Dampfbädern und Hustentee behandelt hat“ (DÄ 2011/6, A-271).
15. „Weitere Symptome einer Nasenbeinfraktur sind lokale Schwellung, abnorme Beweglichkeit der gesamten Nase, ... **Nasenbluten**, Nasenaatmungsbehinderung und ein Brillen- bzw. Monokelhämatom“ (ÄW 2011/38, 13).
16. „Wiederkehrende Trainingsimpulse führen zu einer charakteristischen Myokardvergrößerung [...], welche über einen

gesteigerten **Herzschlag** [...] zu einer verbesserten Sauerstoffversorgung der Arbeitsmuskulatur führt“ (ÄW 2011/40, K-27).

V. Beide Glieder des Kompositums sind Komposita:

17. „So ist bei Kontrastmittelallergie, verschiedenen **Schilddrüsenfunktionsstörungen** und Niereninsuffizienz oft eine Kontrastmittelgabe und somit eine MDS-CT nicht möglich“ (DÄ 2011/9, 142).

VI. Die erste unmittelbare Konstituente ist ein Simplex und die zweite ein Präfixwort:

18. „[...] da bei einem primären Zielwert [...] das Risiko des Erreichens einer subklinischen Hyperthyreose besteht, welche erwiesenermaßen mit Komplikationen wie Vorhofflimmern, Osteoporose und diastolischer **Herzdysfunktion** einhergeht (DÄ 2011/8: 134).
19. „Wie schnell ein lädiertes **Kniegelenk** heilt, hängt maßgeblich davon ab, wie gut die gewählte Therapie anschlägt“ (ÄW 13/2011, 13).

VII. Das Determinativkompositum enthält ein Präfixwort im Erstglied und ein Simplex im Zweitglied:

20. „Hier strömen große Blutmengen an der Katheterspitze vorbei, wobei jedes Medikament so verdünnt wird, dass die **Gefäßwand** nicht geschädigt wird“ (DÄ 2011/9, 148).

VIII. Das erste Glied stellt ein Präfixwort und das zweite ein Suffixderivat dar:

21. „Diese **Gehirnerschütterung** betrifft auch andere Sportarten [...]“ (DÄ 2011/9, 148).
Die zweite Gruppe bilden solche Determinativkomposita, deren Zweitglied den Namen eines Körperteils oder eines Organs enthält.

IX. Das Zweitglied stellt den Namen eines Organs dar. Beide UK sind Simplizia:

22. „Das **Athletenherz** ist ein alle Herzhöhlen betreffendes, harmonisch vergrößertes Herz“ (ÄW 2011/40, K-27).

23. „Auch im Rahmen der Blutanalyse ergaben die Hämoglobinkonzentration und die Funktionsparameter der **Schilddrüse** normale Messergebnisse“ (ÄW 2011/24, 5).

X. Das erste Glied stellt ein Suffixderivat dar, das zweite ist ein Zirkumfixderivat:

24. „Bei der Dupuytren’schen Kontraktur handelt es sich um eine langsam fortschreitende, systemische Erkrankung, welche das **Bindegewebe** an der Handinnenfläche (Palmaraponeurose) und der Finger betrifft“ (ÄW 2011/ 40, 9).

XI. Entlehnungen:

Im deutschsprachigen Korpus wurden auch Determinativkomposita gefunden, deren beide Kompositionsglieder Entlehnungen aus anderen Sprachen sind, z.B. aus dem Griechischen:

25. „Fürs Auftreten eines **Kolonkarzinoms** zeigen Statine tatsächlich einen geringen Effekt“ (ÄW 2011/40, K.16).

XII. Hybride Bildungen:

Sehr oft treten im medizinischen Fachwortschatz hybride Bildungen auf, deren zwei Bestandteile nicht derselben Sprache entstammen. Solche hybride Bildungen können beispielsweise lateinische und deutsche Wörter enthalten, z.B. **Myokardvergrößerung** (lat. *Myokard* „Herzmuskel“):

26. „Wiederkehrende Trainingsimpulse führen zu einer charakteristischen **Myokardvergrößerung** [...], welche über einen gesteigerten Herzschlag [...] zu einer verbesserten Sauerstoffversorgung der Arbeitsmuskulatur führt“ (ÄW 2011/40, K-27).

Hybride Bildungen setzten sich auch aus lateinischen und griechischen Komponenten zusammen, z. B. **Zervixkarzinom** (lat. *cervix* „Hals“, gr. *carcinoma* „Geschwulst“)

27. „Durch eine effektive gynäkologische Vorsorge können Zellentartungen der Zervix uteri schon vor der Entstehung eines invasiven **Zervixkarzinoms** entdeckt und behandelt werden“ (ÄW 2011/40, 15).

An der Bildung der Determinativkomposita, die Hybriden sind, können auch mehr als zwei Sprachen teilnehmen, z.B. Griechisch,

Deutsch und Englisch in dem folgenden Beispiel: **Prostatakrebs-Screening** (gr. *prostata*, dt. *Krebs*, eng. *Screening*).

28. „Im Nutzen überschätzt würden sowohl Brustkrebs- als auch das **Prostatakrebs-Screening**“ (ÄW 2011/45, 2).

XIII. Der Körperteil wird mit einem Eponym versehen:

Namen der Körperteile oder Organe gehen zusammen mit Personennamen eine Verbindung ein. Auf diese Weise entstehen Komposita mit Anthroponymen. Diese Personennamen werden Eponyme genannt. Wenn das Eponym mit dem Namen eines Organs verbunden ist, dann kann dieses oft auf einen pathologischen Zustand dieses Organs hinweisen, der von der jeweiligen Person entdeckt oder zum ersten Mal beschrieben worden ist. In dem folgenden Satz bezieht sich die Erkrankung, die von Barret entdeckt worden ist, auf den **Ösophagus** (Speiseröhre):

29. „Am besten belegt ist diese Assoziation zwischen Adipositas und dem **Barret-Ösophagus** [...]“ (ÄW 2011/46, 26).

XIV. Das Erstglied des Determinativkompositums ist ein Adjektiv und das Zweitglied ein Substantiv:

30. „Die RFT erzielt in der Muskulatur von **Weichgaumen** und Zunge eine narbige Versteifung [...]“ (ÄW 2011/2, 13).
31. „Erfasst wurden dabei Operationen am **Dickdarm**, Gallenblasenentfernungen, [...] Herzkranzgefäßoperationen und Kaiserschnitte“ (ÄW 2011/45, 13).

XV. Die erste UK stellt eine Präposition dar und die zweite ist ein Substantiv:

32. „Neben der im Artikel genannten und zu fordernden intraoperativen Darstellung aller vier **Nebenschilddrüsen** ist deshalb auch deren sofortige Autotransplantation in die gerade Halsmuskulatur [...] zur Prophylaxe eines permanenten Hypoparathyreoidismus zu erwähnen“ (DÄ 2011/8, 133).

Niederländische Determinativkomposita

Das niederländische Korpus umfasst die meisten Determinativkomposita mit der Struktur Substantiv + Substantiv. Es kommen auch Belege mit Adjektiv oder Adverb/Präposition als Erstglied vor. Im Sprachmaterial

wurden folgende niederländische Namen der Körperteile und Organe gefunden: *borst, bot, buik, cel, darm, hart, klier, lever, lymfklier, maag, oor, schildwacht, spier, weefsel* und lateinisch-griechische Bezeichnungen: *vagina, rectum, myocard*.

I. Beide unmittelbaren Konstituenten sind Simplizia:

33. „Vrouwen in Nederland die zich structureel laten screenen hebben een ruim 50% lagere kans om te sterven aan **borstkanker** dan vrouwen die zich niet laten screenen“ (NTvG 2011/41, 1863).
34. „In geval van ernstige ischemie kann dit leiden tot infacering van de **darmwand** en daarmee tot necrose van de dunne darm en/of het colon“ (NTvG 2011/44, 1970).
35. „Typisch is er een diffuse, intermitterende **buikpijn** sinds enkele dagen of zelfs weken“ (NTvG 2011/44, 1970).

II. Im Erstglied taucht ein Simplex und im Zweitglied ein Suffixderivat auf:

36. „Voor een goede kwaliteit van de CTCA is een rustige en regelmatige **hartfrequentie** bij een stilliggende patiënt noodzakelijk“ (NTvG 2011/41, 1855).
37. „[...] dat door deze proef bij patiënten met icterus onderscheid gemaakt kan worden tussen enerzijds ziekten die met galstuwung gepaard gaan [...] en anderzijds hemolytische anemieën en **leverziekten** [...]“ (NTvG 2011/41, 1862).
38. „Vrouwen hadden minder vaak osteonecrose in het femurrestant dan mannen, maar meer infiltratie van lymfocyten en **botwoekeringen**“ (NTvG 2011/44, 1952).

III. Die erste unmittelbare Konstituente stellt ein Simplex dar, die zweite hat die Form eines Kompositums:

39. „Onder bariatrische chirurgie wordt zowel het aanbrengen van een maagband [...] als een **maagbypassoperatie** verstaan“ (NTvG 2011/10, 436).

IV. Das Kompositum besteht aus einem Simplex als Erstglied und einem impliziten Derivat im Zweitglied:

40. „Obstipatie, afwezigheid van **buikklachten** en overgewicht zijn net zo goed mogelijk al of niet samen met symptomen als gevolg van malabsorptie“ (NTvG 2011/41, 1863).

41. „Bij mannen kwam uitgebreide botnecrose vaker voor en leidde necrose vaker tot *botbreuken*” (NTvG 2011/44, 1952).

V. Die erste UK enthält ein Simplex und die zweite ein Präfixwort:

42. „Normale *darmgeruisen* variëren sterk in intensiteit, klanksamenstelling en de frequentie waarmee ze optreden“ (NTvG 2011/7, 316).

VI. Das Erstglied ist ein Simplex und das Zweitglied ein Konversionsprodukt:

43. „[...] omdat het klokkend geluid veroorzaakt zou worden door de vloeibare *darminhoud* [...]“ (NTvG 2011/7, 317).

44. „Bij lichamelijk onderzoek heeft ze spaarzame peristaltiek, wisselende tympanie en drukpijn met actief *spierverzet* in de regio epigastrica, zonder evidente loslaatpijn“ (NTvG 2011/44, 1967).

VII. Die erste UK ist ein Kompositum, die zweite stellt ein Suffixderivat dar:

45. „5 studies richtten zich alleen op acute *middenoortstekingen* door pneumokokken [...]“ (NTvG 2011/7, 286).

VIII. Das Erstglied enthält ein Kompositum und das Zweitglied ein Konversionsprodukt:

46. „Kortom, de *borstkankerzorg* in Nederland wordt geheel volgens de gouden standaard van evidence-based geneeskunde geëffectueerd“ (NTvG 2011/44, 1956).

IX. Das Determinativkompositum besteht aus einem Kompositum im ersten Glied und einem Simplex im zweiten Glied:

47. „De scintigrafie van de okseln links toonde twee *schildwachtklieren*“ (NTvG 2011/41, 1851).

X. Anatomische Begriffe sind in beiden Gliedern des Determinativkompositums enthalten. Beide UK sind Simplizia:

48. „In het kort komt het erop neer dat Lp(a) migratie en proliferatie van gladde *spiercellen* bevordert [...]“ (NTvG 2011/44, 1983).

XI. Das erste Glied ist ein Simplex, das zweite ein Suffixderivat:

49. „Er zijn 2 typen ectopisch **borstweefsel**: accessoire mammae (polymastie) genaamd en aberrant borstweefsel“ (NTvG 2011/41, 1850).

Außer dem Typ Substantiv + Substantiv erscheinen im niederländischen Korpus auch Determinativkomposita mit Adverb/Präposition als Erstglied.

XII. Das Erstglied ist ein Adverb oder eine Präposition. Das Zweitglied stellt ein Substantiv dar:

Im folgenden Satz hat das Adverb *boven* die gleiche morphologische Form mit der Präposition *boven*:

50. „Een echo van de **bovenbuik** toonde een schrompelpgalblaas met stenen (NTvG, 2011//27, 1207).

XIII. Entlehnungen:

Im niederländischen Sprachmaterial tauchen auch fremdsprachige Komposita – Entlehnungen aus den klassischen Sprachen, z. B. aus dem Lateinischen, auf:

51. „In deze trial wird de waarde van het toevoegen van nicotinezuur aan een statine onderzocht in relatie tot harde uitkomstmaten als het optreden van een **myocardinfarct** of CVA“ (NTvG 2011/44, 1984).

Sehr häufig trifft man im niederländischen Sprachmaterial auch hybride Bildungen, deren Glieder unterschiedlichen Sprachen entlehnt worden sind:

XIV. Hybride Bildungen:

Hybride Bildungen können lateinisch-griechischer Abstammung sein. Im folgenden Beispiel kommt das Wort *rectum* aus dem Lateinischen und *carcinoom* aus dem Griechischen vor:

52. „Dit was onder andere op het gebied van liesbreukchirurgie, **rectumcarcinoom**,, de ziekte van Crohn en colitis ulcerosa“ (NTvG 2011/7, 290).

Es wurden auch lateinisch-niederländische Belege angetroffen, z.B. *vaginawand* im folgenden Satz (lat. *vagina*, nl. *wand*):

53. „Het matje kwam bloot te liggen in de **vaginawand** (,mesh exposure‘) bij 13,6% van de vrouwen die een hysterectomie hadden ondergaan“ (NTvG 2011/44, 1965).

Das niederländische Korpus enthält auch niederländisch-griechische Beispiele, z.B. *lymfkliermetastasen*:

54. „Een recent onderzoek bij patiënten met borstkanker toont aan dat de aanwezigheid van *lymfkliermetastasen* kleiner dan 2 mm geassocieerd is met een slechter overleving“ (NTvG 2011/7, 297.)

Vergleichsanalyse

Im analysierten Fachwortschatz der deutschsprachigen medizinischen Zeitschriften wurden 22 deutsche und 5 Bezeichnungen fremden Ursprungs (griechische und lateinische) für anatomische Begriffe gefunden. Die Determinativkomposita mit diesen Namen weisen 15 Typen auf. Die Organbezeichnungen kommen in diesen Komposita vor allem als Erstglied, aber auch als Zweitglied vor. Die Mehrheit der analysierten Beispiele sind Determinativkomposita vom Typ Substantiv + Substantiv. Es wurden folgende 12 Wortbildungsmuster ausgesondert, die aus dem deutschen Wortgut zusammengesetzt sind: Simplex + Suffixderivat, Simplex + Kompositum, Kompositum + Suffixderivat, Simplex + Konversionsprodukt, Kompositum + Kompositum, Simplex + Präfixwort, Präfixwort + Simplex, Präfixwort + Suffixderivat, Simplex + Simplex, Suffixderivat + Zirkumfixderivat. Es gibt auch Belege mit der Struktur Substantiv + Adjektiv und Präposition + Substantiv.

Dazu gehören auch Entlehnungen aus den klassischen Sprachen sowie hybride Bildungen (Lateinisch-Deutsch, Lateinisch-Griechisch, Griechisch-Deutsch-Englisch) und Determinativkomposita mit Eponymen. Im zweiten Glied der Determinativkomposita kommen meistens Bezeichnungen der pathologischen Prozesse oder Zustände, Namen der Organe, Krankheiten, diagnostische Verfahren, chirurgische Eingriffe und physiologische Prozesse vor. Außerdem wurden charakteristische Merkmale für das jeweilige erkrankte Organ anhand eines Eponyms dargestellt.

Das niederländische Korpus umfasst Determinativkomposita, in denen 17 anatomische Begriffe enthalten sind. Daraus wurden 14 Typen der Komposita ausgesondert. Die meisten Belege sind Zusammensetzungen von zwei Substantiven. Die Determinativkomposita lassen sich in 11 unterschiedliche Wortbildungsgruppen einteilen: Simplex + Simplex, Simplex + Suffixderivat, Simplex + Kompositum, Simplex + implizites Derivat, Simplex + Präfixwort, Kompositum + Suffixderivat, Kompositum + Konversionsprodukt, Kompositum + Simplex. Dazu kommen auch lateinische und griechische Entlehnungen. Im Wortgut tauchen auch hybride

Bildungen (lateinisch-griechische, lateinisch-niederländische und niederländisch-griechische) auf. Außerdem wurden im Sprachmaterial auch Komposita vom Typ Substantiv im Erstglied und Adverb/Präposition als Zweitglied angetroffen. Die zweiten Kompositionsglieder enthalten Bezeichnungen der pathologischen Prozesse und Zustände, Krankheitssymptome, Organeile, Krankheitsnamen, physiologische Prozesse und Beschwerden.

Schlussbemerkungen

Deutsch und Niederländisch sind als westgermanische Sprachen eng miteinander verwandt und weisen viele ähnliche Strukturen auf. Namen der Körperteile und Organe sind Glieder der Determinativkomposita, die im medizinischen Fachwortschatz dieser Sprachen oft vorkommen. Die untersuchten Namen kommen vor allem als Erstglied der Zusammensetzung vor. Insgesamt wurden in beiden Sprachen 21 Wortbildungstypen der Determinativkomposita ausgewiesen. Außer dem deutschen und dem niederländischen Wortgut sind Entlehnungen sowie Hybridbildungen ziemlich frequente Belege, die einen beträchtlichen Beitrag zur Herausbildung des medizinischen Vokabulars leisten.

Quellen

Deutsches Ärzteblatt (2011): Nr. 6, 8, 9, 10.

Ärzteweche (2011): Nr. 2,13,20, 24, 38, 40, 41, 45, 46.

Nederlands Tijdschrift voor Geneeskunde (2011): Nr. 7, 10, 27, 41,44.

Literatur

Bloomfield, Leonard (1933): **Language**, New York: Allen & Unwin.

Dudenredaktion (Hrsg.) (2007): **Duden. Wörterbuch medizinischer Fachbegriffe**, Mannheim/Leipzig/ Wien/Zürich: Dudenverlag.

Fleischer, Wolfgang/Barz, Irmgard (1992): **Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache**, Tübingen: Niemeyer.

Gleason, H. A. (1961): **An introduction to Descriptive Linguistics. Revised Edition**, New York/Chicago/San Francisco/Toronto/London: Holt, Rinehart and Winston.

- Kempcke, Günter (1989): *Probleme der Beschreibung fachsprachlicher Lexik im allgemeinen einsprachigen Wörterbuch*. In: Franz Josef Hausmann/Oskar Reichmann/ Herbert Ernst Wiegand/Ladislav Zgusta (Hrsg.): **Wörterbücher. Dictionaries. Dictionnaires. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie**, Berlin/New York: Walter de Gruyter: 842 – 849.
- Kühtz, Stefan (2007): **Phraseologie und Formulierungsmuster in medizinischen Texten**, Tübingen: Narr.
- Lippert, Herbert (1978): „Sprachliche Mittel in der Kommunikation im Bereich der Medizin“. In: Wolfgang Mentrup (Hrsg.): **Fachsprache und Gemeinsprache. Jahrbuch 1978 des Instituts für deutsche Sprache**, Düsseldorf: Schwann (Sprache der Gegenwart XLVI), 84 – 99.
- Lohde, Michael (2006): **Wortbildung des modernen Deutschen. Ein Lehr- und Übungsbuch**, Tübingen: Günter Narr.
- Ruff, Peter Wolfgang (2001): **Einführung in den Gebrauch der medizinischen Fachsprache**, Reinbek: Lau.
- Willmanns, Juliane/Schmitt, Günther (2002): **Die Medizin und ihre Sprache**, Landsberg/Lech: Ecomed.

Irem Atasoy
Istanbul

Multimodale Texte im Vergleich: Eine kontrastive interlinguale Analyse deutscher, englischer, italienischer und türkischer Fernsehwerbungen

Abstract: From the perspective of linguistics and social semiotics, texts are no longer seen as verbal messages, but as multimodal structures, which combine a variety of different semiotic modes such as language (written and spoken), images (still and moving), typography (still and moving), music and sound. Therefore multimodality has become one of the basic categories used in the text analysis. Moving towards a multimodal mediated theory, this paper presents the results of a multimodal text analysis of TV advertisements. The corpus is comprised of *FIAT 500 Cult* TV advertisements in German, English, Italian and Turkish. The analysis is based on multimodal oriented text semiotic and text linguistic methods.

Keywords: multimodality, multimodal text, TV advertising, textsemiotics, textlinguistics.

1. Einleitung

Diese Studie basiert auf der Grundannahme der Multimodalitätstheorie, dass unterschiedliche Zeichensysteme einander bedürfen, um Sinn herstellen zu können. Das Konzept von Multimodalität bezieht sich darauf, dass kommunikative Handlungen unterschiedliche Zeichensysteme beinhalten, um Sinn herstellen zu können. Unter Multimodalität versteht man die Kopräsenz von verschiedenen semiotischen Ressourcen auf unterschiedlichen Ebenen in einer Kommunikation. Die Multimodalitätstheorien stimmen darin überein, dass Multimodalität „keine historisch entstandene Erscheinungsform oder Ausprägung der Kommunikation, sondern eine konstitutive Eigenschaft aller Formen der Kommunikation“ ist (Bucher 2011: 114).

Heutzutage konfrontieren wir uns als Textverwender mit unterschiedlichen Textsorten, wie Werbungen, Comics oder Filmen, die neue und textsortenspezifische Zeichenmodalitäten, wie Bild, Musik, Typographie, Geräusch oder Graphiken beinhalten. In dieser Hinsicht besteht das Ziel dieser Arbeit darin, die deutschen, englischen, italienischen und türkischen Fernsehwerbungen mit multimodalitätstheoretischen Methoden zu analysieren und miteinander zu vergleichen. Ich gehe wie folgt vor: Zuerst möchte ich die Begriffe Multimodalität und multimodaler Text

beschreiben. Ausgehend von diesen Definitionen werde ich dann Fernsehwerbungen aus multimodalitätstheoretischer Sicht erklären. Schließlich möchte ich an einem Beispiel zeigen, wie man Fernsehwerbungen mit multimodalitätstheoretischen Methoden analysieren kann.

2. Multimodalität und multimodale Texte

Wir leben in einem Zeitalter des Visuellen und Audiovisuellen. Sprache ist nur eines der verfügbaren semiotischen Systeme des Menschen unter vielen. Die Idee der Modalitäten beruht auf der These, dass bei der Kommunikation verschiedene Modalitäten eingesetzt werden, damit sich intendierte Bedeutungen ergeben. Multimodalität ist ein Konzept, das im Rahmen einer *socialsemiotic* von Kress und Van Leeuwen (2001) entworfen worden ist. Unter Multimodalität versteht man die Verknüpfung von verschiedenen Zeichenmodalitäten.

Im Zusammenhang mit der linguistischen Textanalyse hat sich in den letzten Jahren die Erkenntnis durchgesetzt, dass neben der Bewertung der sprachlichen Zeichen auch nicht sprachliche Zeichen wie Bilder, Musik, Geräusch und Typographie bewertet werden sollen, da die heutigen Texte mehrere verschiedene Zeichensysteme beinhalten. Dies zeigt sich in unterschiedlichen Theorienansätzen in linguistischen Textuntersuchungen: beispielsweise in semiotisch-stilistischen Ansätzen als ein „semiotischer Textbegriff“ (Fix 2001), in textsemiotischen und medienwissenschaftlichen Arbeiten von Stöckl und Schneider als „multimodaler Text“ (Stöckl 2006; Stöckl/Schneider 2011) und in den damit verwandten multimodal-linguistisch orientierten Ansätzen als „Sprache-Bild-Texte“ (Stöckl/Grösslinger/Held 2012). Die multimodal-linguistisch orientierte Textlinguistik bietet somit ein neues Forschungsparadigma, welches die Analyse des Zusammenwirkens verschiedener semiotischer Zeichen in Texten zum Ziel hat.

Unter multimodalem Text ist der Text zu verstehen, der neben sprachlichen Textteilen auch aus visuellen, akustischen, graphischen, non- oder paraverbal verfassten Textteilen besteht. In Anlehnung an Kress und van Leeuwen betrachtet Hennecke (2015: 207) multimodale Texte als „semiotisch-komplexe Texte“¹. In einem multimodalen Text sind die

¹ Diese Betrachtungsweise heißt bei Kress und Van Leeuwen (1998: 186) „all texts are multimodal“. Sie betrachten den Text als ein „semiotic product“.

Informationen auf verschiedene Modalitäten wie Sprache, Bild, Musik, Geräusch und Typographie verteilt. Verschiedene semantische, formale und funktionale Bezüge ergeben sich aus der Relation zwischen diesen Modalitäten.

Jede Modalität hat ihre eigene Funktion im multimodalen Text. In Wirklichkeit verfügt eine Modalität über mehrere verschiedene Funktionalitäten in multimodalen Texten. Daher kann gesagt werden, dass die Abgrenzung zwischen den Modalitäten nicht immer klar ist. Zum Beispiel gesprochene Sprache hat musikalische Qualitäten oder man kann sprachliche Bilder formulieren. „Wichtig bleibt, dass sich die verschiedenen Modalitäten semantisch, formal und funktional ergänzen. Dies ist die Basis für die Existenz multimodaler Texte“ (Stöckl 2006: 25). Heutzutage kennen wir eine Vielzahl multimodaler Texte. Sie treten uns über Medien entgegen. Daher kann gesagt werden, dass gegenwärtige Werbungen multimodal gestaltet sind. Die Werbungen entstehen im komplexen Zusammenspiel von unterschiedlichen Modalitäten, wie Bild, Musik, Sprache, Geräusch und Typographie (Stöckl 2011:18).

3. Fernsehwerbung als eine multimodale Textsorte

Werbungen nutzen unterschiedliche Medien wie Radio, TV, Internet, Plakat usw. Wegen seines werblichen Einflusses und seines Gestaltungspotenzials gilt der Fernseher als ein aktuelles und schnelles Medium. TV-Spots wecken die Aufmerksamkeit und rufen positive Assoziationen bei den Rezipienten hervor. Fernsehwerbungen sind multimodal gestaltete Texte. Sie sind Kombinationen der bewegten oder statischen Bilder mit gesprochener, geschriebener oder gesungener Sprache und Ton, der als Musik oder Geräusch vorkommt und Typographie. „Prinzipiell zeigen sie den höchsten Grad an Multimodalität, da sie ein Maximum an ‚modes‘ verfügbar machen und miteinander koppeln“ (Stöckl 2011: 21). Deswegen sind sie ideale Beispiele für die multimodale Textanalyse.

4. Methodik

Diese Analyse basiert auf der Grundlage der Multimodalitätsforschung. Meine Vorgehensweise ist textlinguistisch und textsemiotisch. Diese Ansätze konzentrieren sich auf die Tatsache, dass Kommunikation eine

integrative Verkoppelung mehrerer Codes erfordert. Das Analysemodell beruht auf den Analyserastern von Nina Janich (2010) und Hartmut Stöckl (2004). In Anlehnung an Brand (1973) und Hennecke (1999) hat Janich ihr eigenes Analysemodell vorgestellt, das aus drei Analysestufen und drei Synthesestufen besteht. Diese sechs Stufen umfassen textexterne und textinterne Kriterien. Unter textexternen Kriterien werden Werbemittel, Produktbranche, Werbeziel, Zielgruppe und Sender untersucht, wobei die textinternen Kriterien sich auf die verbalen, visuellen und paraverbalen Teiltexte konzentrieren. Stöckl (2004) hat ein Analysemodell von Zeichenmodalitäten entwickelt. Er schlägt eine Vorgehensweise von Makroebene zu Mikroebene vor. Hier liegt die Idee zugrunde, dass man die intermodalen Bezüge zwischen den verwendeten Modalitäten im Gesamttext untersucht. Auf der Makroebene werden Textstruktur, Handlungsstruktur und Segmentierung behandelt. Auf der Mikroebene werden die Zeichenmodalitäten Sprache, Bild, Musik, Geräusch und Typographie und die dazu gehörigen Submodalitäten analysiert. Mein Beitrag beschränkt sich nur auf die Ergebnisse der Analyse von sprachlichen Elementen bzw. auf die Modalität Sprache.

5. Analysekorpus

Die folgende multimodale Analyse ist eine korpus-basierte Studie. Als Korpus dient dieser Analyse die FIAT 500 Cult Werbung, die im Jahr 2014 im TV als Fernsehwerbung erschien. In dieser Studie habe ich die deutschen, englischen, italienischen und türkischen Versionen dieser Werbung analysiert. Die Produktbranche ist Automobile. Die Zielgruppe sind Autofahrer. Dieser TV-Spot wurde von Leo Burnett in Turin entwickelt. Die Produktion stammt von Alto Verbano. Der Regisseur ist Ago Panini. Der Markenname FIAT ist eine Buchstabenmarke und steht für Fabbrica Italiana Automobili Torino. Autos der Marke FIAT werden dank Herrn Giovanni Agnelli seit 1899 erzeugt. Bis heute wurden ca. 74 Modelle vorgestellt.

Werbende Firma	FIAT (Fabbrica Italiana Automobili Torino)
Beworbenes Produkt	Fiat 500 Cult
Produktbranche	Automobile
Zielgruppe	Autofahrer

Zeitraum	2014
Medien	TV
Werbeagentur	Leo Burnett
Produktion	Alto Verbano
Regie	Ago Panini

Tabelle 1: Korpus

6. Analyseergebnisse

6.1 Deutsche Version

Der monologische männliche Off-Sprecher stellt hier eine werbliche Behauptung auf. Ebenso relevant für die Konstruktion eines sozialen Bezugs zu Adressaten ist die Wahl der zweiten Person Singular als Personalpronomina oder Possessiva. Sprachlich kommen einfache, aktive vollständige Hauptsätze mit konjugierten Verben sowohl im Präsens als auch im Futur I vor, wie in diesem Beispiel: „Du brauchst nicht viel, um glücklich zu sein“. Außerdem sind komparativische Nominalphrasen, wie die größere Uhr, das größere Auto, auffallend. Das Präsens hat hier eine allgemeingültige Funktion, wobei Futur die Dimension der Versprechungen und des Genusses nach dem Kauf repräsentiert. Lexikalisch zentral ist die Nennung verschiedener Versionen von Größe und der damit semantisch verbundene materielle Luxus. Die Lexeme *groß* und *Größe* wurden im Gesamttext als Adjektiv und Substantiv wiederaufgenommen.

Der schriftliche Teil besteht aus Nominalphrasen und einzelnen Lexemen. Die Nominalphrasen *Der neue FIAT 500* und *Schon ab 99 € im Monat* bestimmen die Eigenschaften und Zahlungsmöglichkeiten des beworbenen Produkts bzw. des Autos. Die Lexeme *ironic* und *iconic* kommen als konventionelle Anglizismen vor und machen eine kurze Behauptung über die Eigenschaften des beworbenen Produkts. Die Fremdexeme *ironic* und *iconic* dienen hier dem persuasiven Prozess der Attraktivmachung. Der Slogan *Simply More* kommt in diesem TV-Spot als eine Hyperbel vor. Der Fremdsprachgebrauch in deutscher Version führt dazu, dass die Sensibilität gegenüber der Sprachbarriere und Sprachrealität der Zielgruppe abnimmt. Außerdem gilt die englische Sprache als modern und international. Die Angabe der Webseite fiat.de ermöglicht den

Rezipienten, sich mit dem Hersteller in Verbindung zu setzen und weitere Informationen über das beworbene Produkt zu erhalten.

6.2 Englische Version

In dieser Version befindet sich ein männlicher Off-Sprecher, der eine werbliche Behauptung aufstellt. Der Adressatenbezug ist in You-Form zu finden. Da es im englischsprachigen Bereich beim Pronomen keinen Unterschied zwischen Höflichkeitsform² und Anrede vertrauter Personen gibt, nutzt die englische Version dieser Werbungen das Pronomen *you* als Anredeform. Diese Anredeform ist wie im Beispiel „You can keep your swimming pools“ als Personalpronomina oder Possessiva zu finden.

Die verwendeten sprachlichen Ausdrücke sind einfache, aktive, vollständige Hauptsätze sowohl im Präsens als auch im Futur I. Die Nominalphrasen wie *the wind* und *the smell of the sea* rufen bei den Zuschauern positive Assoziationen hervor. *Size* und *big* sind die zentralen Lexeme, die im Gesamttext strategisch explizit und implizit wiederholt wurden. Der geschriebene Teil besteht aus Nominalphrasen wie *The new FIAT 500 Cult* und einzelnen Lexemen, die als Marken- und Produktnamen vorkommen. Die physikalischen Eigenschaften des beworbenen Autos wurden durch die Lexeme *ironic* und *iconic* betont.

6.3 Italienische Version

Die italienische Version besitzt einen männlichen Off-Sprecher und eine weibliche Off-Sprecherin. Die Zahlungsmöglichkeiten werden von der weiblichen Off-Sprecherin vermittelt, wobei der männliche Off-Sprecher die werbliche Behauptung aufstellt. Der Adressatenbezug kommt in zweiter Person Singular als Personalpronomina und Possessiva vor. Im Gegensatz zum Deutschen oder Englischen werden die Personalpronomen in italienischer Sprache in der Regel nur bei starker und besonderer Betonung verwendet. Deswegen erkennen wir die Anredeform hier durch die Konjugation von Verben wie in diesem Beispiel: „Avresti potuto sacrificare solo la *tua* vecchia auto“³.

² Die höflichere Form *you* ersetzte die ältere Form *thou* (zweite Person Singular) in der englischen Sprache.

³ Ins Deutsche übersetzt von mir als: *Du könntest nur dein altes Auto opfern.*

Sprachlich kommen einfache, aktive, vollständige Hauptsätze als Verbalphrasen im Präsens, Perfekt und Konditional II vor. Präsens wurde verwendet, um die Zuschauer über die Zahlungsmöglichkeiten und technischen Eigenschaften des beworbenen Produkts zu informieren. Der Gebrauch von Präsens erfüllt die Funktion, die Glaubwürdigkeit zu erhöhen. Die Verwendung vom Perfekt repräsentiert hier eine abgeschlossene Handlung und dient zur Emotionalisierung der Handlung. In italienischer Sprache wird der Konditional II verwendet, um irrealer Wünsche in der Vergangenheit auszudrücken. Hier steuert der Konditional II die Aufmerksamkeit und macht die Werbung attraktiv. Hinsichtlich der Lexeme kommt hier das Verb *sacrificare* (opfern) vor. Dieses Verb wurde semantisch mit dem Luxus assoziiert. In der geschriebenen Sprache befinden sich Nominalphrasen und einzelne Lexeme, die als Markennamen, Produktnamen vorkommen.

6.4 Türkische Version

In dieser Version befindet sich wie in der deutschen und englischen Version nur ein männlicher Off-Sprecher, der die visuelle Handlung verbalisiert und einen Designprozess illustriert. Die Anredeform ist in drei Formen zu finden: *ben* (erste Person Singular), *sen* (zweite Person Singular) und *siz* (zweite Person Plural) als Personalpronomina und Possessiva. Da die türkische Sprache eine agglutinierende Sprache ist, erkennen wir die Personalpronomina hier durch die Personalendungen und Konjugationen von Verben, wie in diesem Beispiel: „Büyükotomobilleriniz de ilgimiçekmiyor“⁴.

Obwohl in dieser Version drei verschiedene Anredeformen zu finden sind, ist die *Ihr-Form* dominierend. Hinsichtlich der Tempora kommen das Präsens und das Futur vor. *Büyük* (groß) und *büyüklük* (Größe) sind lexikalisch zentral. Im schriftlichen Teil des Textes befinden sich Nominalphrasen wie *ikoniktarz*⁵, die die physikalischen Eigenschaften des beworbenen Produkts formulieren, und einzelne Lexeme, die als Markennamen und Produktnamen vorkommen.

Im Vergleich zur deutschen Version wurden die Lexeme *ironik* (ironisch) und *ikonik* (ikonisch) nicht in englischer sondern in türkischer Sprache geschrieben. Sie wurden als attributive Adjektive verwendet. Mit

⁴ Ins Deutsche übersetzt von mir als: *Eure großen Autos interessieren mich auch nicht.*

⁵ Ins Deutsche übersetzt von mir als: *ikonischer Stil.*

einem anderen Lexem *tarz* (Stil) betonen diese Lexeme *ironik* (ironisch) und *ikonik* (ikonisch) die Eigenschaften des beworbenen Produkts. Daher kann gesagt werden, dass den Rezipienten eine neue Assoziationsebene angeboten wird. Die Angabe der Webseite dient hier der Glaubwürdigkeitserhöhung und ermöglicht den Rezipienten, weitere Informationen über die Firma oder über das beworbene Auto zu erhalten.

7. Schlussfolgerung

Hinsichtlich der Modalität Sprache kann ich schlussfolgern, dass ich in diesen vier Versionen sowohl Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede festgestellt habe. Die Gemeinsamkeiten können auf die Werbung zurückgeführt werden, da ich hier theoretisch nur eine Werbung in vier Sprachen analysiert habe. Dennoch sind sie sich in den Grundzügen sehr ähnlich. Das Ziel dieser Werbung ist, ein neuartiges Auto zu bewerben, Produktwirkung zu erklären und potenzielle Rezipienten zum Kauf aufzufordern. Um dieses Ziel zu verwirklichen, wurde die Größe des Autos als seine Zentraleigenschaft gezeigt.

Die vorkommenden Textfunktionen dieser vier Werbungen sind die Appellfunktion und die Informationsfunktion, was kennzeichnend für Werbungen ist. Die deutschen und italienischen Versionen können angesichts ihrer Kürze als gekürzte Versionen des Englischen und Türkischen angesehen werden. Es ist auffällig, dass die türkischen und deutschen Versionen auf der sprachlichen Ebene als eine Übersetzung der englischen Version erscheinen, wobei die italienische ihren eigenen sprachlichen Stil besitzt.

Der sprachliche Unterschied zwischen diesen vier Sprachen zeigt sich in Tempus, Anredeformen, Off-Sprechern und Lexemen. Es ist bemerkenswert, dass in der italienischen Version zwei Off-Sprecher vorkommen, während in der deutschen, englischen und türkischen Version nur einer zu finden ist. Umgangssprachliche Natürlichkeit ist in allen Versionen zu finden. Personalisierte sprachliche Äußerungen sind von Bedeutung. Diese Formen bieten den potenziellen Adressaten die Möglichkeit, sich mit den Off-Sprechern zu identifizieren.

Hinsichtlich der Anredeform nutzen die deutsche und die italienische Werbung das Pronomen der zweiten Person Singular. Der Adressatenbezug in *Du-Form* kommt in allen Versionen vor, aber sie ist nur in diesen Versionen dominierend. In der englischen Version ist nur das Pronomen *you*

zu finden. Da die englische Sprache die Differenzierung der Personalpronomen als Höflichkeitsform nicht besitzt, nimmt diese Version hier eine besondere Position ein. Die türkische Version hat drei verschiedene Anredeformen, die als *Ich-Form*, *Du-Form* und *Ihr-Form* vorkommen.

Ein weiterer Unterschied findet sich in dem Gebrauch des Tempus. Das Perfekt und der Konditional II sind nur in der italienischen Version zu finden. Diese Version unterscheidet sich von den anderen drei Versionen auch hinsichtlich der lexikalischen Ebene, da die Lexeme *ironic/ironik*, *iconic/ikonik* und *groß/big/büyük*, *Größe/size/büyüklük* in dieser Version nicht zu finden sind. Die Wiederholung des Adjektivs *groß* in der deutschen, englischen und türkischen Version prägt sich leicht ein und schafft eine ironische Verbindung zwischen dem beworbenen Produkt und der wirklichen Bedeutung des Adjektivs. Im Vergleich zu diesen drei Versionen wird die semantische Verknüpfung von *Größe* in der italienischen Version durch das Bild einer großen Yacht und die Größe des beworbenen Autos hergestellt. Dies kann sowohl auf die besondere sprachliche Struktur der italienischen Sprache als auch auf die kulturellen Hintergründe der italienischen Rezipienten zurückgeführt werden.

Die Unterschiede hinsichtlich der sprachlichen Realisierung können von der Kultur oder von anderen außertextuellen Faktoren wie werbende Firma oder Werbeagentur abhängig sein. Die Werbestrategien müssen immer an das jeweilige Land und deren Erwartungen sowie an die kulturellen Hintergründe angepasst werden. Daraus lässt sich schlussfolgern, dass die Autos in jedem Land unterschiedlich wahrgenommen werden.

Der FIAT 500 Cult erscheint in allen Versionen als die bescheidene Alternative zum Luxusschlitten. In diesem Sinn ist glücklich zu sein zentral, steht aber nicht im Widerspruch zum luxuriösen Genuss. Das Leben jeden Tag zu genießen und sich über die kleinen Dinge freuen zu können, ist die Kernbotschaft dieser Werbungen. Anders als in typischen Kleinwagenwerbungen inszeniert Fiat ein anderes Gefühl. Auf der sprachlichen Ebene ist es bemerkenswert, dass die werbende Firma FIAT implizit an die Wichtigkeit eines kleinen Autos erinnert. Die Werbeidee, die glücklichen Momente des Lebens zu zeigen, wird durch das Besitzen eines kleinen Autos vermittelt. Glücklich zu sein heißt zu wissen, worauf es ankommt: auf Glück und Geld. Es gelingt aber auch, eine ironische Distanz zu bestimmen. Es bringt die Veränderung eines Zustandes durch die Wirkung eines kleinen Autos zum Ausdruck.

Abschließend möchte ich bemerken, dass sich meine Analyse auf die Modalität Sprache beschränkt. Die Textlinguistik und Textsemiotik verfügen über sichere und bewährte Ansätze, Analysen und Methoden, die man aber weiter entwickeln muss, um die verschiedenen multimodalen Textsorten zu analysieren. Hierbei muss darauf geachtet werden, dass multimodale Texte aus verschiedenen Modalitäten wie Musik, Geräusch, Typographie und Bild bestehen. Um allgemeingültige Ergebnisse bekommen zu können, müssen sowohl diese Modalitäten als auch die intermodalen Bezüge zwischen diesen vertiefend analysiert werden.

Literatur

- Brandt, Wolfgang (1973): „Die Sprache der Wirtschaftswerbung. Ein operationelles Modell zur Analyse und Interpretation von Werbungen im Deutschunterricht.“ In: **Germanistische Linguistik** 1 – 2 / 1973, 130 – 196.
- Bucher, Jürgen Hans (2011): „*Man sieht, was man hört*“ oder: *Multimodales Verstehen als interaktionale Aneignung. Eine Blickaufzeichnungsstudie zur audiovisuellen Rezeption.* In: Jan Georg Schneider/Hartmut Stöckl (Hrsg.): **Medientheorien und Multimodalität. Ein TV-Werbespot – Sieben methodische Beschreibungsansätze**, Köln: Herbert von Halem, 109 – 150.
- Fix, Ulla (2001): *Anschauliche Wörter? Wörter im Dienste der „Bildhaftigkeit“, „Bildlichkeit“, „Bildkräftigkeit“, „Sinnlichkeit“, „Lebendigkeit“, „Gegenständlichkeit“ von Texten.* In: Irmhild Barz/Ulla Fix/Gotthard Lerchner (Hrsg.): **Das Wort in Text und Wörterbuch**, Stuttgart/Leipzig: Hirzel, 9 – 22.
- Hennecke, Angelika (1999): **Im Osten nichts Neues? Eine pragmalinguistisch-semiotische Analyse ausgewählter Werbeanzeigen für Ostprodukte im Zeitraum 1993 bis 1999**, Frankfurt/Main: Lang.
- Hennecke, Angelika (2015): „Multimodale Texte und ihre Bedeutung für die Übersetzungspraxis.“ In: **Zeitschrift für Translationswissenschaft und Fachkommunikation**, Bd. 8, 1/2015, 202 – 232.
- Janich, Nina (2010): **Werbesprache. Ein Arbeitsbuch**, Tübingen: Gunter Narr.

- Kress, Gunther/van Leeuwen, Theo (1998): *Front Pages. The Critical Analysis of Newspaper Layout*. In: Alan Bell/Peter Garrett (Hrsg.), **Approachesto Media Discourse**, Oxford: Wiley Blackwell.
- Kress, Gunther/Theo van Leeuwen (2001): **Multimodal Discourse. The Modes and Media of Contemporary Communication**, London: Arnold.
- Stöckl, Hartmut (2004): *Werbekommunikation – Linguistische Analyse und Textoptimierung*. In: Karlfried Knapp (Hrsg.), **Angewandte Linguistik. Ein Lehrbuch**, Tübingen: UTB Francke, 233 – 254.
- Stöckl, Hartmut (2006): *Zeichen, Text und Sinn – Theorie und Praxis der multimodalen Textanalyse*. In: Eva Martha Eckkrammer/Gudrun Held (Hrsg.): **Textsemiotik. Studien zu multimodalen Medientexten (= Sprache im Kontext)**, Frankfurt/Main: Lang, 11 – 36.
- Stöckl, Hartmut (2011): „Multimodale Werbekommunikation – Theorie und Praxis.“ In: **Zeitschrift für Angewandte Linguistik**, 5 – 32.
- Stöckl, Hartmut/Schneider, Jan Georg (Hrsg.) (2011): **Medientheorien und Multimodalität. Ein TV-Werbespot – Sieben methodische Beschreibungsansätze**, Köln: Herbert von Halem.
- Stöckl, Hartmut/Grösslinger, Christian/Held, Gudrun (Hrsg.) (2012): **Presstextsorten jenseits der „News“.** **Medienlinguistische Perspektiven auf journalistische Kreativität**, Frankfurt/Main: Peter Lang.

Verzeichnis der verwendeten Werbespots

- FIAT 500 Cult Werbung – Deutsche Version. Online unter:
<http://dauerwerbeblog.de/2014/10/23/storytelling-und-der-fiat-500/>
 [05.05.2016]
- FIAT 500 Cult Werbung – Englische Version. Online unter:
<https://www.youtube.com/watch?v=F9Ia1b0-h3Q> [05.05.2016]
- FIAT 500 Cult Werbung – Italienische Version. Online unter:
<https://www.youtube.com/watch?v=U-oDDf6MmyY> [05.05.2016]
- FIAT 500 Cult Werbung – Türkische Version. Online unter:
<https://www.youtube.com/watch?v=2xpqxe9Ylp0> [05.05.2016]

Christoph Beeh
Szegedin

Metaphern im Wandel der Moderne: Metaphern- oder Paradigmenwechsel?

Abstract: Based on the observation that metaphors whose source domain stems from quantum phenomena (here referred to as quantum metaphor, i.e. metaphors relating to: the observer as co-constitutive of the observed; the cyclic structure of potentiality; dynamic plausibility) have proliferated across academic disciplines and beyond, the question is raised whether there is more at stake than just a change in image inventory. The potency of this group of metaphors is demonstrated by two examples applied in sociology (the “Heisenbergian uncertainty relation of the social and political”) and parapsychology (“Generalised Quantum Theory”). It is argued that linguistics, having itself incorporated and put to work quantum metaphor, is capable of accounting for and making sense of this change by virtue of its reflexive turn.

Keywords: paradigm, linguistics, uncertainty, introspection, language failure, quantum metaphor.

1. Leitmetaphorik

Das Thema des vorliegenden Artikels bildet den Schnittpunkt mehrerer akademischer Disziplinen. Ausgehend von der Physik, deren Forschungen im Bereich der Quantenmechanik anhaltende Debatten über unser Weltbild zur Folge hatten, betrifft es neben der Philosophie vor allem die Wissenschaften, die sich mit Mensch und Gesellschaft auseinandersetzen: Soziologie, Anthropologie und Psychologie. Wie eine Metalinguistik den bisherigen Gegenstandsbereich der Linguistik nutzen und erweitern könnte, um sich des Themas anzunehmen, möchte ich skizzenhaft anhand von Beispielen zeigen. Die zentrale Frage ist dabei, ob und inwiefern das Auftauchen neuer (Leit-) Metaphern einen Paradigmenwechsel anzeigt. Im gegebenen Rahmen kann die Frage nicht beantwortet werden. Es werden darum Ansätze aufgezeigt, deren Verfolgen zu neuen Erkenntnissen führen kann. Den Begriff Paradigma verwende ich in Anlehnung an Kuhns wegweisendes (jedoch nicht immer eindeutiges) Verständnis als eine mehrere Elemente umfassende und einen fachlichen Diskurs bestimmende Größe, die darüber entscheidet, was zum Fach gehört (vgl. Kuhn 1989: 193 – 199).

Nicht selten gibt es eine oder mehrere Wissenschaften oder deren Teildisziplinen, die zu Leitwissenschaften werden. Die Folge sind ganze Bindestrich-Wissenschaften (am Beispiel der Neurowissenschaften vgl. Hess/Jokeit 2009) oder zumindest die Häufung gewisser Leitmetaphern, die das theoretische Gerüst einer Disziplin maßgeblich beeinflussen (am Beispiel der Linguistik vgl. Vinograd 1982 in Pielenz 1993: 78) und sich zu einem Paradigma verdichten können.

Metaphern werden in der Kognitiven Linguistik als Strukturierungsprinzipien betrachtet (vgl. Lakoff/Johnson 1980; Baldauf 1997; Gibbs 2015; Spieß 2016), deren kreative bzw. produktive Wirkkraft sich in diesem Zusammenhang mit Jäkel wie folgt beschreiben lässt:

Durch ihr kreatives Potential können konzeptuelle Metaphern unsere „Erfahrungen umgestalten“ [...]. Durch eine neue Metapher, oder auch nur eine ungewohnte Extension einer bekannten Metapher, sehen wir eine Sache plötzlich ganz anders, erscheint ein Zielbereich aus einer völlig neuen Perspektive [...]. (Jäkel 2003: 35)

Demzufolge ist anzunehmen, dass durch metaphorische Konzeptionalisierung ganze Phänomene oder auch nur Teile davon sichtbar (highlighting)/unsichtbar (hiding) bzw. erklärbar/unerklärbar oder gar verschleierbar werden können, sich somit wissenschaftlicher Beobachtung und Erklärbarkeit zeigen/entziehen können.

2. Quantenmetaphorik

Die Quantentheorie hat die klassische Newton'sche Physik in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts auf eine Art und Weise in ihren Grundfesten erschüttert, dass heute immer noch an ihrem Verstehen und Nachweisen gearbeitet wird. Viele Elemente dieser Theorie haben Eingang in den Quellbereich konzeptueller Metaphern (im Sinne Lakoff/Johnsons 1980) gefunden, die uns neue Dinge oder alte Dinge neu sehen lassen. Diese werden im Folgenden als *Quantenmetaphorik* bezeichnet. Allen voran ist die Heisenberg'sche Unschärferelation, so stellt Danah Zohar fest: „[...] a powerful *metaphorical* way of perceiving reality. At the level of everyday, we can see the Uncertainty Principle and the Principle of Complementarity – the wave/particle duality – as offering us a choice between different ways of looking at the same system“ (Zohar 1990: 28 – 29; Hervorh. i. Orig.). Die lebensweltlich-philosophischen Implikationen einer eigentlich streng dem

physikalischen Bereich verhafteten Gesetzmäßigkeit sind noch von Heisenberg selbst diskutiert worden (vgl. Heisenberg 1971: 160 – 181).

Die unten angeführten Beispiele stehen für einen disziplinenübergreifend beobachteten Trend und können im gegebenen Rahmen nur oberflächlich betrachtet werden. Sie wurden deshalb ausgewählt, da in ihnen explizit auf die Quantenmechanik Bezug genommen wird: Zum einen haben wir die *Heisenberg'sche Unschärferelation des Gesellschaftlichen und Politischen* im Rahmen der Theorie reflexiver Modernisierung, zum anderen *Generalised Quantum Theory*. Beide Parteien gehen dabei dergestalt vor, dass sie die Quantenmechanik als Leittheorie einsetzen, aber aus ihrem originären Mikro-Bereich heraus in den Alltagsbereich überführen. Da Quanteneffekte physikalisch nur im subatomaren Bereich nachweisbar sind, muss dieser Vorgang zunächst metaphorisch gemeint sein. Mit dem Primat des Erfahrungsrealismus (vgl. Lakoff/Johnson 1980: 226; Baldauf 1997) ist davon auszugehen, dass der Mensch sprachlich ausdrückt, was er erlebt und insofern der Mensch über kein Instrumentarium für das bewusste Wahrnehmen subatomarer Effekte verfügt, erscheint es plausibel, dass er bisher darüber nicht gesprochen bzw. dafür keine Worte hatte. Die Frage von Zugang zu Wahrnehmung und Messbarkeit der Phänomene und Vorgänge im Quantenbereich sind also entscheidend in Bezug darauf, ob sich ein Metaphern- oder Paradigmenwechsel ereignet. Denn hieran zeigt sich auch, dass die Quantenmechanik nicht nur Quell-, sondern selbst auch Zielbereich von Metaphern ist. Im hier behandelten Rahmen liegt das Augenmerk auf der Quantenmechanik als Quellbereich für Metaphern von Phänomenen, die auf gleiche Weise im Alltagsleben nicht wahrnehmbar und/oder technisch nicht auf gleiche Weise mess- und wiederholbar sind.

Demzufolge finden sich im Inventar der Quantenmetaphorik folgende Grundzüge:

- A) Das Herstellen von Relationen, die erlebte Realität (damit ist nicht Welt als Letztthorizont im phänomenologischen Sinne gemeint) nicht als objektiv gegebene, unabhängig von Mensch und Sprache existierende Größe darstellen, sondern den *Akt der Beobachtung* durch den (wissenschaftlichen) Beobachter als aktiven Gestalter als Faktor mitberücksichtigen;
- B) Ein linearer Kausalität folgender Determinismus wird zugunsten einer *zyklischen Struktur von Potentialität* ersetzt, die die Grundlage bildet für:

C) *dynamische Modelle* (plausibler Sowohl-als-auch-Logik) im Gegensatz zu starren binären Identitätskonzepten (formale Entweder-oder-Logik).

Widersprüche, Ungewissheit und Inkonsistenz werden nicht zwangsläufig mehr als Fehlschlüsse interpretiert, sondern als „konstitutives Weltverhältnis“ (Schmid 2014: 108) bzw. „essential tension“ (vgl. Fehér 1990) anerkannt, die in der Wissenschaft die Funktion haben, den Diskurs nicht abreißen zu lassen und neue Erkenntnisse generieren. Mit Hinblick auf den physikalischen Wirkungsbereich der Mikro-Ebene sei noch hervorzuheben, dass Quantenmetaphorik nicht mit Anspruch auf Ausschließlichkeit eingesetzt wird. Vielmehr wird sie ergänzend zur bestehenden Newton'schen Logik eingesetzt, da diese unseren Alltag strukturiert.

Beide Beispiele haben schließlich noch gemeinsam, dass die Anwendung von Quantenmetaphorik sehr weitreichende Konsequenzen für ihre Fächer mit sich bringt. Allerdings mit deutlich unterschiedlicher Resonanz: Während die soziologische Theorie zum etablierten Bereich der Wissenschaftswelt zählt, wird die parapsychologische Theorie, der Name allein sagt es, in der etablierten Wissenschaftswelt abgelehnt. Das geht so weit, dass das Institut für Transkulturelle Gesundheitswissenschaften an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt (Oder), nach Anraten der brandenburgischen Landespolitik auf Schließung ihres Studienganges (vgl. HLB 2012: 197 – 200), eine Anbindung an eine „harte“ wissenschaftliche Disziplin (die Medizinische Fakultät der Universität Poznan) erfahren hat.

Abschließend soll gezeigt werden, dass die Linguistik geeignet ist, die Dynamiken der Fachdiskussionen angemessen zu beschreiben.

2.1 Beispiel 1: Heisenberg'sche Unschärferelation des Gesellschaftlichen und Politischen

Die Formulierung „Heisenberg'sche Unschärferelation des Gesellschaftlichen und Politischen“ bezieht sich auf die Theorie reflexiver Modernisierung, die Ulrich Beck mit weiteren Soziologen in mehreren Schriften entworfen hat. Als solche stammt die Formulierung aus Beck/Grande (2004: 50) und wird dort nicht näher in Bezug auf den Quellbereich ihrer Metaphorik expliziert (was Kuhns Kriterium des „stillschweigenden Wissens“ als Element eines Paradigmas entspräche, vgl. Kuhn 1989: 203 – 209). Als Kontrast zu ihrer neuartigen Theorie nennen die

Autoren die „[Newton'sche] Gesellschafts- und Politiktheorie der Ersten Moderne“ (Beck/Grande 2004: 50):

(1) Die Logik der Eindeutigkeit – das Entweder-Oder-Modell von Gesellschaft und Politik – wird durch die Logik der Uneindeutigkeit – das Sowohl-als-Auch-Modell von Gesellschaft und Politik – ersetzt. [...] In der Sowohl-als-Auch-Logik hat man es mit Ergänzungs- und Verschmelzungsbegriffen zu tun, in denen aber gerade nicht alles verschwimmt, wie das Entweder-Oder-Denken leicht unterstellt, sondern besondere Duale unterschieden werden können und gegebenenfalls müssen (ebd.: 51).

Der Umschwung zu einem dynamischen Modell wie in (C) umschrieben liegt auf der Hand. An anderer Stelle bei Beck (1996: 32 – 33; Hervorh. C. B.) lässt sich anhand des Kontrasts zeigen, dass mit Newton'schen Kategorien zwischen der linearen Entweder-oder-Logik und der dynamischen Sowohl-als-auch-Logik unterschieden wird:

(2) Die hochspezialisierte empirische Sozialforschung setzt eine *Konstanz* der Kategorien und damit große und eigentlich seltene gesellschaftliche *Stabilität* voraus. Wie eine geschichtliche Gesellschaft, die sich kategorial *wandelt*, sozialwissenschaftlich *beobachtet* werden kann, bleibt unbeantwortet. Westliche Soziologie unterstellt nicht nur *stabile* Auftragsarrangements, sondern auch eine unrevolutionäre, auf langfristige, genauer: industrielle Selbstverständlichkeiten und Gegensätze aufgebaute, im wahrsten Sinne *berechenbar* sich im *Rhythmus* von Wahrscheinlichkeiten wandelnde Gesellschaftsordnung. [...] Als Korrektiv muß ein geregeltes Gegeneinander von Gesellschaftstheorie, Gesellschaftsempirie und Gesellschaftserfahrung „erfunden und methodologisch normiert werden, das es erlaubt, *auch Externes, Extremes, Sprengendes in den Horizont des soziologisch Denkbaren, Beobachtbaren und Erklärbaren zu holen*.“

Der Blick auf das, was für Beck soziologische Realität konstituiert (sich wandelnde Gesellschaften), zeigt hier, dass die „hochspezialisierte empirische Sozialforschung“ nicht *die* Wirklichkeit erforscht bzw. beobachtet (Grundzug A), sondern nur einen ganz bestimmten Ausschnitt davon. Das lässt die Forschungsergebnisse nicht ungültig werden, da sie doch ihren Ausschnitt der Wirklichkeit richtig erfassen. Mit dem Blick auf sich selbst soll also der soziologische Rahmen gemäß dessen, was Alltagsrealität ist, aber bisher noch nicht operabel war, nicht ersetzt, sondern erweitert werden (Grundzug C). Die Quantenmetaphorik scheint oberflächlich zu funktionieren.

Gehen wir aber zu einem Fall über, in dem die Metapher ebenso produktiv oder kreativ ist, aber weitaus problematischer und innerhalb der Wissenschaftsgemeinschaft höchst umstritten.

2.2 Beispiel 2: Generalised Quantum Theory

Als esoterisch oder parapsychologisch bezeichnete Phänomene wie Telepathie und Fernheilung, die durch die westlich-modernen Wissenschaften in Existenz bzw. Darstellung bestritten werden, sollen durch die Generalised Quantum Theory eine mögliche Erklärung finden (Walach/von Stillfried 2011: 199). Ähnlich wie bei Beck/ Grande soll auch dieses Modell nicht alles im Fachdiskurs Bisherige obsolet machen, sondern eine Sowohl-als-auch-Logik (Grundzug C) implementieren: (3) „This model of generalised non-locality which we are advocating is not meant to do away with the standard model of doing science. It can be considered a *complement*” (Walach/Stillfried 2011: 191). Die Standardverfahren des alten Modells, so kritisieren sie wie in (B) umschreiben, (4) „assume *stable causal* signals that can be extracted from background noise. This is precisely what cannot be achieved, simply because there is only *relatedness*, but no signal [...]” (ebd., 191). Die nötige Reflexion des Beobachtungsprozesses (Grundzug A) wie auch die „grundlegende Spannung“ sollen operabel gemacht werden. Jedoch fehle es an sprachlicher Reflexion im Bereich des Alltagslebens: „There is a precise definition in physics proper. But as yet we do not have a good-enough analysis of these notions in our everyday language and in human affairs” (ebd., 204).

Parapsychologische Phänomene von wissenschaftlicher Erforschung auszuschließen, so konstatiert Walach (2015: 193),

[...] hat wenig mit Wissenschaft zu tun, aber sehr viel mit Religion – nämlich mit einer postmodernen, materialistischen Wissenschaftsreligion, die nur funktioniert, weil sie Wirklichkeit selektiv zur Kenntnis nimmt, Phänomene ausblendet und meta-theoretisch sehr schlecht informiert ist, was den Diskurs über Wissenschaft und ihre Reichweite angeht.

Die argumentative Kraft der Gleichsetzung von Wissenschaft und Religion, auf die Walach sich stützt, greift auf die von Kuhn beschriebene, maßgeblich wissenssoziologisch argumentierende Theorie zur Struktur wissenschaftlicher Revolutionen zurück (vgl. Kuhn 1989; Jäkel 2003: 249 – 252). Auf die Frage „Wie kommt es dazu, dass dieser Bereich auf so großen Widerstand innerhalb der wissenschaftlichen Community stößt?!“ könnte

die Linguistik hier zur Erhellung dieser Dynamik darum einen interessanten, anderen Beitrag liefern. Denn die Debatte verläuft nicht nur auf objektwissenschaftlicher und sozialer Ebene, sondern auch sprachlich und metatheoretisch. Als offensichtliches Argument drängt sich die Wortwahl der Autoren auf. Beck/Grande setzen das Verstehen der Metapher als stillschweigend voraus. Walach/von Stillfried hingegen wollen ihren Beitrag nicht nur metaphorisch verstanden wissen, sondern expressis verbis einen Paradigmenwechsel einläuten. Nichtsdestotrotz sind beide Sichtweisen weitreichend für das Grundverständnis ihrer Disziplin sowie der zukünftig untersuchbaren Phänomene.

3. Eignet sich die Linguistik zur Wiedergabe komplexer, dynamischer Strukturen?

Nun kann es nicht Ziel einer solchen linguistischen Analyse sein, die Sachargumente anderer Disziplinen auf wahr und falsch zu überprüfen, sondern auf der darüberliegenden Ebene Struktur und Gebrauch der Metaphorik zu untersuchen. Das ist besonders deswegen spannend, weil die Sprache in diesem Bereich der Physik selbst zum Problem wird und wieder mitreflektiert werden muss: „Mit dem Vordringen in Bereiche der Natur, die unseren Sinnen nicht mehr unmittelbar zugänglich sind, beginnt auch unsere Sprache an einigen Stellen zu versagen“ (Heisenberg 1971: 166). Was ist mit Sprachversagen gemeint? Wird angenommen, dass Sprache Realität präzise wiederzugeben imstande ist, so erinnert dies stark an die Philosophie der idealen Sprache, die maßgeblich erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts infrage gestellt wurde. Die der Sprache bzw. den Wörtern innewohnenden Ungenauigkeiten (bspw. Polyvalenz oder Ironie) können als Manko oder als Stärke betrachtet werden. Mit anderen Worten kann, in der Konzeptualisierung von SPRACHE ALS INSTRUMENT, Sprache auf den logischen Wahrheitswert ihrer Aussagen hin als ungeeignet bewertet werden. Sie kann aber auch bezogen auf ihre Flexibilität als „viable instrument of thought and communication“ (Langacker 1987: 133) bewertet werden.

Während die semantische Dimension der Sprache in der Physik relativ gut erforscht ist, stellt die pragmatische Dimension ein Forschungsdesiderat dar (vgl. Kamlah 2003) und gerade die Pragmatik „setzt sich immer stärker als integrierende sprachwissenschaftliche Architektur durch“ (Natterer 2010 [1999]: 17). Es muss also zwischen unterschiedlichen Sprachebenen

unterschieden werden, die auch Sprachhandlungen und außersprachliche Handlungen als Kontext erfassen. Was dabei als sprachlich ausdrückbar gilt und was nicht, ist ungeklärt. Wo liegen die Grenzen von Sprache? Der Erfahrungsrealismus knüpft menschliche Sprache an die menschliche Sinneswahrnehmung. Dabei ist herausgestellt worden, inwiefern Sprache insbesondere in der westlichen Moderne einem Visualismus (vgl. Fabian 2014 [1983]) unterliegt, der andere nach außen gerichtete Sinneskanäle unterschätzt, dass aber vor allem nach innen gerichtete Wahrnehmung nicht adäquat in Worte überführt werden kann. Sprache ist insofern auch an den Körper gebunden und „it is time to [...] see metaphor as something people do rather than something they tacitly know” (Gibbs 2015: 184).

Auf drei Ebenen werden also Aussagen gemacht, die, so die Annahme, nicht derselben logischen Struktur folgen können.

Ebene	Bezeichnung	Gegenstand
1	Objektebene	(vermeintliche) Quantenphänomene
2	Sprachebene	Aussagen über (vermeintliche) Quantenphänomene; Reflexionen über Sprache
3	Metaebene	Aussagen über Sprachreflexion

Im Folgenden werden mehrere Ansätze mit dem Ziel skizziert, um zu zeigen, inwiefern sich die Linguistik dazu eignet, den behandelten Gegenstand zu untersuchen.

Die Linguistik hat selbst eine reflexive Wende erfahren, innerhalb derer eine Metalinguistik nicht nur die bisherige Linguistik methodisch konsolidiert, sondern ihren Gegenstandsbereich erweitert. Reflexivität in der Linguistik bedeutet nach Kertész (2004: 22) im Allgemeinen: Die Linguistik ist nicht nur Gegenstand, sondern auch Mittel linguistischer Reflexion. Als solche erweist sie, wie Jäkel (2003: 259) in Bezug auf die Kognitive Linguistik im Besonderen feststellt, „[...] ihre Nützlichkeit [...] auch für die interdisziplinäre Erhellung anderer kognitiver Errungenschaften des Menschen”. Die Linguistik wird keine neuen physikalischen oder soziologischen Erkenntnisse liefern. Aber da PhysikerInnen und SoziologInnen ihre Arbeiten sprachlich vermitteln und auch verstehen, bietet sich hier ein Anknüpfungspunkt für die Linguistik bei der Erforschung sprachlicher und nicht-sprachlicher Kommunikation. Besonders gilt dies im Hinblick auf die Multimodalität von Bedeutungskonstruktion, in der Sprache nicht nur als eine von mehreren Ebenen verwoben ist, sondern das zentrale Element darstellt (vgl. Spieß

2016: 76). Des Weiteren muss der semantische Gehalt mit einbezogen werden, also eine Relation hergestellt, interpretiert und verstanden werden, da, egal um welche Datensätze es sich handelt, jedwede Daten immer nur Daten in Bezug auf eine Betrachtung sind. Hier wird eine Anbindung auch an die Hermeneutik erkennbar, die die Linguistik leisten kann, da sie als nicht bloß beschreibende, sondern auch verstehende Disziplin zyklisches Verstehen statt zirkulärer Rekurrenz ermöglicht (vgl. Biere 2007).

Auch die Kognitive Linguistik bietet großes integratives Potenzial, das allerdings bisher zu wenig genutzt werde, so Schwarz-Friesel (2009: 105), da sie mit ihrer Aufspaltung in die holistische bzw. modularistische Richtung gleichsam in „zwei antagonistische Positionen bzw. Lager“ (ebd.: 113) gespalten sei. Eine Zunahme der Hypothesenüberprüfung, weiterer interdisziplinärer Vernetzung und der Ausweitung des Methodenmixes habe laut Dabrowska (2016) aber bereits dazu beigetragen, dass die Kognitive Linguistik sich empirisch festige. Sie plädiert insbesondere für „*social Cognitive Linguistics*“, da Sprache nicht unidirektional als Instrument für soziale Interaktionen anzusehen sei: „[...] it is also a system that emerges *through* interaction, and we cannot hope to understand its structure without considering both cognitive and social factors *and their interactions*“ (ebd.: 486; Hervorh. i. Orig.).

Wie Nussbaumer (1995: 6) festhält, „[wächst die Argumentationstheorie des 20. Jhs.] aus einer Wiederentdeckung der Rhetorik und einer Logik nicht der formalen Schlüssigkeit und formal-logischen Wahrheit, sondern der Stiftung von Konsens und Plausibilität“. Durch die Berücksichtigung von formallogischer und semantischer Ebene unter Annahme plausibler Argumentation hat die linguistische Argumentationsforschung ein Instrumentarium erworben, das dem einer Metaanalyse gewappnet ist, also kein reiner Metadiskurs der jeweiligen Disziplin ist, sondern den Sprachgebrauch transdisziplinär analysieren kann. Es ist mit den Arbeiten etwa Toulmins herausgestellt worden, dass Argumentation im Alltag nicht rein logischen und rationalen Kriterien gehorcht, sondern eher einer informellen Logik folgt, in der wir gewissen Aussagen, aufgrund derer wir Schlüsse ziehen, höchstens einen Plausibilitäts- aber keinen Wahrheitswert zuordnen können. Die alltagsrelevante und darum weitreichende Schnittstelle von informeller Argumentationslogik und konzeptueller Metapher besteht laut Pielenz (1993: 14) darin,

[...] daß wir unablässig und zumeist unbemerkt konzeptuelle Metaphern als Argumentationsbasis individuell wie kollektiv voraussetzen, in denen eine von allen Kommunikationsteilhabern getragene *Logik des Plausiblen* die alltägliche Handlungs- und Rechtfertigungspraxis durchdringt. In dieser Gestalt repräsentieren konzeptuelle Metaphern genuine kulturelle Modelle, in denen der kulturgeschichtliche Erfahrungshorizont herrschender Mentalitäten sedimentiert ist.

Dem liegt eine Ungewissheit zugrunde, die Kertész/ Rákosi (2012: 63) als Faktor für ihr P-Modell (model of plausible argumentation) berücksichtigt wissen wollen, anstatt sie als Fehler auszuklammern:

This inherent and unavoidable uncertainty of the information at one's disposal cannot be tackled with formal means (for example with the tools of logic). What is needed is a method that allows for the representation of the *uncertainty* of the information and makes it possible to take this partial reliability into consideration as a relevant factor.

Ihr P-Modell „is capable of bridging the gap between linguistic research practice and metatheoretical reflection on this practice“ (ebd., 192) und deckt sich durch eine „constitutive reflexivity“ (ebd.: 260) mit den Anforderungen, die auch Heisenberg (1971: 176) an den Sprachgebrauch in Bezug auf die Rede von Quantenphänomenen herausgestellt hat, da metatheoretische Reflexion keine isolierte, theorie-unabhängige Ebene darstellt:

Die Situation wäre in der Logik also ähnlich wie in der Quantentheorie. Obwohl wir behaupten müssen, daß die Naturgesetze der Quantentheorie überall gelten, auch für die Erscheinungen des täglichen Lebens, so ist die klassische Physik doch in solcher Weise als Grenzfall in der Quantentheorie enthalten, daß bei der Beschreibung größerer Objekte die quantenmechanischen Züge des Geschehens nur eine untergeordnete Rolle spielen und schließlich im täglichen Leben praktisch ganz vernachlässigt werden können. In ähnlicher Weise wäre die klassische, die aristotelische Logik als Grenzfall in der Quantenlogik enthalten, so daß es für viele Erörterungen grundsätzlich zulässig ist, sich der klassischen Logik zu bedienen.

Auch Heisenbergs Lösung besteht darin, die Quantenmechanik metaphorisch auf den Sprachgebrauch anzuwenden, indem er für eine Sowohl-als-auch-Logik plädiert. Die Frage nach der Zulässigkeit der Schlüsse, die Walach/von Stillfried aus der Quantentheorie ziehen, wäre also

nicht so leicht als ungültig abzuweisen, weil ihre Gedanken systemübergreifend angewandt und auf bisher nicht nachgewiesenen Annahmen beruhen, die einer binären Formallogik zuwiderlaufen. Vielmehr zeugt dies von der Wirkkraft der Metapher, deren Mittlerfunktion zwischen (nach innen und außen gerichteter) Wahrnehmung, Denken, Sprechen und Handeln es auch auf handlungstheoretischer Basis noch näher zu erarbeiten gilt.

4. Fazit: Metaphern- oder Paradigmenwechsel?

Der Einsatz von Quantenmetaphern in wissenschaftlichen Texten unterschiedlicher (nicht-physikalischer) Disziplinen lässt auf Grund der Strukturierungsfunktion von Metaphern vermuten, dass Gemeinsamkeiten zwischen der subatomaren (*Quellbereich*) und der Alltagswelt (*Zielbereich*) bestehen, die sinnhaft sind. Etwa die Tatsache, dass ein Sachverhalt in Zusammenhang mit dem Beobachtungsakt mal so, mal anders erscheint, erhellt die Frage nach dem Sinn von Sprache: Konzeptualisiert als Instrument kann sie, je nach Zweck, sowohl versagen als auch nützen. Insofern wäre es lohnend, der Frage, inwiefern Sprache gerade in der Quantenphysik zu versagen scheint, weiter auf den Grund zu gehen: Welcher Teil von Sprache versagt? Weiter zu eruieren wäre auch Heisenbergs Idee der verschränkten Logiken, die sich nicht gegenseitig aufheben, sondern derzufolge die klassische Logik weder die eigentliche Logik noch bloß ergänzend, sondern als Grenzfall in der Quantenlogik enthalten sei.

Die Frage, ob sich mit dem Auftauchen der Quantenmetaphorik der einfache, zeitbedingte Wechsel eines Metapherninventars oder gar ein umfassenderer Paradigmenwechsel anzeigt, kann hier nicht pauschal beantwortet werden. Mit oberflächlichem Blick auf die beiden o. g. Beispiele und deren Entstehungskontexte ließe sich in beide Richtungen argumentieren. Die drei Gruppen der Quantenmetaphern müssten weiter systematisiert sowie in Bereiche und Typen unterteilt werden, die Beispiele um weitere Belege ergänzt und kontrastiert werden. Mit Sicherheit kann gesagt werden, dass die Quantenmetaphorik eine Erweiterung darstellt, die in vielen Zielbereichen auf fruchtbaren Boden fällt.

Literatur

- Baldauf, Christa (1997): **Metapher und Kognition. Grundlagen einer neuen Theorie der Alltagsmetapher**, Frankfurt/Main: Peter Lang.
- Beck, Ulrich (1996): *Das Zeitalter der Nebenfolgen und die Politisierung der Moderne*. In: Ulrich Beck/Anthony Giddens/Scott Lash (Hrsg.): **Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse**, Frankfurt/Main: Suhrkamp, 19 – 112.
- Beck, Ulrich/Grande, Edgar (2004): **Das kosmopolitische Europa. Gesellschaft und Politik in der Zweiten Moderne**, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Biere, Bernd Ulrich (2007): *Linguistische Hermeneutik und hermeneutische Perspektive*. In: Fritz Hermanns/Werner Holly (Hrsg.): **Linguistische Hermeneutik. Theorie und Praxis des Verstehens und Interpretierens**, Tübingen: Niemeyer, 7 – 21.
- Dabrowska, Ewa (2016): „Cognitive Linguistics seven deadly sins“. In: **Cognitive Linguistics**, 27(4)/2016, 479 – 491.
- Fabian, Johannes (2014 [1983]): **Time and the Other: How Anthropology Makes its Object**, New York: Columbia University Press.
- Fehér, Marta (1990): „The Essential Tension (On the Role of Inconsistencies in Science)“. In: **Studies in Soviet Thought**, 39/1990, 231 – 239.
- Gibbs, Raymond (2015): *Metaphor*. In: Ewa Dabrowska/Dagmar Divjak (Hrsg.): **Handbook of Cognitive Linguistics**, Berlin: De Gruyter Mouton, 167 – 189.
- Heisenberg, Werner (1971): **Schritte über Grenzen. Gesammelte Reden und Aufsätze**, München: Piper.
- Jäkel, Olaf (2003): **Wie Metaphern Wissen schaffen. Die kognitive Metaphertheorie und ihre Anwendung in Modell-Analysen der Diskursbereiche Geistestätigkeit, Wirtschaft, Wissenschaft und Religion**, Hamburg: Dr. Kovač.
- Kamlah, Andreas (2003): *Semiotische Aspekte der Physik*. In: Roland Posner/ Klaus Robering/Thomas Sebeok (Hrsg.): **Semiotik. Ein Handbuch zu den zeichentheoretischen Grundlagen von Natur und Kultur**, Berlin/ New York: De Gruyter Mouton, 2587 – 2606.
- Kertész, András (2004): **Philosophie der Linguistik. Studien zur naturalisierten Wissenschaftstheorie**, Tübingen: Günter Narr.
- Kertész, András/Rákosi, Csilla (2012): **Data and Evidence in Linguistics. A Plausible Argumentation Model**, Cambridge: Cambridge University Press.

- Kuhn, Thomas (1989): **Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen**, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Lakoff, George/Johnson, Mark (1980): **Metaphors we live by**, Chicago/London: The University of Chicago Press.
- Langacker, Ronald (1987): **Foundations of Cognitive Grammar. Volume 1: Theoretical Prerequisites**, Stanford/California: Stanford University Press.
- Nussbaumer, Markus (1995): **Argumentation und Argumentationstheorie**, Heidelberg: Julius Groos.
- Pielenz, Michael (1993): **Argumentation und Metapher**, Tübingen: Günter Narr.
- Schmid, Wilhelm (2014): **Philosophie der Lebenskunst. Eine Grundlegung**, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Schwarz-Friesel, Monika (2009): „Zum Status externer Evidenz in der Kognitiven Linguistik: Daten-Verarbeitung als Problem der Kompatibilität oder der Paradigmenstagnation?“ In: **Sprachtheorie und germanistische Linguistik**, 12/2009, 103 – 125.
- Spieß, Constanze (2016): *Metapher als multimodales kognitives Funktionsprinzip*. In: Nina-Maria Klug/Hartmut Stöckl (Hrsg.): **Handbuch Sprache im multimodalen Kontext**, Berlin/ Boston: De Gruyter Mouton, 75 – 98.
- Walach, Harald/Stillfried, Nikolaus von (2011): „Generalised Quantum Theory – Basic Idea and General Intuition: A Background Story and Overview“. In: **Axiomathes**, 21/2011, 185 – 209.
- Zohar, Dana (1990): **The Quantum Self. Human Nature and Consciousness Defined by the New Physics. In Collaboration with I. N. Marshall**, New York: William Morrow.

Internetquellen

- Hess, Ewa/Jokeit, Hennric (2009): „Neurokapitalismus“. In: **Eurozine**, www.eurozine.com/neurokapitalismus [07.04.2017].
- Hochschulstrukturkommission des Landes Brandenburg [=HLB] (2012): *Abschlussbericht*. Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg: www.mwfk.brandenburg.de/media_fast/4055/Bericht_Endfassung.pdf [07.04.2017].

Natterer, Peter (2010 [1999]): *Eckdaten der Psycholinguistik und Kognitiven Linguistik zum Zusammenhang von Realität, Denken und Sprache*. Netzpräsenz von Dr. phil. Paul Natterer:

www.paul-natterer.de/images/Downloads/99fbc4f6c7a8e729ffff80f6ffffff0.pdf [07.04.2017].

Walach, Harald (2015): *Warum wir ein Modell für nicht-lokale Effekte benötigen und wofür*. Netzpräsenz von Prof. Harald Walach:

<http://harald-walach.de/2015/01/20/warum-wir-ein-modell-fuer-nicht-lokale-effekte-benoetigen-und-wofuer/> [07.04.2017].

Imre Gábor Majorossy
Gran/Esztergom

**„Ez vertilget alle die missetat“ –
Die Facetten der Tugenden und Sünden im klösterlichen
Umfeld
(Heinrich von Melk: Mahnrede über den Tod – ein
Fallbeispiel)**

Abstract: The paper deals with the *Mahnrede über den Tod* of Heinrich von Melk. This work focuses on the opposing of ideal virtues and their false implementation. Sins which appear in all social levels point out that an extensive crisis develops behind courtly scenery. In order to intensify the exhortation to repentance, death scenes are described that put the most existential questions to all audiences. In a generally depressive atmosphere the only hope appears in the expected, but actually feared second coming of Jesus, at the Last Judgement.

Keywords: Heinrich von Melk, Mahnrede, courtly critics, medieval Christianity, religious literature.

Einleitung

Es ist kaum zu überschätzen, welche bestimmende Rolle die Benediktiner nach der Gründung der ersten europäischen Staaten in der Verbreitung der christlichen Kultur spielten. Neben den damals riesengroßen Diözesen nahmen die Abteien und Stifte einen zunehmenden Einfluss auf ihre Umgebung, und brachten der Bevölkerung zunächst den christlichen Glauben, dann den alltäglichen wirtschaftlichen Lebensunterhalt und die Kultur nahe. Dabei können vor allem die Erzdiözesen Passau, Salzburg und Gran (heute: Esztergom, Ungarn) bzw. die Stifte Melk, Voralpe und Martinsberg (heute: Pannonhalma, Ungarn) aufgezählt werden.¹ Sie erweiterten ihren Einflussbereich allmählich in Richtung Ostungarn bzw. heutiges Rumänien, was zur Entstehung mehrerer weiterer, vor Ort bedeutender kirchlicher Zentren führte. Dabei entwickelten sich parallele kirchliche Strukturen nebeneinander, die teils unterschiedliche Aufgaben übernahmen, teils auf unterschiedlichen Idealen beruhten. Im Netzwerk der Diözesen und der Pfarreien betreuten die Diözesanpriester weitgehend die

¹ Gründungsjahre: 996 (Martinsberg), 1089 (Melk).

Gläubigen, während die Ordenspriester bzw. Brüder dem ersten abendländischen Ordensgründer, dem heiligen Benedikt, folgten und Mönchsgemeinschaften zunächst für die sorgsame Liturgiepflege und die vielschichtige Handarbeit gründeten. Die Nähe und die Entfernung zu der Außenwelt bestimmten nicht nur die Lebensweisen, sondern auch die Erwartungen. Zugleich stellten der Reichtum und die Macht zunehmend eine beträchtliche Versuchung dar, was später zu scharfer Kritik, zu den ersten kirchlichen Reformbewegungen, aber Jahrhunderte später auch zur Reformation führte. Die Mönche befolgten hingegen seit ihrem Anfang die evangelischen Räte, denen die alltägliche gemeinschaftliche Verwirklichung der Regeln von Benedikt zugrunde lag. Neben den streng genommen religiösen Übungen wurde auch praktische Arbeit vorgeschrieben,² die nicht nur gewissermaßen zur geistlichen Vertiefung, sondern auch zum Lebensunterhalt der Gemeinschaft und zur Verbreitung vor allem landwirtschaftlicher Methoden diente. Vornehme Vertreter beider Strukturen gelangten nicht selten zu Ruhm, und wurden entweder Machthaber oder einflussreiche Ratgeber von Herrschern.³ Im Gegensatz zu der auch heute bedauerlicherweise verbreiteten, sich noch auf die erbittert kirchenfeindliche Aufklärung berufenden Auffassung, die den zunehmenden kirchlichen Einfluss auf die weltliche Politik pauschal verurteilt, lässt sich feststellen, dass führende religiöse Figuren wie etwa Bischöfe und Äbte neben der Glaubensverkündigung auch vorwiegend zur wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung der umliegenden Gebiete beitrugen.⁴

Weder das geistliche noch das materielle Aufblühen konnte einwandfrei stattfinden. Machtmissbrauch, Habgier und moralische Ausschweifungen aller Art sorgten wiederholt für Unmut und Aufregung. Gegen die zunehmenden Verstöße entfaltete sich die kirchliche Reformbewegung, die weitgehend dem burgundischen Kloster in Cluny zugesprochen war, aber später auch in weiteren Klöstern aufgenommen und gepflegt wurde. So ist Hirsau im Schwarzwald Mitte des zwölften Jahrhunderts zum Ausgangspunkt der Reformbestrebungen im Deutschen

² „Müßiggang ist ein Feind der Seele. Deshalb sollen sich die Brüder beschäftigen: zu bestimmten Zeiten mit Handarbeit, zu bestimmten andern Stunden mit heiliger Lesung“ (Holzherr 2007: 287).

³ Wie, zum Beispiel, Bernhard von Clairvaux, der in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts zum geistlichen Leiter der europäischen Königreiche geworden war.

⁴ Wie, zum Beispiel, das Stift Klosterneuburg, das zu einem der größten Arbeitgeber nördlich von Wien gewachsen war.

Reich geworden, was dann eine erhebliche Wirkung auf das deutsche Klosterleben ausübte.⁵

Gleich nach dem Ausbau der Kirchenstruktur blühte die höfische Gesellschaft auf, deren Grundwerte auf moralischer Ebene nicht selten im Gegensatz zur christlichen Ethik standen. Auch wenn sich die ritterliche bzw. höfische Gesellschaft zum Christentum bekannte, entstand ein immer größer werdender Spalt zwischen dem Idealbild und dem Alltag, der immer mehr Zeitgenossen Sorge machte. Wie es sich im Folgenden herausstellen soll, beschäftigten jedoch nicht nur die gesellschaftlichen, sondern auch die kirchlichen Schwierigkeiten den Verfasser namens Heinrich.⁶ Dass solche Probleme auch in einer geschlossenen, sich von der Außenwelt relativ abschottenden oder zumindest schwer zugänglichen und durch die Religion grundsätzlich und weitgehend geprägten Gemeinschaft zu Bedenken führen konnten, beweist seine eigenartige Lehrdichtung aus der zweiten Hälfte des

⁵ „Die cluniazensische Reform ist nur eine der mönchischen Reformbewegungen. [...] Neben der cluniazensischen Reform gab es andere mönchische Reformen mit eigenem Zentrum und eigenem Ausstrahlungsgebiet. [...] Von besonderer Bedeutung für Deutschland und das Reichsmönchtum aber wurde die lothringische Reform, die von Gorze ausging und die zahlreiche deutsche Klöster erfaßt hat“ (Schützeichel 1962: 113). „In der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts erreichte der von Cluny ausgehende Reformimpuls auch das Reich, und zwar in der besonderen Ausprägung, die das Cluniazensertum im Kloster Hirsau im Schwarzwald erfuhr. Von hier aus wurde die Reform in Gestalt einer verschärften Benediktinerregel und einer eigenen Liturgie auf andere Klöster übertragen, von hier aus wurden nicht wenige neue Reformklöster gegründet“ (Kartschoke 2000: 212). „Hirsau im Nordschwarzwald und schon im Bistum Speyer gelegen entwickelte sich zum Reformzentrum ersten Ranges, das seinen Einfluß auf das ganze Reich ausdehnte, nach Norden bis Lüneburg und Berge bei Magdeburg. Er erscheint auch als eine neue Stufe in der Reformentwicklung des Reichsmönchtums“ (Vauchez/ Engels 1994: 171).

⁶ „Unbestritten bleibt jedoch, daß beide Texte [sc. auch das ‚Priesterleben‘] sich im selben geistigen Umfeld ‚kluniazensischen‘ Denkens bewegen, das durch die neuen Reformorden des 11. und 12. Jahrhunderts noch verschärfte asketische Akzente erhalten hat [...]“ (Raudszus 1985: 38). Nach einer langen Diskussion ist Peter-Erich Neuser zum Ergebnis gekommen, dass wohl ein bestimmter Heinrich von Melk nicht der Autor des Textes sein konnte. „Erstens fehlt in dieser Dichtung selbst wie auch in ihrer Überlieferung jeder Hinweis auf lokalthistorische Charakteristika, die den Ort Melk auszeichnen. Zweitens ist auch das einzige historische Indiz für diese Annahme, der in der Dichtung erwähnte Abt Erkenfried (TG V. 1033), grundsätzlich erschüttert, seitdem weitere Erkenfried-Gestalten für die Zeit der frühmittelalterlichen geistlichen Dichtung im oberdeutschen Sprachraum beigebracht werden konnten. Demnach sollten wir korrekterweise nicht länger von einem der Sache nach fragwürdigen, sog. Heinrich von Melk, sondern treffender von einem armen chnecht Hainrich als dem Verfasser von TG (vgl. TG V. 1032) sprechen“ (Neuser 1973: 159 – 160).

zwölften Jahrhunderts deutlich. Heinrich stößt auf Widersprüche, die im Spannungsfeld der Theorie und Praxis wurzeln bzw. sich zwischen dem Sein und Schein erstrecken. Heutzutage ist es jedoch kaum mehr aufspürbar, was genau die Verfassung des Textes auslöste. Wegen seiner entsetzlichen Erfahrungen übt Heinrich von Melk allerdings an der Praxis sowohl von Geistlichen als auch von Laien verheerende Kritik. Im Folgenden wird versucht, die Gegenüberstellung der idealen Tugenden und ihrer gegensätzlichen Sünden auszulegen und den Fragen nachzugehen, welche Krise im Hintergrund der Entstehung zu identifizieren ist, welche Gesellschaftsgruppen kritisiert werden, welcher Meinung Heinrich ist und aus welchem Grund er diese Meinung vertritt. Nicht zuletzt wäre es bereichernd schildern zu können, in welchem Kontext das Werk steht, durch welche Symbole die moralische Botschaft zur Geltung kommt und welche anthropologische Riten hinter der Handlung bzw. den beinhalteten Szenen geortet werden können.

Allgemeine und besondere Krisen

Im Sinne der deutlichen Absicht des Dichters besteht das Werk, das zu Recht unter der Bezeichnung „Mahnrede“ betrachtet wird, aus zwei Teilen⁷. Der erste Teil befasst sich überwiegend mit den Anzeichen jenes Gegensatzes, der zwischen der gelehrten Lehre und der erlebten Praxis vorliegt und auf alle gesellschaftlichen Schichten zutrifft. Der zweite Teil steht einer Untergattung nahe, in deren Mittelpunkt die Betrachtung des Todes („memento mori“) steht. Durch das Werk hindurch zieht sich die eher pessimistische, das Diesseits verachtende, getrübte Stimmung, die im Glaubensbekenntnis und im Gottesbild des Verfassers wurzelt.

Der erste Abschnitt des ersten Teils lässt sich weiter aufteilen. Im Fadenkreuz der ersten harten Kritik stehen die Priester, die zwar unter anderem zur Führung des christlichen Volkes berufen sind, die sich aber nicht nur von den erhöhten Idealen trennten, sondern auch das Seelenheil der ihnen anvertrauten Gläubigen vernachlässigten. Sie gerieten unter den Einfluss der Welt voller Versuchungen und Verführungen, die im Gegensatz zu der christlichen Lehre und der erwarteten christlichen Lebensweise stehen. Gleich im Auftakt wird dieser grundlegende Gegensatz angedeutet,

⁷ „hie welle wir enden dietz liet: / daz vorder gehillet disem niet, / daz wir haben zeredene. / ,von dem gemaeinem lebene““ (Heinrich 1994: 447 – 450, immer mit Zeilennummern, im Weiteren wie üblich in der Fachliteratur nach dem Originaltitel *Von des todes gehugde*: TG).

der nicht nur zwischen der Theorie und der Praxis besteht und nicht nur zwischen dem Diesseits und dem Jenseits aufzuspüren ist, sondern auch zwischen denjenigen, die nur an das erste und denjenigen, die auch an das zweite denken:

daz ich wertlichen livten
beschaeidenlichen mvze bedivten
ir aller vraeise vnt ir not,
die ovf den taeglichen tot,
der allen livten ist gemaeine,
sich beraeitent laeider saeine (TG, 5 – 10).

Diese Dichotomie gilt für das ganze Werk, weil jede Figur und jede Handlung nach der moralischen Ausrichtung, *sub specie aeternitatis* beurteilt werden. In diesem Zitat kommen gleich mehrere Stichwörter vor, die den Unterschied zwischen den zwei Gruppen betonen und die getrübe Tonart bestimmen sollen: Trotz *vraeise* und *not* beschäftige der *tot* doch nicht die *wertlichen* Leute. Ihnen gegenüber steht der Erzähler, der sich für sie zuständig fühlt und sich bereit zeigt, die Verantwortung zu übernehmen. Sein seelischer Hintergrund wird gleich im Auftakt stark hervorgehoben: „Mich laeitet meines gelouben gelvbde, / daz ich von des todes gehvgde / eine rede fvr bringe“ (TG, 1 – 3). Sein sogar vermutlich mit einem persönlichen Vorsatz bzw. einem Gelübde bekräftigter Glaube⁸ knüpft sich allem voran an den Tod und nicht an die Kernbotschaft des Christentums, d. h. an die Auferstehung und das ewige Leben. Die Gegenüberstellung der persönlichen Überzeugung und der alltäglichen Erfahrung bewegen den Dichter, die Macht des Todes zu verkündigen. Um sich Autorität zu verleihen, baut er rhetorisch die Argumentation auf, und zwar mit einem deutlichen⁹ und mit einem versteckten¹⁰ Bibelzitat sowie mit der

⁸ „Da ein solcher Kontext [das Mönchsgelübde] bei Heinrich fehlt, scheint es näherliegend, den Eingangsvers allgemeiner zu deuten, gelouben gelvbde etwa im Sinne des Glaubensbekenntnisses während der Taufe zu verstehen“ (TG, Kommentar, 83).

⁹ „omnes declinaverunt“ (TG, 12b), ist ein Zitat aus Röm 3,12a, das ebenfalls ein Zitat vom Ps 14,3 ist. Im Originalkontext setzt sich der Text fort wie folgt: „Alle sind sie abtrünnig und verdorben, / keiner tut Gutes, auch nicht ein Einziger“ (Ps 14,3). „Alle sind abtrünnig geworden, / alle miteinander taugen nichts. / Keiner tut Gutes, / auch nicht ein Einziger“ (Röm 3,12).

¹⁰ „wan vnder rovsent svndaeren / mvg wir vil chovm einen bewaeren, / der dvrnechtic mvge haeizzen“ (TG, 17 – 19). Heinrich dürfte damit das Tauziehen Abrahams mit Gott in Erinnerung rufen: „Abraham aber stand noch immer vor dem Herrn. Er trat näher und sagte: Willst du auch den Gerechten mit den Ruchlosen wegraffen? Vielleicht gibt es fünfzig Gerechte in der Stadt: Willst du auch sie wegraffen und nicht doch dem Ort

überlieferten Legende von Maria Magdalena.¹¹ Die herangezogenen Beispiele stellen drei mögliche Bestandteile der Umkehr dar: die allgemeingültige Bedrohung, die Hoffnung auf die Barmherzigkeit und die Sühne. Fraglich ist es, inwieweit der abschreckende Tod, die abstrakte Anspielung auf eine alttestamentliche Bibelstelle oder die „ineiner aeislichen wste“ leidende, aber Hoffnung schöpfende Magdalena die erwartete¹² Wirkung hätten ausüben können. Diese Steigerung dient aber nur zur Einleitung zum Angriff, der im ersten Teil der Schrift gegen die Priesterschaft geführt wird.

Sünden der Geistlichen

Für die erste Aufregung sorgt nämlich die Lebensweise der Priester. In ihrer Verurteilung spielt nach wie vor der angedeutete Gegensatz die Hauptrolle, weil sie anders leben, als sie leben müssten.¹³ Wenn die witternden Klagen von einer breiteren Perspektive betrachtet werden, stellt es sich heraus, dass

vergeben wegen der fünfzig Gerechten dort? Das kannst du doch nicht tun, die Gerechten zusammen mit den Ruchlosen umbringen. Dann ginge es ja dem Gerechten genauso wie dem Ruchlosen. Das kannst du doch nicht tun. Sollte sich der Richter über die ganze Erde nicht an das Recht halten? Da sprach der Herr: Wenn ich in Sodom, in der Stadt, fünfzig Gerechte finde, werde ich ihretwegen dem ganzen Ort vergeben. Abraham antwortete und sprach: Ich habe es nun einmal unternommen, mit meinem Herrn zu reden, obwohl ich Staub und Asche bin. Vielleicht fehlen an den fünfzig Gerechten fünf. Wirst du wegen der fünf die ganze Stadt vernichten? Nein, sagte er, ich werde sie nicht vernichten, wenn ich dort fünfundvierzig finde. Er fuhr fort, zu ihm zu reden: Vielleicht finden sich dort nur vierzig. Da sprach er: Ich werde es der vierzig wegen nicht tun. Und weiter sagte er: Mein Herr zürne nicht, wenn ich weiterrede. Vielleicht finden sich dort nur dreißig. Er entgegnete: Ich werde es nicht tun, wenn ich dort dreißig finde. Darauf sagte er: Ich habe es nun einmal unternommen, mit meinem Herrn zu reden. Vielleicht finden sich dort nur zwanzig. Er antwortete: Ich werde sie um der zwanzig willen nicht vernichten. Und nochmals sagte er: Mein Herr zürne nicht, wenn ich nur noch einmal das Wort ergreife. Vielleicht finden sich dort nur zehn. Und wiederum sprach er: Ich werde sie um der zehn willen nicht vernichten. Nachdem der Herr das Gespräch mit Abraham beendet hatte, ging er weg und Abraham kehrte heim“ (Gen 18,22b – 33).

¹¹ „oder anderswa gebvzze, / als Maria, div svzze, / div nach christes ovf verte / ceit vnt stat bischerte / ineiner aeislichen wste“ (TG, 26 – 29). Laut ihrer Legende verließ sie nach der Auferstehung Jesu Palästina, und gelangte nach Südgalien. In der Nähe von Marseille lebte sie jahrelang als Einsiedlerin in einer Höhle, und starb dort auf christliche Art und Weise, nach dem Empfang der Eucharistie. Später wurden ihre Überreste nach Vézelay überführt, d. h. ins Kloster, wo der vorhin erwähnte Bernhard von Clairvaux den zweiten Kreuzzug ankündigte.

¹² „dar an ist aller mein gedinge“ (TG, 4).

¹³ „die so nicht lebent, als er in gebivtet“ (TG, 47).

sie sich vor allem um den Reichtum und dann um die Macht bewegen. Ihr Besitz und ihre Wirkung reichen überallhin: Weihen, Ernennungen und kirchliche Würden sind nur für Geld zu erhalten, und darüber hinaus dürften auch Sakramente und Sakramentalien gegen Bezahlung gespendet werden:¹⁴

pharre, probstei vnt abtei,
weihe, zehende, phrvnde,
die si nicht zeverchovfen bestvnde,
daz gebent si ander niemen,
wan der ez mit schatze mac verdienen (TG, 66-70).

[...]
beichte vnt bivilde,
misse vnt salmen,
daz bringent si allenthalben
ze etlichem chovfe.
ez sei der chresem oder div tovfe
od ander swaz si svlen began,
daz lant si niemen vergeben stan,
wan als div miete erwerben mac (TG, 74-81).

Durch diese harte Formulierung versetzt sich der Verfasser des Textes in die Lage eines Richters.¹⁵ Das soll den Leser nicht überraschen, weil nicht nur die Erinnerung an das Jüngste Gericht („owe, ivngister tac, / welhen lon soltv in bringen!“ TG, 82 – 83), sondern auch der deutlich früher angeführte erste Aufschrei *owe* („Owe armiv phaffhaeite“ TG, 35¹⁶) als Anspielung auf apokalyptische Bibelstellen gilt.¹⁷ Den erwähnten Stellen und ihrer

¹⁴ Bekanntlich heißt diese Tat Simonie, und geht auf die Apostelgeschichte zurück: „Als Simon sah, dass durch die Handauflegung der Apostel der Geist verliehen wurde, brachte er ihnen Geld und sagte: Gebt auch mir diese Macht, damit jeder, dem ich die Hände auflege, den Heiligen Geist empfängt. Petrus aber sagte zu ihm: Dein Silber fahre mit dir ins Verderben, wenn du meinst, die Gabe Gottes lasse sich für Geld kaufen“ (Apg 8,18 – 20).

¹⁵ „They [sc. auch Hélinant de Froidmont] see themselves as masters of its conventions and prosecutors of the society which cultivates these conventions in an effort to gain physical and spiritual perfection“ (Williams 1978: 514).

¹⁶ Hinter dem Vers steckt das folgende Bibelzitat: „Weh euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler! Ihr verschließt den Menschen das Himmelreich. Ihr selbst geht nicht hinein; aber ihr lasst auch die nicht hinein, die hineingehen wollen“ (Mt 23,13).

¹⁷ Die Verse Mt 23, 13, 15-16, 23, 25, 27, 29 beginnen je mit „Weh euch“. Der Schluss der Predigt lautet: „Wie wollt ihr dem Strafericht der Hölle enttrinnen?“ (Mt 23,33b). Die Drohungen und die ausführlichen Beschreibungen der Erscheinungen am Ende der Welt leiten die umfangreiche Vorhersage des Jüngsten Gerichts im Kapitel 25 (insbesondere: 31 – 46) ein. Parallelstellen sind wie folgt: Lk 11,42 – 44; 46 – 47,52. Diese beginnen ebenfalls mit dem erwähnten Aufschrei.

Anwendung ist gemein, dass sie all die auffälligsten und entsetzlichsten Handlungsweisen des jeweiligen Zeitalters ins Visier nehmen, die keinesfalls hinnehmbar sind. Die aktuell aufgezählten Sünden und der angespielte, den kulturellen Hintergrund bestimmende ideologische Rahmen bilden die Eckpunkte des von Anfang an bestehenden Gegensatzes, der sich zwischen der als authentisch anerkannten Lehre und der alltäglich erlebten Praxis zieht.

Über die Simonie hinaus werden den Geistlichen weitere Versäumnisse vorgeworfen, die etwas weniger die materiellen Güter, vielmehr die Seele der Gläubigen angehen. Vergeblich seien die Priester an der apostolischen Macht beteiligt, vernachlässigen sie doch das Heil des Volkes.¹⁸ Diese Fälle deuten darauf hin, dass das Geld auch in diesem Bereich im Mittelpunkt stünde. Die Menschen können wieder in zwei Gruppen eingeteilt werden, je nachdem wie viel Vermögen sie besitzen:

si refsent niewan die armen,
die solden in erbarmen.
swaz der reiche man getuot,
daz dunchet siv svz vnt guot (TG, 123 – 126).

Diese Unterscheidung soll schwere Folgen haben. Dabei wird die Tonart, wenn möglich, noch rauer: Der Sünder „*muz leiden*.“¹⁹ Wie unbedeutend auch immer die Anzeichen zunächst scheinen mögen, wird die Richterposition des Dichters im Folgenden stärker. Das Ende der Welt wird dabei zum ersten Mal als *schidung* betrachtet, wo *gotes zorn* zum Vorschein kommt.²⁰ Die vermehrte Verwendung der Pronomina *wir* und *unser*²¹ verweist auf den Aufruf, den der Dichter als vermeintlicher Vertreter einer Laiengruppe zu äußern wagt. Von nun an fühlt er sich berechtigt, Urteile den nachlässigen Priestern gegenüber zu sprechen:

¹⁸ „svmlich haben den namen an daz ambet. / laeider vil lvtzel im iemen enblandet / vf den wuoher der armen sele“ (TG, 57-59).

¹⁹ Der Kontext: „als wir div buoch horen schreiben, / ir aller weitze er mzz leiden / nach der ivngisten schidunge“ (TG, 133 – 135). Hinter dem Zitat steht die Anspielung auf die Rede Jesu über das Jüngste Gericht: „Dann wird er sich auch an die auf der linken Seite wenden und zu ihnen sagen: Weg von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das für den Teufel und seine Engel bestimmt ist!“ (Mt 25,41).

²⁰ „nach der ivngisten schidunge, / so laeider ane barmunge / gotes zorn vber siv erget“ (TG, 135 – 137).

²¹ „als wir div buoch horen schreiben, / [...] / Unser geloube daz bivangen hat“ (TG, 133; 161).

dar vmbe heb wir vns ze ruffe
vnt sprechen: ez svl got missecemen,
daz wir der misse vernemen,
die wir so nicht sehen leben
noch den segen so rechte geben,
als si von rechte solden.
dar vmbe sei wir in erbolgen! (TG, 174 – 180).

Zur Begründung der tiefen Empörung trägt auch eine weitere Bestrebung bei, die etwas früher angesprochen worden ist. Neben der Habgier unterscheiden sich nämlich die Priester auch deswegen kaum mehr von den einfachen Gläubigen, weil sie auf die Frauen doch nicht verzichten möchten:

nv wellent die phaffen vber al
in daz haben ze einem rechte gar,
daz sich vnder der phaffen schar
svl der weibe iemen anen (TG, 142 – 145).

Bekanntlich stand das Zölibat im Mittelpunkt der kirchendisziplinären Debatten der ersten Jahrhunderte im neuen Jahrtausend.²² Wie und warum es zum Unmut des Verfassers gekommen ist, lässt sich heute nicht mehr aufspüren. Wichtiger ist es, dass dieses Problem im Vergleich zum Reichtum weitgehend im Hintergrund bleibt. Es stellt nur einen Teil der offensichtlichen Krise dar, die aus dem deutlichen Gegensatz zwischen der Lehre und der Praxis entstanden sein dürfte. Ebenfalls wichtig ist, aus welchem Grund er das Zölibat für wünschenswert und für erforderlich hält:

swenne des briesters hant
wandelt gotes leich namen,
sol si sich danne nicht zamen
von weiplichen ane greiffen? (TG, 156-159).²³

²² Nach mehreren Versuchen und Aufforderungen ist das Zölibat erst durch das erste lateranische Konzil (1123) vorgeschrieben und verordnet worden: „Presbyteris, diaconibus vel subdiaconibus concubinarum et uxorum contubernia penitus interdicimus et aliarum mulierum cohabitationem, praeter quas Synodus Nicaena propter solas necessitudinum causas habitare permisit, videlicet matrem, sororem, amitam, vel materteram aut alias huiusmodi, de quibus nulla valeat iuste suspicio oriri“ (Denzinger 2015: No.711).

²³ Auf diese Aussage folgt die Anspielung auf das Hochgebet und auf die Lehre über „opus operatum“. Siehe die Fußnote 25.

Hinter dieser Auffassung steht die deutliche Gegenüberstellung des göttlichen und des weiblichen Leibes, was eine logische Folge der über Augustinus bis auf den antiken Manichäismus zurückreichenden Auffassung darstellt, die die Seele und den Leib im unversöhnlichen Gegensatz wahrnimmt.²⁴ Über die zahlreichen biblischen Anspielungen hinaus weisen diese und weitere theologische Ansätze eindeutig darauf hin, dass der Verfasser eine bemerkenswerte Ausbildung genossen hatte. Gleich nach der Erwähnung des Zölibats und umrahmend den zitierten Aufruf spielt er auf den (damals einzigen, ersten) römische Messkanon an:

vnder dem gerivne da,
enstliezent sich die himel sa,
daz seiniv wort dar durch varn.
im sendet ouz allen englischen scharn
vnser herre seine dienst man.
daz opher wirdet lobesam (TG, 163 – 168).²⁵

Und dann stellt er nach dem zitierten Aufruf den Sinn der Lehre über das *opus operatum*²⁶ fest: „da wirt der gotes leichnamen in der misse²⁷ / von einem svndaer so gewisse / so von dem haeiligstem man“ (TG, 183 – 185).²⁸ Auf Grund solcher umfangreicher Kenntnisse über die richtige Lehre kann sich Heinrich berechtigt fühlen, die im Alltag erlebte Praxis mit der angeeigneten Lehre zu vergleichen und eine Bilanz zu ziehen. Von seinem

²⁴ Etwas später: „vnt sollten daz vlaeisch an in rewen“ (TG, 195). Das Wort *vlaeisch* steht für das griechische *sarx*, d. h. für den materiellen Leib, das den Sünden ausgesetzt ist.

²⁵ Hinter der Textstelle steht das römische Kanon: „jube hæc perferri per manus sancti Angeli tui in sublime altare tuum, in conspectu divinæ majestatis tuæ“. Ein zeitgemäßes Zitat aus dem Messbuch, das im Stift Melk benützt wurde, würde einen liturgiegeschichtlichen Aufwand bedeuten, deswegen wird hier auf das spätere, tridentinische Missale Romanum verwiesen (Missale Romanum 2014: 339).

²⁶ Zunächst bei Augustinus: „Qui vero fuerit superbus minister, cum zabulo computatur: sed non contaminatur donum Christi, quod per illum fluit purum, quod per illum transit liquidum venit ad fertilem terram. Puta quia ipse lapideus est, quia ex aqua fructum ferre non potest: et per lapideum canalem transit aqua, transit aqua ad areolas; in canali lapideo nihil generat, sed tamen hortis plurimum fructum affert. Spiritualis enim virtus Sacramenti ita est ut lux: et ab illuminandis pura excipitur, et si per immundos transeat, non inquinatur“ (Augustinus: In Iohannis evangelium tractatus, V, 15, PL 35, 1422).

²⁷ Eine deutliche Erläuterung der Transsubstantiation.

²⁸ Überraschend stimmt der Satz mit dem Absatz aus dem Brief von Innozenz III überein: „in quo [an der Messe] nihil a bono maius nec a malo minus perfici credimus sacerdote; quia non in merito consecrantis, sed in verbo efficitur Creatoris et in virtute Spiritus sancti“ (Denzinger 2015: No. 794).

Glauben her ist er der Meinung, es werde eine Möglichkeit verpasst, das ewige Heil zu gewinnen. Am deutlichsten ist das in der heiligen Messe begreiflich, die „vertilget alle die missetat / die div christenhaeit bigat, / die des mit warem gelouben gedinget“ (TG, 169 – 171) und dies unabhängig vom seelischen Zustand des Priesters: „da wirt der gotes leichnamen“ (TG, 183). Sie soll sich als großartiges Mittel erweisen, in den Himmel Einlass zu finden. Zugleich ist es kein Zufall, dass kaum mehr Beispiele vorhanden sind. Weitere erdenklich positive Ansätze der christlichen Lehre wie Zuwendung, Barmherzigkeit und Liebe kommen kaum zum Vorschein. Im Gegenteil dazu drängt die Angst vor dem Jüngsten Gericht in den Vordergrund, und mit ihm alles, was erschreckend scheinen mag.²⁹

Bezüglich der Aussage über die Wirkung der Messe ist darauf hinzuweisen, wie sich Heinrichs Stil dreierlei gestaltet. Einerseits richten sich die negativen Äußerungen gegen die heuchlerischen Priester, andererseits stützen sich die Verurteilungen auf biblische Zitate. Dieser Stil stellt eine Argumentation dar, die vom bestehenden und offensichtlichen Gegensatz ausgeht. Aber drittens lässt sich feststellen, dass Heinrich seinen Standpunkt auch mit ergänzenden, weitgehend lapidaren, teils oben zitierten Aussagen untermauert, die immerhin als Kernsätze seiner Meinung wirken:

christenlicher orden,
 der ist harte erworden.
 [...]
 bediv, vnzuht vnt haeilichaeit,
 vnchivsche vnt raeinechaeit,
 die sint wol ensant.
 [...]
 daz opher wirdet lobesam.
 ez vertilget alle die missetat,
 die div christenhaeit bigat,
 die des mit warem gelouben gedinget.

²⁹ Zunächst wird der Zorn im Namen einer nicht genau beschriebenen Laiengruppe zum Ausdruck gebracht („dar vmbe sei wir in erbolgen!“ TG, 180), später wird zunehmend mit der Hölle gedroht: „div gruob is div helle; / [...] / daz sint die boesen leraere, / die die verworchten hoeraere / mit in laeiten in den ewigen val“ (TG, 259; 261-263). „Eine Identifikation des Autors mit der innerklösterlichen Gruppe der Laienbrüder kommt schon nach dem Textbefund kaum in Frage. [...] Die Verse 234 bis 242 fassen die Mönchskritik noch einmal zusammen. Da die fragliche Äußerung also inmitten der Kritik an den Laienbrüdern erscheint, muß an einen Gegensatz sowohl zu (Priester-)Mönchen als auch zu Laienbrüdern gedacht sein. Daher bleibt als mögliche Bedeutung nur: Nichtgeweihter, Laie, Christ; diese kirchenrechtliche Bedeutung des Wortes ist offenbar auch für die Verse 36, 266 und 273 anzusetzen“ (TG, Kommentar, 108).

[...]

iriv wort sint vil manic valt.
sine haben ampt oder gewalt,
anders dunchet ez siv zenichte.
si dienen niwan zegesichte,
durch vorchte, nicht durch minne.

sie gesitzent nimmer inne,
si wellent vmbetwungen sein (TG, 55 – 56; 153 – 155; 168 – 171; 205 – 211).

Abgesehen von der teils positiven Aussage über die Messe, überwiegen auch hier die negativen Feststellungen, die sich alle an den mehrmals angedeuteten Gegensatz richten. Noch interessanter ist es zu erkennen, wie sich diese Sätze an die ebenfalls angesprochene Richterposition des Verfassers anpassen. Sie gelten als Urteile, die der Richter Heinrich ausspricht. Erst dann identifiziert er sich doch mit einer Gruppe („Dar vf hab wir laeien ein archwan“ TG, 225³⁰), wenn die besondere Wirkung der Priesterweihe auf den gesellschaftlichen Stand betrachtet wird:

von wie getaner ordenunge
sold er ze einem herren werden gehabt,
fvr daz er der werlt hat wider sagt,
der vor des ein arm mensch was? (TG, 230-233).

Dahinter soll eine persönliche Verletzung stehen: Jemand ist nur durch die Priesterweihe zu einer angesehenen Person geworden, und nicht durch die geistliche Eignung und die Aufnahme in die Gemeinschaft:

der sich inder werlt dunchet chvne,
so der greiffet an gaeistisch leben,
[...]
so zimt vil weisleichen,
daz er ander sein geleichen
aller erst inne bringe
seiner tugentlicher dinge (TG, 236 – 242).

³⁰ „Ob man hinter der Äußerung in V. 225 überhaupt eine Selbstaussage des Autors sehen darf oder ob es sich um ein Rollen-Wir handelt mit paränetischem Charakter, ist allerdings eine offene Frage. Es muß nämlich auch die rhetorische Funktion der ‚wir‘-Aussage beachtet werden. Sie suggeriert die Zugehörigkeit des Sprechers zu einer Gruppe, die bestimmte moralische Forderungen an die gaeistische sammunge richtet“ (TG, Kommentar, 108).

Nachdem Heinrich die einzelnen Fehler der Priesterschaft akribisch aufgezählt und sich zu den Laien eingestuft hat, wäre es nachvollziehbar, die Grundsätze des richtigen Lebens zu schildern und mit Beispielen aus den Laienkreisen zu untermauern. Heinrich von Melk gibt sich jedoch weiterhin kämpferisch. Der Übergang von einem Stand zum anderen eröffnet ihm den Weg, seine Kritik auszudehnen: *ein ander sturm schal* (TG, 264b)³¹ ertönt und er wendet sich an diejenigen unter den Laien, die ebenfalls ein sündhaftes Leben führen.

Vornehme Herren und wenig vornehme Frauen

Bald taucht ein Satz auf, der einen früheren in Erinnerung ruft: „div triwe ist gaerlich erslagen / vnder den, die laien sint“ (TG, 272 – 273). Und zwar diesen: „christenlicher orden, / der ist harte erworden“ (TG, 55-56.) Die Ähnlichkeit springt ins Auge: Beide Aussagen stellen eine tiefgreifende und schlimme Entwicklung fest, die vom Verschwinden wesentlicher Werte zeugt und die in allen Schichten der Gesellschaft zum Vorschein kommt. Weder in der Familie:

der vater mvz hazzen daz chint;
er wirt des nimmer an sorgen,
vol waehset ez hivt oder morgen,
ern verstoetze in alles des er hat (TG, 274 – 277).

– noch im Lehnswesen ist die Treue mehr vorhanden: „der herre versicht sich zedem chnechte, / noch der chnecht zu dem herren / weder triwen noch eren“ (TG, 286 – 288.) Wie es sich vorhin herausgestellt hat, hängen *orden* und *triwe* voneinander ab und gehören daher zusammen. Im Vergleich zum *gewin* und *nvtze*³² werden sie in den Hintergrund gedrängt. Sie gelten als begriffliche Ausdehnung der im ersten Teil angedeuteten *schatze*³³ bzw. *ampt* und *gewalt*.³⁴

³¹ „Als Warnung vor drohender Gefahr (Am 3, 6; Os 5,8; Ez 33, 3 – 6) verkündet das Blasen der Posaune oder des Hornes Israels Bestrafung (Is 18,3; 58,1; Os 8,1; Ier 4,5; 6,1) und die Ankunft des Tages des Zornes (vgl. Apc 8,6 – 9,21)“ (TG, Kommentar, 110).

³² „so vaste strebet ir muot vf gewin: / swa er sich des nvtzes nicht versicht“ (TG, 282 – 283).

³³ „daz gebent si ander niemen, / wan der ez mit schatze mac verdienen“ (TG, 69 – 70).

³⁴ „iriv wort sint vil manic valt. / sine haben ampt oder gewalt, / anders dunchet ez siv zenichte“ (TG, 205 – 207).

Zunächst ist es nicht leicht nachzuvollziehen, wie aus diesem Verlust auf die Verurteilung der neuen Lebensweise der Ritter und der Frauen zu schließen ist. Heinrichs Logik ist jedoch verständlich: Er geht von dem aus, was er überall erlebt. Wie es später mit einem Beispiel belegt wird, kann das Problem am meisten an den Kleidern und am dazu gehörenden Benehmen geortet werden, die sich nach *niwer site* (TG, 293a) orientieren. Ihnen liege der vom Teufel angestiftete Hochmut zugrunde, der die Wirkung des heiligen Geistes verunmögliche, das Seelenheil in Gefahr bringe und der der Auslöser der Sünden aller Art sei, die überall wahrzunehmen seien:

die cherent allen ir list,
 wie si niwer site megen gedenchen,
 da mit si die sele chrenchen.
 daz ist ein strich der hohverte³⁵
 der den tivel des himelriches beherte.
 [...]
 si ist alles vbeles vollaeist
 vnt enlaet den haeiligen gaeist
 bei dem menschen nicht beleiben (TG, 292 – 296; 311 – 313).

Wie das Geld und der Reichtum im ersten Abschnitt des ersten Teils die Hauptrolle gespielt haben, ebenso steht der mit ihnen und mit dem *ampt* und *gewalt* zusammenhängende Hochmut von nun an im Mittelpunkt. Er steht offensichtlich hinter allen Gedanken der Richter und der Frauen und befällt sogar ihre Seele. Wie umfangreich die Wirkung des Hochmuts ist, stellt sich durch die bevorstehenden Fallbeispiele, vor allem durch jenes der armen Frau, heraus. Unter den weiteren Fallbeispielen wird nicht jede gesellschaftliche Gruppe gleichermaßen angesprochen. Am meisten sorgen die einfachen, nicht vornehmen Frauen und die Ritter im Allgemeinen für Aufregung. Bei den Letzteren scheint es deutlich zu sein, dass Unzucht, Ehebruch und Gewalttätigkeit den fragwürdigen Ruhm gewähren:

swa sich div reiterschaft gesamnet,
 da hebet sich ir wechsel sage,
 wie manige der vnt der behuret habe.
 ir laster mvgen si nicht versweigen,
 ir ruom ist niwan von den weiben.
 [...]
 ‚den mag man inallen landen
 ze einem guoten chnecht wol haben,
 der hat so manigen erslagen‘ (TG, 354 – 358; 370b – 372)

³⁵ Bemerkenswert ist es, dass zwei unterschiedliche Wörter für den Hochmut im Original stehen können: *hohvert* und *vbermvt* (s. TG, 295b; 307b).

Die Kritik an *niwer site* bezieht sich also nicht nur auf oberflächliche Phänomene, sondern auch auf das neue Verhalten und die neue Rittermoral.³⁶ Da der Verfasser felsenfest auf christlicher Basis steht, kann er auf keinen Kompromiss eingehen. Die Kleider, ebenso wie auch der Hochmut veranschaulichen die neue Lebensweise, deren Vertreter denjenigen *guote(n) chnechte(n)* (TG, 382b) gegenüber stehen, die früher lebten.³⁷ Die *laudatio temporis acti*, die bei allen Schichten spürbaren Sünden und der Verfall der traditionellen Werte sorgen für die durchaus erbitterte Tonart und die getrübe Stimmung des Werkes. Anlässlich des Rückblickes auf die Vergangenheit wird auf die frühere Generation hingewiesen. Sie taucht nicht nur als Gesellschaft von *guote(n) chnecht(en)* auf, sondern auch als Besitzer der eben verloren gehenden Weisheit, die heutzutage nicht mehr vorhanden ist: „wa schaeinet der altherren weistuom, / den niemen ercellen maechte / vnder allem ir geslaechte?“ (TG, 388 – 390). Mit der Weisheit gehen auch weitere Werte unter, was am besten auf dem wohlbekanntem Schicksals- bzw. Glücksrad zu betrachten wäre: „Ere, zucht vnt tugent, / die neigent sam vm ein rat“ (TG, 396 – 397).³⁸

Gegen Ende der Aufzählung der Sünden der verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen wird die Kritik noch schärfer und richtet sich diesmal deutlich gegen den Papst. Der Vater, der von Ehre, Anstand und Wert geprägt werden sollte, ist auch nicht mehr in Rom zu finden: „Rome, aller werlde haupt stat / div hat ir alten vaters nicht“ (TG, 398 – 399). Heinrichs Kritik scheint in zweifacher Hinsicht bemerkenswert zu sein.

³⁶ Wenn die Beschreibung in Dialogform inszeniert wäre, würden die Stimmung und vor allem die Verhältnisse solcher höfisch-ritterlicher Gesellschaftsszenen noch mehr zum Vorschein kommen.

³⁷ „div chlagen von rechte / die vordern guote chnehte / die ir so gar sint benomen“ (TG, 381 – 383).

³⁸ „Als Hinweis auf die Vergänglichkeit von Macht und Ansehen stellt es [sc. *rota Fortunae*] in der gesamten uns zugänglichen ikonographischen Tradition Aufstieg (*regnabo*), Herrschaft (*regno*), Sturz (*regnavi*) und Machtlosigkeit (*sum sine regno*) einer durch Krone und andere Insignien als König gekennzeichneten Figur dar, deren Schicksal von der das Rad drehenden *Fortuna* bestimmt wird. Die der christlichen Idee der göttlichen Vorsehung scheinbar widersprechende antike Personifikation der Wechselfälle des menschlichen Lebens konnte in die christliche Literatur Eingang finden, seit Boëthius sie im fünften Buch seiner Schrift ‚*Philosophiae Consolatio*‘ als ausführende Macht dieser Vorsehung interpretiert hatte“ (TG, Kommentar 116 – 117). *Fortuna* wird im zweiten Buch des Werkes vorgestellt, daraus steht ein einschlägiger Abschnitt: „*Fortunae te regendum dedisti, dominae moribus oportet obtemperes. Tu vero volentis rotae impetum retinere conaris? At omnium mortalium stolidissime: si manere incipit, fors esse desistit*“ (Boëthius: *De consolatione philosophiae*, Lib. II., 1, PL 63,662A).

Einerseits hält er sich nicht zurück, sogar den Papst, genauer gesagt, die hochrangigen Vertreter des Klerus anzugreifen.³⁹ Andererseits erkennt er den Mangel⁴⁰ zweier Tugenden, die das Christentum prägen sollen: „man vinden da dehaein zu versicht / rechtes noch genaden, / wan wie man dem schatze mvge gelagen“ (TG, 400 – 402). Aus beiden Aspekten der Kritik lassen sich langanhaltende Folgen ziehen. Wie mehrmals darauf hingedeutet wurde, versetzt sich Heinrich immer mehr in eine eigenartige Richterposition. Von der Aufzählung von Sünden einiger Schichten gelangt er zur allgemeinen Zeitklage, die er zunächst von einer unbestimmten Wir-Position vorlegt, dann versteht er sich als einer der Laien. Als Höhepunkt dieser Entwicklung können die Sätze zitiert werden, die das Werturteil vermeintlich im Namen Gottes ankündigen:

[...] ez svl got missecemen,
daz wir der misse vernemen,
die wir so nicht sehen leben
noch den segen so rechte geben,
als si von rechte solden (TG, 175b – 179).

Werltliche richtaere
daz sint wider vechtaere
gotes vnt aller gvte (TG, 267 – 269).

³⁹ Es soll nicht außer Acht gelassen werden, dass die römische Kirche zwischen 1159 und 1177 durch eine Spaltung geteilt war, die schon seit der Papstwahl zwischen (dem Verlierer) Viktor IV. und (dem gewählten) Alexander III. drohte und 1159 tatsächlich ausbrach. „Als Roland [Alexander III.] im Begriff war, sich den päpstlichen Mantel umzulegen, riß ihn Oktavian [Monticelli: Viktor IV.] von seiner Schulter, um ihn sich selbst umzulegen; und in diesem Moment strömten die Stadtrömer, von Otto von Wittelsbach dazu angestiftet, in die Kirche, um den neuen Papst zu akklamieren. [...] der Kaiser in Pavia ein Konzil einberufen hatte, das die Rechtmäßigkeit Viktors IV. erweisen sollte. [...] Dagegen erklärte Alexander III. am Gründonnerstag (24. März) 1160 in Anagni die Exkommunikation über seinen Rivalen und entband das Gefolge des Kaisers von seinem Treueeid. Er erklärte, als gültiger Papst auch nicht von einem Konzil gerichtet werden zu können, es sei denn, er habe die Synode einberufen und selbst geleitet“ (Vauchez – Engels 1994/5: 218-219). Die Erschütterung, dass sich die Kirche ein Jahrhundert nach der Trennung von der griechischen Kirche wieder mit einer, diesmal innerlichen Krise auseinandersetzt, hat den Verfasser der Mahnrede deutlich erbittert und empört.

⁴⁰ Dieser Mangel umfasst die zwei Gefährten des Hochmuts: „zwene geverten hat div vber muot, / die setzent die reiter an die gluot / der ewigen fivres vanchen“ (TG, 343 – 345). Sie sind die Unzucht („behuret habe“ TG, 356b) und die Tötung („hat so manigen erslagen“ TG, 372). Wie sich aus dem nächsten Zitat herausstellt, fehlen die Gerechtigkeit und die Barmherzigkeit.

Reiter vnt frowen
der leben svl wir lazzen schowen,
daz got vil wider vertic ist (TG, 289 – 291.).

des rechtes ist lvtzel bstanden
vnder armen vnt vnder reichen.
daz muz got von schuld misseleichen (TG, 338 – 340).

wie harte si muzzen verderben
gotes vnt ir christentuom! (TG, 386 – 387).

Im Lichte dieser Aussagen scheint Heinrich nicht nur ein Vertreter der Laien zu sein, sondern sich vielmehr als Sprecher Gottes auszugeben, der sogar das Recht hat, den kirchlichen Würdenträger zu verachten. Die andere Folge bzw. Lehre der zweiteiligen Kritik ist ein weiteres Zeugnis von theologischen Kenntnissen. Anhand der Päpste ruft Heinrich die Eckpunkte der christlichen Moral (*rechtes* und *genaden*, TG, 401) in Erinnerung, die durchaus schwierig zu versöhnen sind.⁴¹ Zugleich ist es bemerkenswert, welcher Gegensatz zwischen dem bedauerten Verhalten und seiner eigenen Annäherungsweise besteht. Heinrich versucht nicht einmal, die Ritter und die Frauen zu verstehen oder mildernde Umstände für sie zu suchen, sondern besteht unbeweglich auf seiner vermeintlich richtigen Position.

Wenn ein Rückblick auf die Darstellung der Frauen am Anfang der Klagen geworfen wird, bleibt ihr Fehlverhalten schwer erkennbar. Erfolgen die künstliche Gesichtsfarbe und die Kleidermode der armen Frauen wirklich aus dem Hochmut? Warum taucht wieder die Ordnung (*daz recht*)⁴² kurz nach der Beschreibung der Frau auf?

Vvir sehen cegazzen vnt ze chirchen
vm die arm tage wrchen,
div nicht mehr erwerben mac;
si gelebt ir nimmer guoten tac,
sie en mache ir gewant also lanc,
[...]
mit ir hohvertigem gange
vnt mit vroemder varwe andem wange

⁴¹ Zum Thema lauten die Grundsätze aus der Bibel wie folgt: „Liebe will ich, nicht Schlachtopfer, / Gotteserkenntnis statt Brandopfer“ (Hos 6,6). „Wenn eure Gerechtigkeit nicht weit größer ist als die der Schriftgelehrten und der Pharisäer, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen“ (Mt 5,20b). „Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer“ (Mt 9,13b).

⁴² „daz sol den von recht wesen ande, / die daz recht minnent“ (TG, 334 – 335).

vnt mit gelwem gibende⁴³
wellent sich die gebivrinen an allem ende
der reichen mannes tochter ginozzen (TG, 319 – 323; 327 – 331).⁴⁴

Was die Anzeichen miteinander verknüpft, ist die Täuschung.⁴⁵ Sie steckt am deutlichsten hinter den auffälligen Kleidern der armen Frau, aber

⁴³ Eine mögliche Antwort auf die Fragen kann in der Darstellung der Frau stehen. Wenn die städtische Szene vor Augen geführt wird, kann eine armselige, schlicht alternde Frau vorgestellt werden, die sich noch bemüht, den Männern zu gefallen, weil sie kein anderes Mittel hat, ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Deswegen greift sie auf die Täuschungsmethoden zurück. Kein einziges Wort fällt jedoch, das darauf hinweisen würde, die Frau wäre eine Dirne. (Als einziger eventueller Hinweis kann das allgemeine Urteil über die Frauen gelten: „der weibe chivsche ist enwicht“ TG, 426). Ihre prägende Beschreibung besteht aus gewissen Einzelheiten, die auf den ersten Blick doch nicht im Einklang mit der mit deutlichen Wörtern geschilderten weitgehenden moralischen Krise stehen. Das fehlerhafte Benehmen wird auf einem niedrigeren Niveau dargestellt, als die sonstige Betrachtung des moralischen Untergangs. Ihre heftige Erscheinung überall dürfte auf den allgemeinen moralischen Niedergang hinweisen. „Auch das Mittelalter kannte die gelbe Farbe als Zeichen der Dirnen. Daneben war es die Farbe von Bettlern, Juden, Henkersfrauen etc., also den Personen, die von der Gesellschaft ausgestoßen waren. [...] Im höfisch-ritterlichen Minnekult, in dem die Farbsymbolik eine große Rolle spielte, hatte die gelbe Farbe die Bedeutung der Minnegewährung. Daraus wird nun verständlich, daß gelbes Gebende den Zorn des Dichters erregt, der darin entweder das Kennzeichen der sinnlichen Freuden oder des Unglaubens erblickt“ (Lehmann-Langholz 1985: 107-108). „Der beschriebene übersteigerte Aufwand der äußeren Erscheinung indiziert eine Kritik am übertriebenen Luxus, der sich in diesem Falle nicht nur auf die oberen Schichten der Feudalgesellschaft bezieht, sondern gegen jeden richtet, der aus Eitelkeit und Gefallsucht gegen asketisch orientierte Lebensmaximen verstößt“ (Raudszus 1985: 41).

⁴⁴ Dieses Benehmen stehe dem *recht* (TG, 334; 335; 338) gegenüber. Auf diesen Vergleich kommt der entschlossene Rechtspruch: „daz muz got von schuld misseleichen.“ (TG, 340). Auffallend ist dabei, wie eine strikte Ablehnung (siehe: *muz*) Gott zugesprochen wird. Hinter dem Stichwort *recht* soll die christliche Moral als einzige mögliche und würdige stehen.

⁴⁵ Das wurde schon im christlichen Altertum verurteilt: „In illum enim delinquent, quae cutem medicaminibus unguent, genas rubore maculant, oculos fuligine collinunt. Displicet nimirum illis plastica Dei, in ipsis redarguunt, reprehendunt artificem omnium. [...] Quod nascitur, opus Dei est; ergo quid fingitur, diaboli negotium est“ (Tertullianus: De cultu feminarum, PL 1, 1321A-B). Ähnlicherweise äußert sich Cyprian: „[...] fraternitas exigit, non virgines tantum aut viduas, sed et nuptas puto et omnes omnino feminas admonendas quod opus Dei et factura ejus et plastica adulterari nullo modo debeat adhibito flavo colore, vel nigro pulvere, vel rubore, aut quolibet denique lineamenta nativa corrumpente medicamine. [...] Et audet quisquam mutare et convertere quod Deus fecit? Manus Deo inferunt quando id quod ille formavit reformare et transfigurare contendunt, nescientes quia opus Dei est omne quod nascitur, diaboli quodcumque mutatur. Si quis pingendi artifex vultum alicujus et speciem et corporis qualitatem aemulo colore signasset, et,

sie ist auch bei weiteren Gruppen zu entdecken. Dahinter steckt die Antwort auf die Frage: Warum scheinen die oben kritisierten *nīwer site* problematisch zu sein? Weil in keinem Fall die Wahrheit zum Ausdruck gebracht wird, sondern etwas Anderes. Die Frau hat weder hübsche Wangen, wie eine höfische (und junge) Dame, noch elegante Röcke, wie eine vornehme Frau. Der Hochmutsbegriff wird dabei durch eine gewisse Lebenslüge bereichert und mitgeprägt, die nun am Beispiel der armen Frau illustriert wird, aber eigentlich die sich brüstende höfische Rittergesellschaft trifft. Nachdem in mehreren Beispielen zitiert worden ist, wie der Hochmut unter den Geistlichen und den Rittern herrscht, stellt es sich heraus, dass sich auch Menschen niederer Schicht angesteckt haben:

Die phaffen die sint geitic,
die gebovr die sint neidic,
die chovflivt habent triwen nicht,
der weibe chivsche ist enwicht (TG, 423 – 426).

Im Lichte des neuerlich erkannten Hintergrunds des Hochmuts nimmt Heinrichs vielfältige Kritik neue Gestalt an, die seine bisherigen Aussagen umwertet und weiter verstärkt. Neben der mehrere Gesellschaftsgruppen betreffenden Kritik erkennt auch er gegen Ende des ersten Teiles die Wurzel der moralischen Krise: Die Täuschung lenkt alle von den wirklich wichtigen Werten ab:

daz machent laesterlichen dinch
vnt ditzes leibes getrvgde,
der vns von des gehvgde
manigen ende laeitet,
al wir iv vor haben gebraeitet (TG, 442 – 446).

Dabei wird der grundlegende Gegensatz einmal mehr hervorgehoben, der bezüglich der Sünden von Geistlichen und der Gegenüberstellung von Lehre und Praxis im ersten Abschnitt bereits behandelt wurde. Hier im Zitat stehen *getrvgde* und *gehvgde* einander gegenüber, hinter denen Tricksen und Betrachten vermutet werden können. Beide stehen mit einem Substantiv in Zusammenhang: *leibes* und *ende*. Verben und Substantive liefern einen deutlichen Aufschluss über Heinrichs Denkweise, wo das Jenseits und das Diesseits einander grundsätzlich und diametral gegenüber stehen. Allem

signato jam consummatoque simulacro, manus alius inferret, ut jam formata, jam picta quasi peritior reformaret, gravis prioris artificis injuria et justa indignatio videretur“ (Cyprianus Carthaginensis: De habitu virginum, PL 4, 455A).

Anschein nach müssen alle eine Grundentscheidung⁴⁶ treffen, die weitgehende Auswirkung auf das persönliche Schicksal hat. Wie weitreichende Folgen sie hat, und wie ungleich die *niwer site* dem menschlichen Schicksal gegenüber steht, stellt sich in dem zweiten Teil heraus, wohin uns das Wort *ende* überleitet.

memento mori

Im Folgenden wird dieses *ende* mit einer so ungewöhnlichen, stellenweise naturalistischen Deutlichkeit geschildert, dass es unmöglich ist, es sich nicht wirklich vor Augen zu führen und darüber nachzudenken. Mithilfe zweier Beispiele verweist Heinrich auf den unausweichlichen Tod, der allen gilt. Auch diese Reihe von abschreckenden Bildern baut teils auf Parallelen auf, die meistens auf Gegensätze hindeuten, die sich zwischen himmlischen und irdischen Werten bzw. zwischen dem Jenseits und dem Diesseits befinden. Den Beispielen ist ebenfalls gemeinsam, dass sie jeweils in Ermahnungen münden.

Gleich vor der Deutung der plausiblen Beispiele lohnt es sich kurz darauf hinzuweisen, dass dieser zweite Teil in einem eigenartigen Gattungskontext steht. Infolge der zunehmenden Anzahl derjenigen, die sich mehr oder weniger an ein Kloster banden und an den spirituellen Gütern und der geistlichen Gnade einer Mönchsgemeinschaft beteiligt sein wollten, sind immer mehr Texte verfasst worden, die außerhalb der Liturgie vorgelesen wurden und von der regelrechten kirchlichen Verwendung dermaßen entfernt waren, dass sie ursprünglich gleich in der Volkssprache gedichtet worden sind. Sie griffen ebenfalls theologische Fragen und Ansätze auf, aber auf einem leichter zugänglichen Niveau.⁴⁷ Ein treffendes Beispiel ist das der *Mahnrede* von Heinrich am nächsten stehende Werk aus der Feder eines gewissen Notkers,⁴⁸ das ebenfalls in der zweiten Hälfte des

⁴⁶ In der Moraltheologie wird sie oft Grundoption benannt.

⁴⁷ „[...] suchten auch viele Menschen im Kloster Zuflucht, um der Gefahr zu entgehen, durch unwissentliche Berührung mit Schismatikern dem Verdammungsurteil zu verfallen. [...] Und aus dieser religiösen Bewegung scheint auch das in der Volkssprache abgefaßte Memento mori erwachsen zu sein. [...] In einer solchen religiösen Bewegung mochte das Bedürfnis nach dichterischer Formulierung zentraler religiöser Themen in der Sprache der Laien bestanden haben. [...] Solche religiöse Dichtungen in der Sprache des Volkes werden zum liturgischen oder predigtähnlichen Vortrag bestimmt gewesen sein; das Letztere mag insbesondere für das alemannische Memento mori angenommen werden dürfen“ (Schützeichel 1962: 107).

⁴⁸ Herausgegeben von Schützeichel 1962: 126 – 133.

zwölften Jahrhunderts entstanden ist. Bemerkenswert ist dabei, welche Ansätze beide Autoren beschäftigten: *reht* (wie von Heinrich bisher und spätestens zitiert, meistens als ‚Gerechtigkeit‘ und ‚Ordnung‘) und *minne* (meistens im Sinne der christlichen *caritas*).⁴⁹

Ebenfalls lohnt es sich vor den detaillierten Erläuterungen der folgenden Abschnitte sich die Inszenierung des Sterbens vor Augen zu führen. Neben der großen Beliebtheit des Themas durch die Literaturgeschichte hindurch nimmt die Todesdarstellung in der christlichen Frömmigkeitsliteratur immer mehr an Bedeutung zu. Ohne eine umfangreiche Analyse der Todesliteratur zu bieten,⁵⁰ lässt sich feststellen, dass das allgemeine Interesse der Menschheit am Sterben mit der besonderen Orientierung des Christentums nach dem Jenseits übereintrifft. Hinter beiden Ansätzen steckt das Bestreben, den Übergang vom Leben in den Tod gründlich zu beobachten, gänzlich nachzuvollziehen und völlig wahrzunehmen.⁵¹ Nach der Geburt, die eigentlich unbewusst erlebt, sogar

⁴⁹ Bei Notker bezeichnet das *reht* entweder den Endbericht bzw. die abzulegende Rechenschaft beim Jüngsten Gericht: „ir muozt is ze jungest reda ergeben“ (VI,1b) oder die unerlässliche Gerechtigkeit für alle: „tes rehten bedarf ter armo man“ (IX,2a). „Diese Stelle ist eine Klage über die Benachteiligung des Armen, des wirtschaftlich Schwachen, dem bei simonistischer Praxis das ihm Zukommende (daz rehte), dem überhaupt das Heil nicht oder nur schwer zugänglich wäre, wobei zu beachten ist, daß ihm auch der Kauf nichts nützen könnte“ (Schützeichel 1962: 84) oder die Vollmacht (zur Spendung der Sakramente): „wanda er daz reht verchoufta, so vert er in die hella“ (X,3) – und damit wird auf die Simonie angedeutet: „Es dürfte mithin nicht fehlgegangen sein, wenn man annimmt, daß der Handel mit dem Recht die Simonie meint, die im Investiturstreit und dem religiös-sittlichen Ringen des Zeitalters so große Bedeutung erlangte, wie eine relativ breite Überlieferung eindeutig dokumentiert“ (Schützeichel 1962: 84). Weiters bedeutet das Wort das richtige Leben: „Ube ir alle einis rehtin lebitint / so wurdint ir alle geladet in / ze der ewigun mendin, / da ir iemer soltint sint“ (XI,1-2) „Hier ist offenbar ein Recht im Sinne von *ordo*, im Sinne einer urkirchlichen Ordnung der liebenden Gemeinschaft aller Christen gemeint“ (Schützeichel 1962: 84). Die *minne* taucht fünfmal, meistens negativ auf, als Beharren auf die vergängliche bzw. elende Welt „ir minnont tisa brodemi“ (I,2a), „sie minnoton tisa wencheit“ (II, 2a); 2) als rhetorische Formel („minnesam“: I, 3a; II, 3a); 3) positiv: als erwartete christliche Lebensweise: „mit minnon hie ze wesinne“ (VII, 2b).

⁵⁰ Z. B.: Williams 1976; Spoerri 1999; Ohler 2003; Knaeble 2011.

⁵¹ „Die meisten Völker glauben zudem an ein Leben nach dem Tod, wobei häufig das Leben im Jenseits rein geistig ist, nur die Seele ist unzerstörbar. [...] In manchen Kulturen wird der Tod als von Sünde verursacht, also als Erlösung von Sünde vorgestellt. Stellt man sich vor, daß man in dieser Welt gute und schlechte Taten begehen kann und daß diese irgendwann belohnt und bestraft werden, kann man dieses Gericht im unmittelbaren (wie in Ägypten) oder im fernen Jenseits (wie in der jüdisch-christlichen Tradition) ansetzen (Totengericht, Weltgericht). [...] Der Übergang und die Reise ins Jenseits

überlebt wird, steht das Sterben für jenen Übergang, der mit nachlassendem Bewusstsein in das Unbekannte und das Unerfahrene führt. Ebenso wie die Geburt, wird auch das Sterben mit Brauchtümern umrahmt, die sich aus Sicht der Verwandten und der sterbenden Person sowohl um das Schwinden des Bewusstseins als auch um das unbekante, je nach der gefolgten Religion vorgestellte Jenseits gestalten. Diese regulär durchgeführten, von allgemeinem menschlichem Interesse und seelischem Bedürfnis zeugenden Handlungen und Texte münden im Laufe der Kunstgeschichte und insbesondere der Literaturgeschichte in strukturierte Gattungen und Texttypen, deren deutliche Beispiele Notkers und Heinrichs Texte sind.

In diesem Zusammenhang sollen die folgenden literarischen Diskurse verstanden werden. Zunächst wird die adlige Witwe von dem Erzähler begleitet, damit sie hinter den physischen Phänomenen auch die allgemein gültige Vergänglichkeit des Menschen wahrnehmen kann. Später äußert sich der einst brave, nun verstorbene Ritter, der versucht, zumindest seinen Sohn von der ewigen Verdammnis zu retten. Dabei entstehen rhetorisierte Gespräche, die, wenn auch auf unterschiedlichen Ebenen, zwischen den Seelen von noch lebendigen und schon verstorbenen Personen geführt werden. Zugleich ist es leicht hinter der Begleitperson in der ersten Szene die Figur eines Priesters und seine mahnende Rede zu entdecken. Ähnlicherweise können die Sätze, die die im Leben durchgeführten und versäumten Taten sowie die erdenkliche Gutmachung zusammenfassen, den an der Totenfeier teilnehmenden Verwandten zugesprochen werden. Statt zahlreicher Gäste bleiben nur heimlich sprechende Seelen übrig, die aus christlicher Sicht die Kernfragen des menschlichen Daseins aufwerfen und beantworten.

Wie angedeutet, weist der erste Abschnitt auf die Eitelkeit des menschlichen Lebens hin. Es sei überflüssig, den Reichtum anzustreben, weil man immer unter Schmerzen geboren sei, was den schmerzhaften Tod vorwegnehme: „mit grimme ist recht, daz er zerge, / der geborn ist mit grimme“ (TG, 506 – 507).⁵² Das Leben bestehe auf jeden Fall aus Leiden

werden dramatisiert, als öffentliche Zeremonien, Bestattungsriten, Leichenbegängnisse“ (Metzeltin –Thir 1998: 162).

⁵² Dahinter stehen eine Textstelle von Jeremias und eine kirchenväterliche Tradition: „Warum denn kam ich hervor aus dem Mutterschoß, / um nur Mühsal und Kummer zu erleben / und meine Tage in Schande zu beenden?“ (Jer 20,18). „Nam ipsa vita humana quam ingressi sumus, misera est, laboribus plena, doloribus, periculis, aerumnis, tentationibus. Nolite seduci gaudio rerum humanarum; flenda in rebus humanis advertite. Poterat ridere prius puer qui nascitur: quare a fletu incipit vivere? Ridere nondum novit;

und führe zum Tod, was auch alle treffe: „doh mv̄g wir iv manige not niht verdagen, / die den armen vnt den reichen / geschent misleichen“ (TG, 544-546). Hinter der langen Aufzählung der körperlichen Auffälligkeiten soll die allgemeine Angst im Mittelalter vor den zahlreichen unerklärbaren und unheilbaren Krankheiten stecken.⁵³ Selbst wenn sie nicht auftreten, ist eine der wichtigsten existentiellen Fragen nicht zu ersparen: „nv, waz ist er rede mere?“ (TG, 563).

Die unumstrittene Tatsache, dass nichts von der materiell-körperlichen Schönheit übrig bleibt, wird demnächst weitgehend geschildert. Mit dem ersten Beispiel wird die theoretische Einführung in das menschliche Schicksal abgeschlossen. Von nun an werden Szenen dargestellt, welche die Eitelkeit aller weltlichen Güter unterstreichen. Ihre letzte Erscheinung ist die sich lang hinziehende Totenfeier, die trotz aller Pracht den Schrecken des Todes nicht verhüllen kann.⁵⁴ Wie schrecklich sich der Tod zeigt, stellt sich gleich bei der Aufbahrung eines reichen Mannes dar. In der ersten Szene tritt eine adlige Frau auf, die sich den Leichnam ihres Mannes anschaut. Den leblosen Körperteilen werden einstige Taten und Gebärden zugesprochen, die sie noch im Leben gekennzeichnet haben, aber nun bloß die weitgehende Vergänglichkeit des irdischen menschlichen Lebens hervorheben, wie z. B.:

quare plorare iam novit? Quia coepit ire in istam vitam. Sed si de illis captivis est, hic flet et gemit; sed veniet gaudium“ (Augustinus: Enarrationes in Psalmos, CXXV,10, PL 37, 1664). „Felices illi qui moriuntur antequam oriantur. Prius mortem sentientes, quam vitam scientes. (705A) Quidam enim tam deformes et prodigiosi nascuntur, ut non homines, sed abominaciones potius videantur, quibus forte melius fuisset provisum, si nunquam prodiiissent ad visum, quoniam ut monstra monstrantur, et ostenduntur ostentui“ (Innocentius III: De contemptu mundi, I., 6, PL 217,704D – 705A).

⁵³ „einer hat daz vieber oder daz vergiht; / einer verlivset daz horen oder daz liecht; / einem wirt etlich lit enzogen; / einer laeit gaerlich versmogen, / daz er gen vnt sten nicht enmach; / einer verlivset waz vnt smach; / einer verlivset seine sprache“ (TG, 547 – 553).

⁵⁴ „zwene tage oder drei / oder swaz ez laenger dar vber sei: / daz ist doch ein chlaeiglich hine vart!“ (TG, 591 – 593). „Its message stems from and is directed against the society of the latter half of the twelfth century: Heinrich attacks its love poetry, its pleasure in its recital, its striving for polished courtly conduct, its burial pomp, its superfluous ceremonials, its social rivalry, Heinrich rejects the idea, the demand, to expand territory to increase power. He accuses the nobility of neglecting its responsibilities to the governed, which alone justify its being placed so highly in society“ (Williams 1976: 518). „Die Reise in die andere Welt kann eine bestimmte, festgelegte Zeit dauern, und erst nach Ablauf dieser Zeit kann dann der Tote definitiv in das andere Reich ziehen und zum Ahnen werden“ (Metzeltin – Thir 1998: 162).

schowe vil ernstleiche,
ob er gebar icht vroeleichen,
als er offenlichen vnt tovgen.
gegen dir spilte mit den ovgen (TG, 603 – 606).

Erst im folgenden Abschnitt wird der im Vorfeld mehrmals angesprochene Schrecken des Todes deutlich. Nicht nur die einzelnen farblosen Körperteile, sondern auch der Gestank vergegenwärtigen die Macht des Todes. Der anaphorisch aufgebaute fiktive Dialog zieht eine Parallele zwischen den ehemaligen Taten und dem derzeitigen Zustand und lenkt die Aufmerksamkeit der Dame bzw. der Leserschaft auf den Gegensatz zwischen dem lustvollen Leben und dem aussichtslosen und unausweichlichen Tod:

nv sich, wa sint⁵⁵ seiniv mvzige wart,
da mit er der frowen hohvart⁵⁶
lobet vnt saeite?
nv sich, in wie getaner haeite
div zunge lige in seinem munde,
da mit er div trovt liet chunde
behagenlichen singen!⁵⁷
[...]
nv sich, wa ist daz chinne,
mit dem niwen barthare?
nv sich, wie recht vndare
ligen die arme mit den henden,

⁵⁵ „Mit der Führung des wa sint?-fragenden Erzählers folgen wir den Spuren des Todes auf dem Körper des Verstorbenen; wir scheinen mit der Frau zusammen diese schrecklichen Beobachtungen zu machen, weil es dem Erzähler durch die wiederholte Aufforderung nv sich an die Witwe gelingt, deren Blick mit dem unseren zu vereinen. Nun sind wir es, die auf den Leichnam blicken, mit dem Autor nach der verschwundenen Jugend, Pracht, Lebenslust und Schönheit dieses Mannes fragen und mit ihr und ihm Auge in Auge mit dem Tode stehen“ (Spoerri 1999: 56).

⁵⁶ Das Wort dürfte auf das weibliche Selbstbewusstsein hindeuten, das einst gewürdigt wurde.

⁵⁷ Dabei dürfte auf die damalige Praxis des Minnesangs hingewiesen werden: „Diese Sätze, die vermutlich um 1160/80 geschrieben wurden, sind von großer kulturgeschichtlicher Bedeutung: sie sind das älteste Zeugnis für den höfischen Minnesang“ (Bumke 2004: 90 – 91). „Dabei kommen Dinge zur Sprache, die um so erstaunlicher wirken mußten, solange man noch an der Datierung in die Mitte des 12. Jahrhunderts festhielt. Dazu gehörte insbesondere die angeblich früheste Erwähnung deutscher ritterlicher Minnedichtung dort, wo Heinrich die ekeleregende Verkehrung des Lebens durch den Tod am Beispiel eines gestorbenen Ehemanns vor Augen führt: Wo sind da noch die *troutliet* („Erinnerung“ v. 612), mit denen er die Damen gefeiert hat?“ (Kartschoke 2004: 386).

da mit er dich in allen enden
trovt vnt vmbe vie!
[...]
nv schowe in al al enmitten:
da ist er geblaet als ein segel.
[...]
nuo sich enceit vmbe,
e dich dein ivngiste stunde
begreiffe, div dir ie zefvrchten was:
„repentina calamitas“ (TG, 607 – 613; 616 – 621; 630 – 631; 639 – 642).⁵⁸

Durch die ausführliche Betrachtung des Leichnams zeichnet sich die Gestalt eines höfischen Ritters ab, der zwar seine Frau geliebt haben dürfte, sich aber auch anderen Damen gegenüber zumindest mit Komplimenten

⁵⁸ Es ist kaum möglich, hinter Heinrichs Betrachtungen nicht die Schrift von Bernhard von Clairvaux zu erkennen und unerwähnt zu lassen: „(...) dic mihi, ubi sunt amatores mundi, qui ante pauca tempora nobiscum erant? Nihil ex eis remansit, nisi cineres et vermes. Attende diligenter quid sunt, vel quid fuerunt. Homines fuerunt sicut tu: comederunt, biberunt, riserunt, duxerunt in bonis dies suos; et in puncto ad inferna descenderunt. Hic caro eorum vermibus, et illic anima ignibus deputatur, donec rursus infelici collegio colligati, sempiternis involvantur incendiis, qui socii fuerunt in vitiis. Una namque poena implicat, quos unus amor in crimine ligat. Quid profuit illis inanis gloria, brevis laetitia, mundi potentia, carnis voluptas, falsae divitiae, magna familia, et mala concupiscentia? Ubi risus, ubi jocus, ubi jactantia, ubi arrogantia? De tanta laetitia, quanta tristitia! Post tantillam voluptatem, quam gravis miseria! De illa exultatione ceciderunt in magnam miseriam, in grandem ruinam et in magna tormenta“ (Bernardus: Meditationes de humana conditione, III. 9., PL 184,491). Etwas später äußert sich Innozenz III folgendermaßen: „Quid ergo foetidius humano cadavere? quid horribilius homine mortuo? Cui gratissimus erat amplexus in vita, molestus etiam erit aspectus in morte. Quid ergo prosunt divitiae? quid epulae? quid deliciae? quid honores? Divitiae non liberabunt a morte, epulae non defendent a morte, nec deliciae a verme, honores non eripient a fetore. Qui modo sedebat gloriosus in throno, modo iacet despectus in tumulo; qui modo fulgebat ornatus in aula, modo sordet nudus in tumba; qui modo vescebatur deliciis in coenaculo, modo consumitur a vermibus in sepulcro“ (Innocentius III: De contemptu mundi, Cap. I., PL 217,735). Wie weitgehend diese Auffassung Wirkung ausübte, zeigt sich unter anderem in einem um ein Jahrhundert späteren okzitanischen Text aus Toulouse, der die Regeln der Troubadourlyrik bestimmen sollte: „Digas me on son li aymador d’aquest mon que non ha gayre eran am nos; re no lor rema, mas verm e cendres. Que lor aprofiecha lor vana gloria, ni-l poders d’aquest mon, le delieytz de la carn, las falsas riquesas, la grans companha, la cobezessa ? On es ara le grans solas, le jocz e-l ris, le deportz, la vanetatz e la grans pompa que avian en aquest mon? Halas! e de tan pauc alegrier tan gran tristicia! Quar d’aquel va e petit gaug e plazer son cazut en gran decazensa et en grans turmens perdurables“ (Las Leys d’Amors, hrsg. von Joseph Anglade, Privat, Toulouse, 1919 – 1920, I. 108).

nicht zurückhaltend zeigte.⁵⁹ Noch auffallender ist, was der Beschreibung fehlt: Er täte kaum etwas für die Armen, die Kranken und für die Kirche. Ihm dürften die christlichen Wohltaten und Liebtätigkeiten gefehlt haben.⁶⁰ Ohne diesen Mangel an weiteren Aufzählungen und wenn die ausführliche und deutliche Betrachtung des aufgebahrten Ritters nicht als Mahnung an alle Menschen gelten sollte, wäre der Aufruf zur Bekehrung sinnlos und unbegründet. Der Autor trennt sich allmählich vom konkreten Verstorbenen und wendet sich an alle Menschen: „owe, dirre chlaegliche sterbe / vnt der wirsist aller tode, / der mant dich, mensch, deiner broede“ (TG, 636-638). Allen voran nun an die Beobachterin des verstorbenen Mitmenschen und die Vertreterin des jeweiligen Publikums richtet sich der Aufruf: „repentina calamitas“ (TG, 642).⁶¹

Es lohnt sich, einen kurzen Blick auf die *calamitas* zu werfen. Die vielschichtige Bedeutung des Wortes⁶² lässt sich mit der Umschreibung ‚Missglück und sämtliche Eitelkeit im Leben‘ begreifen. Im Vergleich dazu, wie der Ritter nun ausschaut und wie ungewiss sein zukünftiges Schicksal ist, bezieht sich das Wort auf alle Ereignisse, die dem Ritter im Leben passierten. Auch wenn der knappe lateinische Satz nur ein übliches und passendes Bibelzitat zu sein scheint, schließt er in der Tat die erste Szene mit der vornehmen Frau ab, und führt zur zweiten über. Dabei taucht nunmehr das Hauptanliegen des Werkes, und zwar die Einladung zur Buße und Bekehrung, die auch die Hauptfigur der zweiten Todesszene betreffen soll, zunächst allegorisch („chere dein schef zestete“ TG, 650), dann deutlich auf: „waz will dv deine dinges cechen, / so du gebvzzen nine macht?“ (TG, 660 – 661). Denn auch der junge Mann muss sich mit der Vergänglichkeit seines geschätzten Vaters bei dessen Grab auseinandersetzen. Das Gespräch nimmt bewusst eine fiktive Gestalt an: Vor allem ist es demjenigen, der sich im Namen des Vaters äußert, deutlich, wie unmöglich es ist, nach dem Tod noch ein Gespräch zu führen:

⁵⁹ „This is a portrait of a man who, as a lover, poet and feudal knight, tried to live up to the demands of his society. But courtly manners and life which in the eyes of the wife and the world enhance the man’s worth, lead only to neglect of his spiritual salvation. Tender care for the body and interest in its correct adornment replace care for the soul“ (Williams 1976: 53).

⁶⁰ Dieser Mangel wird später, in der Mahnung des verstorbenen Ritters deutlich: „war sint nu div almusen div du begast? / wa sint die dvrftigen, die dv getroestet hast? / wenne gedaechte dv mein mit den messen?“ (TG, 761 – 763).

⁶¹ Dahinter: Spr 1,27c: „wenn Not und Drangsal euch überfallen“.

⁶² Sturz, Unfall, Niederlage, Schaden, Missgeschick usw.

nv gedenche⁶³ an die sinne,
wie er dir antwurten solde,
ob ez der natawer rechte verdolde
oder ob sein got wolde verhengen (TG, 690 – 693).⁶⁴

Die dialogische Form bleibt weiterhin aufrecht erhalten, aber der Dialog selber wird nicht ausschließlich innerlich, sondern zumindest zum Teil äußerlich, zwischen dem jungen Herrn und seinem verstorbenen, im Grab liegenden Vater geführt. Wie darauf hingedeutet, geschieht das *teilweise*, weil die einzelnen Sätze in den Mund der Gesprächspartner gelegt werden.

Alles, was der verstorbene Ritter ausführt, ist die Begründung, warum sich allen voran sein Sohn, dann alle jene, die sich mit der *Mahnrede* auseinandersetzen, bekehren sollen. Das Sinnbild mit dem Schiff, das richtig gelenkt werden muss, stützt sich also auf zwei Beispiele: einerseits auf das Beispiel mit der jungen Frau, andererseits mit dem jungen Mann. Beide Beispiele dienen dazu, den Aufruf zur dringenden Bekehrung zu beleuchten. In der ersten Szene spielt der Schrecken des Todes die Hauptrolle, was in der Vernichtung der Schönheit und der offensichtlichen Auflösung des menschlichen Leibes zum Vorschein kommt. In der zweiten dagegen rückt die detailliert geschilderte Hölle in den Mittelpunkt: Zunächst generell („ich han haerwen lon funden / alles, des ich ie begie, / daz ich laeider mir vngebvzzet lie“ TG, 712 – 714), später mit einer Aufzählung verweist der Vater auf die unerträglichen Leiden der Verdammnis, die sich im Einzelnen an irdische Vergnügungen anknüpfen:

aller mazze het ich vergezzen
mit trinchen vnt mit ezzen;
vn wurd ich betwungen
mit durst vnt mit hunger.
e bran ich an meinem vlaeische
mit hurlichem swaeizze;
nu brennet mich der gotes ban
indem fiwer, daz niemen erleschen chan (TG, 715 – 722).

⁶³ Dem deutschen Verb soll wieder das lateinische *memento* entsprechen.

⁶⁴ Hinter einem möglichen allerletzten Dialog steckt das Gleichnis Jesu über den reichen Mann und den armen Lazarus (Lk 16,19 – 31). Die Anknüpfung zum Gleichnis wird etwas später aufgegriffen: „er sprichet offenleichen, daz / ein oelbende mvge baz / durch einer nadel oere gevarn, / denne der reiche choem in Abrahames barn“ (TG, 829 – 832).

Alle aufgezählten Lüste sind von sinnlicher Art, die nun auch sinnlich und zwar mit ihrem Gegenteil bestraft werden.⁶⁵ Zugleich besteht ein deutlicher Unterschied zwischen den unbegrenzten Vergnügungen, weil die Maßlosigkeit nur bezüglich der Ernährung in Frage kommt. Selbst die Tatsache, dass das Maß als erforderliches Kriterium Erwähnung findet, lässt den Einfluss der ritterlichen Kultur vermuten. Der Mangel an Maß steht einem richtigen Ritterleben gegenüber, was einmal mehr zur ausgeglichenen Einschätzung des Ritters beiträgt. Noch auffallender wird der anlässlich des ersten verstorbenen Ritters angedeutete Mangel an guten Taten, als der zweite Ritter nun seinen Sohn dazu einlädt, fromme Taten durchzuführen: „war sint nu div almusen div du begast? / wa sint die dvrftigen, die dv getroestet hast? / wenne gedaechte dv mein mit den messen?“ (TG, 761 – 763). Der aussichtslose Zustand in der Vergessenheit sogar durch seinen Sohn („dv hast mein gar vergezzen“ TG, 764) löst zum zweiten Mal die tiefste Erbitterung und den perspektivlosen Zweifel an der persönlichen Existenz aus: „sam ich nie geborn wurde“ (TG, 765).⁶⁶

Es ist bemerkenswert, welche Vorstellungen von der Hölle und von Gott, die in der Mahnung des verstorbenen Vaters zum Ausdruck gebracht werden, die Denkweise des Dichters bestimmt haben dürften. Es heißt, die Hölle sei überwiegend von dem Feuer und der Finsternis geprägt („ich han fiwer vnt vinsten“ TG, 704⁶⁷), Gott sei zornig und bereit zum Strafen: „div

⁶⁵ „Die hier und im Folgenden genannten Sünden (Völlerei, Wollust, Habgier, Hochmut) sind dem Lasterkatalog entnommen. Heinrich wendet wie auch in den Versen 750-757 zur Darstellung der Höllenstrafen die in der Rechtspflege üblichen Verfahren der Spiegelstrafe und Vergeltungsstrafe (poena talionis) an. Bei der Spiegelstrafe sühnt der Delinquent mit dem Körperteil, mit dem er das Verbrechen beging; [...] Im Hintergrund stehen neben der zeitgenössischen Gerichtspraxis gewiß auch die biblischen Autoritäten, die von einem engen bildlichen Zusammenhang zwischen der Art der Übeltat und der Strafe sprechen, so Sap 11,17: Ut scirent quia per quae peccat quis, per haec et torquetur“ (TG, Kommentar, 136).

⁶⁶ Vorher: „owe, daz ich diese werlt ie gesach!“ (TG, 724); nachher: „verfluchet sei der tac, der mih gebaere!“ (TG, 770); „ach, daz ich diese werlt ie gesach!“ (TG, 802). Dahinter stehen Textstellen von Jeremias und Hiob: „Verflucht der Tag, an dem ich geboren wurde; / der Tag, an dem meine Mutter mich gebar, sei nicht gesegnet. / Verflucht der Mann, / der meinem Vater die frohe Kunde brachte: Ein Kind, ein Knabe ist dir geboren, / und ihn damit hoch erfreute“ (Jer 20,14 – 15); „Ausgelöscht sei der Tag, an dem ich geboren bin, / die Nacht, die sprach: Ein Mann ist empfangen“ (Hiob 3,3).

⁶⁷ Weitere Beispiele: „indem fiwer, daz niemen erleschen chan“ (TG, 722); „mit den haeizen fivres flammen“ (TG, 729); „indes fievers flamme grivlicher esse“ (TG, 819). Jesus selbst deutet auf das Feuer hin: „So wird es auch am Ende der Welt sein: Die Engel

cheten der gotes rache / hat mich starche gebunden“ (TG, 710 – 711).⁶⁸ Von einem barmherzigen und gütigen Gott, der seiner eigenen Barmherzigkeit entsprechende Taten auch vom Ritter erwartet hätte, ist keine Rede. Man sehnt sich nicht nach dem Heil aufgrund der göttlichen Einladung, sondern man wird mit der Verdammnis bedroht und erschrickt vor der Hölle.⁶⁹ Neben den deutlichen Allegorien wird sogar eine weitere Art von Hölle angesprochen, die eben durch die in den vorangehenden Abschnitten verurteilten Habgier und den Hochmut zugänglich sogar erteilt worden ist: „gaitichaeit vnt hohvart, / div zwaei haben mir verspart / div tor der innern helle“ (TG, 725-727).⁷⁰ Auch wenn sich der Ritter nicht mehr retten kann,⁷¹ öffnet sich ihm die Möglichkeit, seinen Sohn zu ermahnen.⁷²

Mit dem Antritt des unumstrittenen und bezugten Leidens wird die Argumentation vollständig: Im ersten Teil der *Mahnrede* werden die allgemeinen Verhältnisse geschildert, die von der Macht des Geldes und des Ansehens geprägt sind. Wohin dies führt, stellt sich im zweiten Teil heraus. Der gegen Ende der ersten Todesszene angeführte allgemeine Aufruf zur Bekehrung („chere dein schef zestete“ TG, 650) wiederholt sich im dreimaligen persönlichen Aufruf des Vaters an sein Kind: „des bechere dich, ob dv wellest! / [...] / „nv becher dich enceit, mein trovnt chint! / [...] / wan ob dv groz not wellest vermeiden, / so bedenche dich enceit!“ (TG, 794; 811; 876 – 877).

Auffällig ist, wie der Reichtum als Hindernis auf dem Weg zum Heil erneut in den Mittelpunkt rückt. Da der letztgenannte Auslöser der Verdammnis der Reichtum ist,⁷³ der auch das Heil des jungen Ritters in Gefahr bringen könnte,⁷⁴ wird die Belehrung des Vaters ergänzt und eine

werden kommen und die Bösen von den Gerechten trennen und in den Ofen werfen, in dem das Feuer brennt“ (Mt, 13,49 – 50a).

⁶⁸ Weitere Beispiele: „nu brennet mich der gotes ban“ (TG, 721); „er war vnsaelich geborn / wie aber der, vber den der gotes zorn / vnt sein rache wirt ertaeilet“ (TG, 927 – 929).

⁶⁹ Damit scheint der Verfasser der *Mahnrede* den Fehler zu begehen, den er früher den Priestern vorgeworfen hat: „durch vorchte, nicht durch minne“ (TG, 209).

⁷⁰ Jahrhunderte vor Dante soll Heinrich erkannt haben, dass sich die ewige Verdammnis aus mehreren Stufen zusammensetzt.

⁷¹ „mein chlage ich nv cespate tuon“ (TG, 743).

⁷² „nv becher dich enceit, mein trovnt chint!“ (TG, 811). Dabei weicht der Dialog vom biblischen Muster ab, weil Abraham keinen Sinn sieht, die Hinterbliebenen des reichen Mannes zu warnen (Lk 16,27 – 31).

⁷³ „doch waer ich nicht gar verdampnet / het ich dir den reichtum niht gesamnet, / da mit dv nv laesterlichen lebest“ (TG, 785 – 787).

⁷⁴ „dein guot dich nicht gefristen mac“ (TG, 790).

Betrachtung über die Eitelkeit der Güter hinzugefügt. Neben der vielfältigen biblischen Begründung⁷⁵ lohnt es sich vor Augen zu führen, wo die Wurzel dieser Eitelkeit liegt. Heinrich kennt nämlich keinen Kompromiss: Besitz an Reichtum und Teilnahme am Himmel schließen sich gegenseitig aus: „Swer an dem reichertum begriffen wirt, / den im div geirischaeit gebirt, / dem ist daz himelreich vor bislozzten“ (TG, 823 – 825). Dabei kehrt jener grundlegende Gegensatz zurück, der zwischen denjenigen besteht, die auf das Jenseits blicken oder nur auf das Diesseits. Da die zwei Bereiche vollkommen abgetrennt sind, können die materiellen Güter nicht übertragen und beibehalten werden: „ez sei golt, silber oder wat / oder icht, des iemen gewan, / ez muz allez hinder im bistan“ (TG, 846 – 848). Diese „Untragbarkeit“ des materiellen Reichtums und damit die grundlegende Eitelkeit der überall herrschenden Habgier werfen die Existenzialfrage auf: „nv sage mir mensch, wer du bist!“ (TG, 885). Die Frage richtet sich an jeden einzelnen Menschen, weil weder eine Frau, noch Kinder in Betracht genommen werden sollen, wenn es ums persönliche Heil geht:

nicht gihalt ez deinem weibe!
ir ist lvtzel, die der triwen phlegen;
wanchel vnt vnstaete ist ir leben.
Uersvnder dih nicht durh deine chint!
der leben is ouch al ein wint.
ir gemvte ist vntugentleich,
ze allem laster gebrovchleich,
zeder frvmchaeit vngehorsam (TG, 864 – 871).

In diesem Sinne soll jeder die Eigenverantwortung für das Heil tragen. Leicht wäre es, hinter Heinrichs Aussage eine mittelalterliche Frauenfeindlichkeit aufzuspüren, aber dies ist nicht der Fall. Vielmehr scheint sie ein Hinweis auf die Bibelstelle von Matthäus zu sein, die zur radikalen Folge Jesu einlädt.⁷⁶ Umso zutreffender ist diese Interpretation,

⁷⁵ „er spricht offenleichen, daz / ein oelbende myge baz / durch einer nadel oere gevarn, / denne der reiche choem in Abrahames barn“ (TG, 829 – 832). Hinter diesen Zeilen stehen zwei Evangelienstellen: „Denn eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher in das Reich Gottes gelangt“ (Lk 18,25) und „Als nun der Arme starb, wurde er von den Engeln in Abrahams Schoß getragen. Auch der Reiche starb und wurde begraben“ (Lk 16,22). Gegen den Besitz äußert sich Paulus: „als er nicht enhave, alsus sol er haben“ (TG, 835), „wer kauft, als würde er nicht Eigentümer“ (1 Cor 7,30b).

⁷⁶ „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht würdig, und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, ist meiner nicht würdig“ (Mt 10,37). „Wenn jemand zu mir

weil darauf eine fiktive Ermahnung seitens Jesu an denselben Menschen folgt, der vor kurzem bereits angesprochen worden ist. Von nun an spricht nicht mehr der Verfasser zu allen, die seiner Meinung nach nicht richtig leben, sondern Jesus selber, was dem Werk eine neue Farbe verleiht:

„mein liebistiv hant gitat,
war vmbe verwurfe dv den rat,
den dir mein leraer taten
vnt dich zedem himelreich ladten? (TG, 889 – 892).

Im Gegenteil zu der überwiegend negativen, auf Angst und Abschreckung bauende Annäherungsweise dringt nun die Barmherzigkeit vor. Der kurze Abschnitt stützt sich auf ein alttestamentliches Zitat, das später, in der Karfreitagsliturgie Anwendung fand.⁷⁷ Ähnlicherweise wendet sich Jesus an den Menschen, der zum Heil eingeladen worden ist: „vnt dich zedem himelreich ladten?“ (TG, 892). Damit taucht die positive Botschaft des Christentums im Werk erstmals auf. Wie die vorangehenden Mahnungen, gestaltet sich auch dieser Abschnitt um den grundlegenden Gegensatz zwischen dem Diesseits und dem Jenseits, hier genauer bestimmt, zwischen den vergänglichen Gütern des irdischen Lebens und der Verklärung im Himmel:

mich selben gesihestu nimmer mere,
ist dir lieber wertltlicher gemacht,
den niemen lange gehalten mach,
denne div himelische ere (TG, 904 – 907).

Der Dichter der *Mahnrede* begnügt sich nicht mit der fiktiven Ansprache Jesu, sondern ergänzt sie mit den personifizierten Gegnern. Es stehen *tivel* und *got*⁷⁸ einander gegenüber, und weisen jeweils ein Angebot

kommt und nicht Vater und Mutter, Frau und Kinder, Brüder und Schwestern, ja sogar sein Leben gering achtet, dann kann er nicht mein Jünger sein“ (Lk 14,26).

⁷⁷ „Mein Volk, was habe ich dir getan, / oder womit bin ich dir zur Last gefallen?“ (Mi 6,3ab). Die bekannteste Verwendung dieser Textstelle ist am Anfang der sogenannten Improperien zur Kreuzverehrung („Popule meus“). Im Weiteren verfolgt Heinrichs Text nicht die Liturgie, sondern deutet auf den Kreuzestod Jesu hin: „dvne wellest dirz enblanden, / swie tiwer ez mir sei gestanden, / daz ich dirz han wider gewonnen“ (TG, 893-895).

⁷⁸ „vnt habe ditz ze einem spelle, / daz der tivel oder div helle / vns nach disem leibe icht mvgen geschaden. / wie gitane frevde mac der haben, / der got nimmer gesehez muoz?“ (TG, 913 – 917).

auf: ohne Gott gibt es keine *frevde*,⁷⁹ mit dem Teufel wird nur die *not*⁸⁰ zuteil. Im Gegenteil: Zu den früher im Einzelnen angesprochenen Qualen wird die Verdammnis neuerlich damit erleuchtet, dass es dabei unmöglich ist, Gott zu sehen:

mich selben gesihestu nimmer mere,
[...]
wie gitane frevde mac der haben,
der got nimmer gesehen muoz?
[...]
wie moecht in immer wirs geschehen,
die got nimmer svlen gesehen? (TG, 904; 916 – 917; 925 – 926).

Die verheißene Freude und die drohende Verdammnis veranlassen den Verfasser, einmal mehr auf die einzelnen Sünden und ihre Bestrafungen einzugehen. Keine von den hier aufgezählten Sünden ist neu: In den bisherigen Betrachtungen sind Unzucht⁸¹, Prahlerei⁸², Gewalttätigkeit⁸³, sogar Mord⁸⁴, schließlich Diebstahl und Raub⁸⁵ mehrmals erwähnt und verurteilt worden. Gemeinsam ist es allen, dass sie gegen den gesellschaftlichen Frieden verstoßen. Gegenüber dem Gefängnis der Hölle steht der himmlische Saal, wo es möglich ist, Gott anzublicken, was die Seligkeit gewährleistet: „ir aller maeiste wne, / daz ist gotes antlvte“ (TG, 992 – 993).

Wie sich aus den Zitaten herausstellt, fasst Heinrich das Wesentliche des Himmels und der Hölle richtig zusammen: Die Hölle gleicht dem Mangel an Liebe, Aufnahme, Geborgenheit und vor allem der endgültigen Abwesenheit Gottes. In diesem Zusammenhang kann die ausführliche Beschreibung der vielfältigen Schmerzen des verstorbenen Ritters eher metaphorisch wahrgenommen werden. Es ist kaum möglich, die Qual der

⁷⁹ „wie gitane frevde mac der haben, / der got nimmer gesehez muoz?“ (TG, 916 – 917).

⁸⁰ „ny gesweige wir der grozzen not“ (TG, 921).

⁸¹ „du da hie ein hurauer bist, / da haeizze dich deinen truge list / vnt deine honchust beschirmen“ (TG, 953 – 955).

⁸² „da mvzet ir rednaere gehirmen, / da wert ir vnrechtes gewert; / [...] / da wert ir scheltaere gideget; / ir da dehaein ander rache suchet / niwan daz ir fluchet“ (TG, 956 – 957; 960 – 962).

⁸³ „da zuchet ivriv swert, / wert ivch, ob ir meget“ (TG, 958 – 959).

⁸⁴ „da mvzzen die mansleken schowen, / wie man siv an swert mac verhowen“ (TG, 963 – 964).

⁸⁵ „liebe vnt rovbaere – / wie vngelovbich ez waere, / der in daz moechte fvr gerechen, / wie man siv beginnt zechen / mit bech welliger hitze!“ (TG, 967 – 970).

Trennung von Gott in Worte zu fassen, deswegen werden Gleichnisse von den menschlichen Schmerzen verwendet.⁸⁶

Auch wenn kein Seliger aus dem Himmel von den Erfahrungen berichtet, gelten ähnliche Gleichnisse auch für den Himmel: Seligkeit⁸⁷, Friede⁸⁸, Gnade⁸⁹, Freude⁹⁰, Weisheit⁹¹ prägen den Himmel mit. Im Vergleich zum theologischen Gespür und den umfangreichen biblischen Zitaten sowie Anspielungen wirkt es überraschend, welche Vorstellungen Heinrich über die irdische Lage des Paradieses ausführt.

ouch ist vns offenbar geschriben,
daz paradeis sei vff dirre erde,
daz besliezen die hohisten berge,
die dehaein ovge mag vber raechen (TG, 1012 – 1015).

Vergeblich beruft sich Heinrich auf die Schriften, der Himmel wird sich eben nicht auf der Erde verwirklichen.⁹² Die konkrete Beschreibung wird jedoch allmählich wieder mit allgemeinen Aussagen über den Himmel aufgeweicht⁹³ und mit einem doppelten regelrecht liturgischen Gebet verstärkt:

⁸⁶ Ähnlicherweise ist die Unmöglichkeit auch dem Verfasser bekannt, die himmlische Freude zu beschreiben: „da ist wne also vil, / daz sein niemen ercellen mac“ (TG, 998 – 999).

⁸⁷ „daz geit die saelde an vrdrvtze“ (TG, 994).

⁸⁸ „vnt fride ane lage“ (TG, 995).

⁸⁹ „genade an vngenade“ (TG, 996).

⁹⁰ „ir vrevde ist immer ane cil“ (TG, 997).

⁹¹ „Er ist saelic vnt wise“ (TG, 1001).

⁹² Als einzige entsprechende Textstelle kann wie folgt zitiert werden: „Da entrückte er mich in der Verzückung auf einen großen, hohen Berg und zeigte mir die heilige Stadt Jerusalem, wie sie von Gott her aus dem Himmel herabkam, erfüllt von der Herrlichkeit Gottes“ (Offb 21,10 – 11b). Im Gegenteil dazu äußerte sich Jesus folgendermaßen: „Als Jesus von den Pharisäern gefragt wurde, wann das Reich Gottes komme, antwortete er: Das Reich Gottes kommt nicht so, dass man es an äußeren Zeichen erkennen könnte. Man kann auch nicht sagen: Seht, hier ist es!, oder: Dort ist es! Denn: Das Reich Gottes ist (schon) mitten unter euch“ (Lk 17,20 – 21). Ähnlich im Laufe des Prozesses: „Mein Königtum ist nicht von dieser Welt“ (Joh 18,36a). Die Beschreibung soll sich auf mittelalterliche Vorstellungen über *paradisum terrestrem* stützen: „Das irdische Paradies wird seit den Zeiten der Kirchenväter als jene Region betrachtet, in der sich Adam und Eva vor dem Sündenfall aufhielten“ (TG, Kommentar, 153).

⁹³ „daz reich ist immer ane sorgen, / doch div himelische ere / sei zeloben michel mere; / [...] / er ist saelich, der dar gearbeitet!“ (TG, 1018 – 1020; 1028).

dar bringe dv, got here,
durch deiner muter ere
vnt durch aller deiner haeiligen recht
Haeinrichen, deinen armen chnecht (TG, 1029 – 1032).⁹⁴

Das wird, wie es in zahlreichen mittelalterlichen Werken üblich war, auch auf den vermutlichen Auftraggeber, den Gönner, den Vorgesetzten ausgedehnt: „vnt den abt Erchennenfride, / den habe dv, herre, indeinem fride“ (TG, 1033 – 1034). Die große Anzahl der versteckten Bibelzitate, die alle auf die göttliche Verheißung hinweisen, münden in die erste Anwendung des Pronomens *wir*. Abgesehen davon, dass die dazu angeknüpfte Erklärung fälschlich untermauert wird, scheint das Pronomen hier besonders betont und stiftet eine Gemeinschaft jener, denen die Offenbarung vertraut ist. In diesem Zusammenhang verstehen sich alle nachfolgenden Pronomina *wir* als Bestimmung der Auserwählten, die ihr Leben im Diesseits richtig führen und deswegen im Jenseits reichlich belohnt werden. Im Abschluss wendet sich Heinrich zunehmend an die Gläubigen, die Gott im Rahmen der Kirche vertrauen. Deswegen bittet er Gott auch um ihr Heil:

vnt alle, die dirs getrowen,
daz wir mit samt dir bowen
daz frone himelreiche,
daz wir taegliche
mit der engel vollaeiste
indem haeiligem gaeiste
loben den vater vnt den svn (TG, 1035 – 1041).⁹⁵

Dabei stellt sich die Frage der Zugehörigkeit von Heinrich erneut. Wie vorhin mehrmals darauf hingedeutet wurde, versetzt sich Heinrich allmählich in eine Lage, aus der er sich von einer gewissen Richterposition

⁹⁴ „Durch die Selbstbezeichnung als Gottes chnecht scheint sich Heinrich in eine bei den Aposteln beginnende Tradition zu stellen, wonach die Charakterisierung als *servus dei* mit einem besonderen Maß an religiösen Ansprüchen oder Verpflichtungen in Beziehung steht“ (TG, Kommentar, 155).

⁹⁵ „Doch auch eine Argumentationsstrategie, in der die Laienrolle des Verfassers vielleicht sogar die Bedingung ihrer Wirksamkeit ist, wäre unglaubwürdig und damit in ihrer Wirkung beeinträchtigt angesichts der doch wohl biographischen Beziehung des armen chnecht Haeinrich zu einem Abt Erkenfried und damit zu einem Kloster, wenn der Autor mit der Namensnennung und Fürbitte für einen Abt im Schlußgebet sich zwangsläufig als Angehöriger einer Klostersgemeinschaft zu erkennen gäbe“ (TG, Einführung in das Werk, 161).

äußern und die einzelnen Ereignisse, Erscheinungen und Lebensweisen beurteilen kann.⁹⁶ Zugleich könnte die Zugehörigkeit zwar mehreren Personen und Menschengruppen gelten, aber wenn der Text aufmerksam gelesen wird, fällt auf, dass es nicht bloß um eine gewisse Gemeinschaft von Benediktinern geht, sondern um eine versteckte Gemeinschaft, deren Mitglieder sich den gleichen Werten widmen. Entscheidend ist dabei, welche Verben an die Pronomina geknüpft sind: *bowen* und *loben*. Die Voraussetzung dieser aufgrund der Umstände im Himmel freudevollen Handlung sowie dieses glücklichen Zustandes ist die angesprochene Sehnsucht nach dem Himmel, die in der Liebe wurzelt:

so solde wir doch die minne⁹⁷ haben
 zio dem obristen reiche
 vnt solden sivfften taegleiche
 vz disem ellendem wuofftal
 zo dem himelischem sal (TG, 980-984).

Im Mittelpunkt steht dabei der den im Himmel stattfindenden Handlungen vorangehende Akt, der tägliche Ausdruck der Sehnsucht: *sivfften*, die den möglichen Übergang vom irdischen Jammertal in den **glücklichen** Himmel eröffnet. Aus dem Seufzen wird Loben, aus der Sehnsucht wird Vervollkommnung, die unbedingt in einer Gemeinschaft zu erleben ist: „da ist elliv chlage fremde / vnder dem himelischem sende“ (TG, 985 – 986). Noch stärkere Belege für den gemeinschaftlichen Aspekt sind vor allem die wiederholten Pronomina *ir* und die weiteren Pluralpronomen in der dritten Person. Der Zustand der

⁹⁶ Z. B.: „dar vmbe heb wir vns ze ruffe / vnt sprechen: ez svl got missecemen, / daz wir der misse vernemen, / die wir so nicht sehen leben / noch den segen so rechte geben, / als si von rechte solden. / dar vmbe sei wir in erbolgen!“ (TG, 174 – 180). „iriv wort sint vil manic valt. / sine haben ampt oder gewalt, / anders dunchet ez siv zenichte. / si dienen niwan zegesichte, / durch vorchte, nicht durch minne. / sie gesitzent nimmer inne, / si wellent vmbetwungen sein“ (TG, 205 – 211).

⁹⁷ Das Wort *minne* kommt mehrmals vor, wie z. B.: „vnt lazzen vbel scheinen, / ob si die waren minne / in dem hercen svlen gewinnen“ (TG, 202 – 204), „si dienen niwan zegesichte, / durch vorchte, nicht durch minne“ (TG, 208 – 209). „daz sol den von recht wesen ande, / die daz recht minnent“ (TG, 334 – 335). „ob dich der iamer hete bewegt / vaeterlicher minne“ (TG, 688 – 689). „so solde wir doch die minne haben“ (TG, 980). Diesen Wortbeispielen lässt sich entnehmen, dass *minne* in unterschiedlichen Bedeutungen Anwendung findet. In den ersten zwei Beispielen taucht sie als *caritas* auf, dann als ‚Beachtung‘, in Bezug auf den Vater als *philia*, schließlich wieder als *caritas*. Am meisten weist sie also auf die christliche Liebesauffassung hin, die vor allem Zuwendung, Hingabe, Aufopferung und Anpassung an die christlichen Ideale umfasst.

Gemeinschaftsmitglieder wird mit einer Verdichtung mehrerer versteckter Bibelzitate⁹⁸ und mit einer Anspielung auf das Glaubensbekenntnis zusammengefasst:

mer vrevden mvgen si da iehen,
denne iemen habe gehoert oder gesehen
oder iemen gedanchen chvonne.
ir aller maeiste wnne,
daz ist gotes antlvrtze:
daz geit die saelde an vrdrvtze
vnt fride ane lage,
genade an vngenade.
ir vrevde ist immer ane cile (TG, 989-997).⁹⁹

Schlussbetrachtung

Wie sich herausgestellt hat, bietet Heinrich von Melks *Mahnrede* über den Tod deutlich mehr, als die ersten kritischen Anmerkungen zum Thema *niwer site*. Seine strukturiert gestaltete *Mahnrede* stützt sich auf die Wahrnehmung des Gegensatzes, der sich zwischen dem verkündigten Glauben bzw. der Theorie und der erfahrenen Praxis zieht. Er soll für alle gelten, wenn auch bestimmte Gruppen keine Erwähnung finden. Besonders kritisiert werden die Geistlichen, die wegen der Habsucht und des Amtsmissbrauchs ihrer Berufung untreu geworden sind. Die Argumentationsstrategie des Verfassers geht immer von den Phänomenen aus und schließt auf den meistens seelischen Hintergrund. Das deutlichste Beispiel dafür ist die neuerlich herrschende Mode der langen Röcke, die auf den offensichtlichen Gegensatz zwischen Sein und Schein hinweist. Die Kleider gelten aber nur als Anzeichen der Krise, weil sie über den Träger etwas anderes vermitteln als die Wahrheit. Hinter dieser Fälschung steht der Hochmut, der statt Gott den Menschen zum Bezugspunkt macht und als Werkzeug des Teufels die Wirkung des Heiligen Geistes verhindert. Damit steht schon der unversöhnliche Gegensatz zwischen denjenigen, die ihr Leben nach ewigen Werten führen, und denjenigen, die sich nur mit irdischen Anliegen beschäftigen.

⁹⁸ Einerseits: „Wir verkündigen, wie es in der Schrift heißt, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, was keinem Menschen in den Sinn gekommen ist: das Große, das Gott denen bereitet hat, die ihn lieben“ (1 Cor 2,9). Andererseits: „Selig, die ein reines Herz haben; denn sie werden Gott schauen“ (Mt 5,8).

⁹⁹ Offensichtlich spielt der Vers auf das Glaubensbekenntnis an: „cuius regni non erit finis“ (Denzinger 2015: No. 150).

Der zweite und längere Abschnitt des Werkes liefert plausible Beispiele dafür, was der zweiten Gruppe droht. Gegen Ende der *Mahnrede* verlegt sich der allgemein gültige Gegensatz ins Jenseits, da es sich nicht mehr um Tugenden und Sünden handelt, sondern zunehmend um die wesentlich unterschiedlichen Schicksale, die nach dem Tod zu erwarten sind: Entweder die Verdammnis oder das Heil. Jede Tat hat zwangsläufig ihre Folge: Den vorhin ausführlich aufgezählten Missetaten entsprechen schmerzhaft Strafen. Und dabei springt die Unausgewogenheit des Werkes gleich ins Auge: Es fallen deutlich weniger Sätze über den Himmel als über die Hölle. Sie wird mit zahlreichen Gleichnissen geschildert, im Himmel dagegen wird die Seligkeit nur mit einem knappen Abschnitt und dem Anblick Gottes in Aussicht gestellt. Neben der im ersten Teil detaillierten Bestandsaufnahme der sich entfaltenden moralischen Krise wirkt der Text auch im zweiten Teil weitgehend negativ, weil die Verdammnis deutlich ausführlicher und wortreicher dargestellt wird als das Heil. Rhetorisch gesehen scheint das didaktische Ziel, d. h. die eigentliche Mahnung an diejenigen, die *von dem gemaieinem lebene* gefangen sind, verfehlt zu sein. Neben der handgreiflichen Bedrohung durch die Hölle und neben dem Zusammenhang der Leiden mit den im irdischen Leben begangenen Sünden wird das in erreichbarer Nähe liegende Heil etwas in den Hintergrund gedrängt und nicht anreizend genug dargestellt. Vergeblich steht der Dichter unnachgiebig auf einer soliden christlichen ethischen Basis, vergeblich wird die moralische Krise umfangreich beschrieben und vergeblich werden die höllischen Leiden einprägsam geschildert, gelingt es dem *armen chnecht*, abgesehen von wenigen Zeilen, doch nicht, die positive Botschaft des Christentums zu verkünden und die Einladung in den Himmel zu überbringen. Dabei können weder die zahlreichen Bibelzitate, noch die frommen Gebetsformeln helfen. Trotz der schmalen, zugleich harten Minnekritik und des weitgehenden gesellschaftlichen Überblicks bleibt das Werk innerhalb der Frömmigkeitsliteratur. Es stellt eher ein Denkmal der Spiritualität als eines der Literaturgeschichte dar.

Literatur

- Anglade, Joseph von (Hrsg.) (1919 – 1920): **Las Leys d’Amors**, Toulouse.
Augustinus: **Enarrationes in Psalmos**, PL 37.
Augustinus: **In Iohannis evangelium tractatus**, PL 35.
Bernardus: **Meditationes de humana conditione**, PL 184.

- Boëthius: **De consolatione philosophiae**, PL 63.
- Bumke, Joachim (2004): **Geschichte der deutschen Literatur im hohen Mittelalter**, München: DTV.
- Cyprianus Carthaginensis: **De habitu virginum**, PL 4.
- Denzinger, Henrici (2015): **Enchiridion symbolorum, definitionum et declarationum de rebus fidei et morum**, Freiburg i. Br.: Herder.
- Holzherr, Georg (Hrsg.) (2007): **Die Benediktsregel**, Freiburg i. Br.: Paulusverlag.
- Innocentius III: **De contemptu mundi**, PL 217.
- Kartschoke, Dieter (2000): **Geschichte der deutschen Literatur im frühen Mittelalter**, München: DTV.
- Knaeble, Susanne (2011): **Gott und Tod (Tod und Sterben in der höfischen Kultur des Mittelalters)**, Berlin: Lit.
- Lehmann-Langholz, Ulrike (1985): **Kleiderkritik in mittelalterlicher Dichtung**, Frankfurt/Main: Peter Lang.
- Melk, Heinrich von (1994): **Mahnrede über den Tod**. Herausgeberarbeit, Kommentar und Einführung von Thomas Bein, Trude Ehlert, Peter Konietzko, Stephan Speicher, Karin Trimborn, Rainer Zäck, Susanne Kramarz-Bein, Stuttgart: Reclam.
- Metzeltin, Michael/Thir, Margit (1998): **Erzählgenese (Ein Essay über Ursprung und Entwicklung der Textualität)**, Wien: Eigenverlag 3 Eidechsen.
- Neuser, Peter-Erich (1973): **Zum sogenannten ‚Heinrich von Melk‘ (Überlieferung, Forschungsgeschichte und Verfasserfrage der Dichtungen Vom Priesterleben und Von des todes gehugde)**, Köln: Böhlau.
- Ohler, Norbert (2003): **Sterben und Tod im Mittelalter**, Düsseldorf: Patmos.
- Raudszus, Gabriele (1985): **Die Zeichensprache der Kleidung (Untersuchungen zur Symbolik des Gewandes in der deutschen Epik des Mittelalters)**, Hildesheim: Olms.
- Schützeichel, Rudolf (1962): **Das alemannische Memento mori: das Gedicht und der geistig-historische Hintergrund**, Tübingen: Niemeyer.
- Spoerri, Bettina (1999): **Der Tod als Text und Signum (Der literarische Todesdiskurs in geistlich-didaktischen Texten des Mittelalters)**, Frankfurt/Main: Peter Lang.
- Tertullianus: **De cultu feminarum**, PL 1.

- Vaucher, André/ Engels, Odilo (1994): **Geschichte des Christentums (Religion, Politik, Kultur)**, Freiburg i. Br.: Herder.
- Williams, Gerhild S. (1976): **The Vision of Death (A Study of the ,memento mori‘ Expressions in Some Latin, German and French Didactic Texts of the 11th and 12th Centuries)**, Göppingen: Kümmerle.
- Williams, Gerhild S. (1978): „Against Court and School (Heinrich von Melk and Hélinant de Froidmont as Critics of the Twelfth-Century Society)“ In: **Neophilologus**, 62 (1978), 513-526.
- xxx **Missale Romanum**, unveränderter Nachdruck, Bonn, 2014.

Axel Barner
Berlin

Stationen eines stadtbürgerlichen Lebenslaufs – das III. Buch der Augsburger Chronik des Burkhard Zink

Abstract: Written around the middle of the 15th century, the 3rd book of Burkhard Zink's chronicle on the town of Augsburg was the first autobiography in the German language. The present paper focuses on the subjects and contents of Zink's book and looks into the question why the author wrote down his memories. Zink reports in his biography about family affairs such as marriages, births and deaths of his wives and children, about his job and business, his travels to foreign countries. Thus, it gives us insight into the mentality of a new rising social class – the capitalist entrepreneur at the age of Renaissance.

Keywords: Burkhard Zink, chronicle, autobiography, mentality, age of Renaissance.

I.

Die um die Mitte des 15. Jahrhunderts in vier Teilen und im Abstand mehrerer Jahre verfasste Chronik der Stadt Augsburg des Burkhard Zink ist in einer Zeit entstanden, in der die Auseinandersetzungen zwischen den städtischen Schichten und dem bisher herrschenden Adel weitgehend abgeschlossen waren: Die Handel und Gewerbe betreibenden Gruppen hatten bemerkt, dass ihre beruflichen Tätigkeiten nicht nur die Anerkennung einer gewissen persönlichen Freiheit und bestimmter ökonomischer Privilegien voraussetzten, sondern auch juristische Freiheiten und politische Macht. Mit dem wirtschaftlichen und politischen Erstarken der Städte ging die Ausdehnung der Schriftkultur einher. Sie griff auf neue Gesellschaftsschichten über und führte zur Entwicklung neuer Formen von Schriftlichkeit. Gefördert wurden diese Tendenzen durch eine technische Errungenschaft – die Herstellung von Papier –, die sich ab dem 14. Jahrhundert auch in Deutschland verbreitete. Mit diesem neuen Material stand ein Schreibstoff zur Verfügung, der um vieles preiswerter war als Pergament oder Papyrus. So überrascht es nicht, dass es im Spätmittelalter nicht nur zu neuen Formen, sondern auch zu einer deutlichen Zunahme der Schriftlichkeit kam. Eine wichtige Folge dieser Entwicklung ist die Tatsache, dass das, was früher mündlich geregelt worden war, nun schriftlich fixiert wurde. Dies trug dazu bei, dass neue Verwaltungs- und Herrschaftsformen entstanden, die sich z. B. in der Einrichtung von

städtischen Archiven spiegeln, in welchen Schriftstücke nach ihren Vorgängen geordnet, gesammelt und aufbewahrt wurden.

Wichtigster Träger dieser Schriftlichkeit war seit dem 15. Jahrhundert das städtische Bürgertum. Dies spiegelt sich auch in der Chronistik wider. Wurden bisher Chroniken, vor allem in der Art universaler Weltchroniken, von Klerikern in Latein verfasst, schrieben die Chronisten des 15. Jahrhunderts, die in ihrer breiten Mehrheit der städtischen Lebenswelt angehörten und weltlicher Herkunft waren, in deutscher Sprache. Es wurden nun auch Ereignisse festgehalten, die zuvor nicht notiert wurden, wie Familiengeschichten von Bürgern, Reiseschilderungen (vor allem Pilgerreisen nach Jerusalem und ins „Heilige Land“), Prosaromane und Beschreibungen persönlicher Erlebnisse. Das Erstarken des städtischen Bürgertums führte also dazu, dass neben die traditionelle „offizielle“ Chronistik eine neue Form trat, nämlich die privater Aufzeichnungen zu Familien oder Einzelpersonen.

Während die offizielle Stadtchronik Ereignisse verzeichnet, die für die Gesamtheit der in der Stadt Lebenden von Interesse waren, teilt der private Chronist meist nur das Selbsterlebte mit. (Die Übergänge sind jedoch fließend, da die privaten Chronisten häufig mit den offiziellen Schreibern identisch sind; dies ist auch bei Burkhard Zink der Fall, in dessen private Aufzeichnungen oft Bemerkungen über seine Heimatstadt einfließen, während eigenes Erleben auch in der Chronik über die Stadt Augsburg – den Büchern I – II und IV seiner Aufzeichnungen – von ihm berichtet wird.)

Augsburg hatte bereits um die Mitte des 13. Jahrhunderts seine Unabhängigkeit von den bischöflichen Stadtherren sowie von den sie immer wieder bedrohenden bayerischen Herzögen weitgehend durchgesetzt. Ein gesteigertes Selbstbewusstsein des Bürgers war die Folge der gesteigerten politischen Bedeutung der Reichstadt und der erlangten Mündigkeit des Einzelnen. Dennoch bleibt über weite Strecken der Zink'schen Chronik die politische Unsicherheit insbesondere gegenüber den bayerischen Landesherren spürbar, z. B. wenn Zink zum Jahr 1458 vermeldet:

Noch was uns hertzog Ludwig feind und wolt uns nichts auß seinem land zu laßen gan ... es wandert auch niemand von hinnen gen Bairn, denn es was niemand sicher; wen man ankam, der was verloren.¹

¹ Wir zitieren hier und im Folgenden nach: Historische Kommission bei der königlichen Academie der Wissenschaften (Hrsg.), **Die Chroniken der Deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert**, Fünfter Bd.: **Die Chroniken der schwäbischen Städte Augsburg**, Bd. 2, Leipzig, 1866, hier 226.

Diese Situation der politischen Unsicherheit kommentiert Zink mit den Worten „gott behüet uns arm reichstett“.² Augsburg hatte sich trotz aller Widrigkeiten seine Unabhängigkeit als freie Reichsstadt, die nur den Kaiser als obersten Herrn anerkannte, erstreiten können.

II.

Zinks Aufzeichnungen sind in drei Papierhandschriften des 16. Jahrhunderts überliefert, deren wichtigste, die Handschrift A, den Titel trägt:

Ein geschriben buch von allerlay alten sachen insonderheit vom krieg zwischen baiern und der statt Augsburg, auch dem Kayser. Die cronica hat der Burckhard Zing zusammen bracht und beschrieben. (S. XLVI)

Die Chronik besteht aus vier Teilen; das erste Buch enthält den Text einer älteren anonymen Chronik der Stadt Augsburg, die die Jahre 1368 – 1406 umfasst; diese Chronik wurde von Zink stark bearbeitet und ergänzt. Das zweite Buch bietet eine Chronik Augsburger Vorkommnisse der Jahre 1401 – 1466 und gründet wohl auf keiner anderen Vorlage als den im Laufe der Jahre aufgezeichneten Notizen des Autors selbst. Das dritte Buch enthält Zinks Lebensbeschreibung, auf die weiter unten ausführlich eingegangen wird. Das vierte Buch ist das umfangreichste von allen – es ist allein umfangreicher als alle drei anderen zusammen – und umfasst die städtische Geschichte der Jahre 1416 – 1468. Es ist, wie übrigens die anderen auch, im Großen und Ganzen in chronologischer Abfolge verfasst.

Da Zink seit seiner Ankunft 1419 in Augsburg immer wieder mit städtischen Geschäften und Ämtern betraut war, besaß er einen umfassenden Überblick und tiefe Einblicke in die Geschehnisse der Stadt seiner Zeit. Insofern war er ein gut informierter Zeitzeuge, der über die politischen Vorgänge in und um Augsburg aus eigener Anschauung berichten konnte.

Aus Zinks Chroniken, den Büchern I – II und IV, wird Zinks subjektive Sicht auf das Geschehen deutlich. Anders als andere Chronisten seiner Zeit stellt er die Ereignisse nicht einfach nur dar, sondern kommentiert und bewertet sie immer wieder. Indem er dadurch seine emotionale Anteilnahme zum Ausdruck bringt, werden seine Wünsche und

² Ebd., 226.

Hoffnungen, aber auch seine Sorgen und Befürchtungen deutlich. Zink steht dem Geschehen in seiner Stadt voller Interesse und Anteilnahme gegenüber.

Zinks Stil und Sprache – das Frühneuhochdeutsche – ist sachlich, nüchtern und realistisch und scheint mir nur wenig von der ihn umgebenden Mundart, dem Alemannischen, geprägt. Lediglich die Diminutivformen, die Zink vor allem bei Namen, z. B. Ändelin (S. 140), Barbelin (S. 141), verwendet, scheinen auf seine schwäbische Herkunft hinzuweisen. Die Syntax ist klar und einfach; die Sätze sind in der Regel einfache Aussagesätze; hypotaktische Konstruktionen finden sich weniger häufig.

Der Kaufmann Zink – ein für seine Zeit sehr rational denkender und handelnder Mensch – bedient sich keiner bildhaften Sprache, keiner Metaphorik, um das Erlebte zur Darstellung zu bringen. Lediglich an einer Stelle verwendet er als Stilmittel die direkte Rede (S. 129). Auch Sprichwörter oder fest stehende Redewendungen benutzt er nur äußerst selten; eines möchte ich an dieser Stelle kurz zitieren: Nachdem seine Mutter verstorben war und sein Vater eine neue Frau geheiratet hatte, verlässt Zink seine Geburtsstadt Memmingen und kehrt zu seinem Onkel, bei dem er zuvor sieben Jahre gelebt hatte, zurück; der Onkel war inzwischen allerdings ebenfalls verstorben und Zink fand keine gute Aufnahme bei dessen Familie, was er mit folgenden Worten kommentiert: „da kam ich gleich aus der schaur an die helm“ (S. 124), was man wohl dem heutigen „vom Regen in die Traufe kommen“ gleichsetzen darf.

III.

Burkhard Zink wurde 1396 in Memmingen geboren und verstarb vermutlich 1475 in Augsburg. (Sein Geburtsjahr 1396 nennt Zink selbst in seinem IV. Buch: „als ich gehört han von meinem vater, so bin ich geporen worden in dem jar, als man zalt von Christi unseres lieben herrn gepurt 1396 jar“ (S. 313). Zinks Todesjahr ergibt sich aus den erhaltenen Steuerregistern der Stadt Augsburg; ein letztes Mal taucht sein Name dort 1474 auf; das Steuerregister vom 18. Oktober 1475 vermerkt seinen Namen unter dem alten Wohnsitz nicht mehr, stattdessen unter einem anderen „Zinkgin wittwe“. Siehe dazu die Beilage I der o. g. Ausgabe, S. 336 – 337). Zink erreichte also ein für spätmittelalterliche Verhältnisse biblisches Alter, wurde er doch beinahe 80 Jahre alt. Es überrascht daher nicht, dass er alle vier Ehefrauen, mit denen er nacheinander verheiratet war, überlebt hat. Auch von seinen 20 Kindern waren bis zum Jahre 1466, als Zink in seinem

siebzigsten Lebensjahr den zweiten Teil seiner Autobiografie abfasste, 18 oder 19 bereits verstorben.

Zinks Vater war Kaufmann zu Memmingen und trieb Handel mit der Steiermark. Als Zink vier Jahre alt war, verstarb seine Mutter (1401); drei Jahre später heiratete der Vater wieder, und zwar „[...] ain junge stoltze frau, die was uns kinden (Zink hatte drei Geschwister) nit günstig und hett uns hert und tet uns übel“ (S. 122). Der Vater schickte den Sohn vom 7. bis zum 11. Lebensjahr in Memmingen zur Schule, wo er Lesen und Schreiben lernte. 1407, im Alter von elf Jahren, verließ Zink seine Heimatstadt und ging zu einem Onkel, dem Bruder seines Vaters, nach Reiffnitz: „und gieng also [...] in krainland gen windischen landen in ainen markt, haist Reisnitz, das ist ain markt, leit in krainland hinder Lobach 6 meilen gegen Kroat“ (S. 123). Der Onkel war Pfarrer in dem Dorf Riegg in der Nähe von Reiffnitz (in Zinks Text „Reisnitz“, slowenisch: Ribnica), wo Zink weiter die Schule besuchte.

Reiffnitz/Ribnica ist eine Kleinstadt im heutigen Slowenien; sie liegt südöstlich von Laibach/Ljubljana (in Zinks Text „Lobach“) nahe der Grenze zu Kroatien und gehörte zu Beginn des 15. Jahrhunderts zum Herzogtum Krain. Die Krain ist eine der fünf historischen Landschaften Sloweniens und war im Früh- und Hochmittelalter eine ganz überwiegend von Slawen bewohnte Grenzmark des Herzogtums Kärnten. Ab 1269 unterstand sie den Habsburgern und gehörte, nachdem sie 1364 zum Herzogtum erhoben wurde, bis 1918 zum österreichisch-ungarischen Kaiserreich. Während die Bevölkerungsmehrheit, vor allem die Bauern auf dem Lande, Slowenisch sprachen, bediente sich die Oberschicht, also der Adel, und die gebildeteren Schichten der Städte, nämlich die Geistlichkeit und die Kaufleute, der deutschen Sprache. (Bei einer Volkszählung im Jahr 1900 gaben 10% der Bevölkerung des Herzogtums Krain an, deutschsprachig zu sein; eine ähnliche Verteilung kann für das Spätmittelalter vermutet werden.) Leider findet sich von den uns interessierenden Verhältnissen in jener südöstlichen Ecke Europas in Zinks Text nur ein ganz matter Abglanz, so zum Beispiel, wenn er schreibt, dass der Ort „gen windischen (also „wendischen“, d. i. slawisch-sprachigen) landen“ nahe der Grenze zu Kroatien lag (S. 123). Gern wüsste man zum Beispiel, welche Sprache die Bewohner des Dorfes, in welchem Zink bei seinem Onkel lebte, sprachen – war es das Deutsche oder das Slowenische? Die Tatsache, dass der Onkel aus Memmingen in Oberschwaben stammte, lässt vermuten, dass die Bauern, denen er als Pfarrer von Riegg predigte, deutschsprachig waren. Was bedeutet es, wenn Zink schreibt, das „Krainland“ liege „gen windischen landen“ (S. 123)?

Heißt das, dass die Gegend in der Nähe der damaligen Sprachgrenze lag?
Wir wissen es nicht!

Zink setzte, gefördert von seinem Onkel, in Reiffnitz seine Schulbildung um weitere sieben Jahre fort, nämlich bis zu seinem 18. Lebensjahr. Er erreichte also ein beachtliches Bildungsniveau, das in seiner Zeit deutlich über dem Durchschnitt lag und ihn eigentlich für die Laufbahn eines Geistlichen prädestinierte. So beabsichtigte denn auch der Onkel, Zink nach Wien „auf die hohen schuel“ zu schicken (S. 123), damit Zink Priester werde. Zink war allerdings mit dem Wunsch des Onkels nicht einverstanden und kehrte stattdessen 1414 zu seiner Familie nach Memmingen zurück, wo er hoffte, bleiben zu können, um in den Handelsbetrieb seines Vaters eintreten zu können. In Memmingen hatten sich aber nun in der Zwischenzeit die Familienverhältnisse völlig verändert; die beiden Brüder Zinks waren verstorben und die Schwester hatte geheiratet. Der Vater hatte sich von seiner zweiten Frau getrennt und hatte den Anteil, der Zink aus dem Erbe seiner Mutter zustand, der Schwester als Brautgabe mitgegeben, sodass Zink nun mittellos dastand. In dieser Lage entschied sich Zink – er war zu diesem Zeitpunkt 18 Jahre alt – zu seinem Onkel nach Reiffnitz zurückzukehren. Doch als er dort, wohin er zu Fuß gegangen war, ankam, musste er feststellen, dass der Onkel inzwischen ebenfalls verstorben war, sodass er sich veranlasst sah, wieder zurück nach Memmingen zu laufen, was er mit den Worten kommentiert: „Als ich nun müed bain umbsunst gemacht hett, da hueb ich mich wider auf die füeß und kam wider gen Memingen“ (S. 124).

In seiner Heimatstadt begann Zink zweimal eine Handwerkerlehre, zuerst als Weber und ein anderes Mal als Kürschner; beide brach er nach kurzer Zeit wieder ab. Es tat ihm, wie er schreibt, „im ruggen wee“ (S. 124) und dem Kürschnermeister, der ihn eingestellt hatte, konnte er es niemals recht machen.

Die folgenden Jahre verbrachte er als bettelnder „Wanderschüler“ in mehreren oberdeutschen Städten, zuerst in Waldsee und Ehingen, dann ein erstes Mal in Augsburg, später in Nürnberg, Bamberg und Würzburg. Wie lange die jeweiligen Aufenthalte in den genannten Städten dauerten, bleibt unklar, weil Zinks Zeitangaben dazu widersprüchlich sind.

1419 – Zink ist nun 23 Jahre alt – kehrte er nach Augsburg zurück, wo er für den Kaufmann Jos Kramer tätig war: „Dem treib ich alles sein gewerb gen Venedig, gen Frankfurt und gen Nürnberg“ (S. 128). In Jos Kramers Haushalt lernte er dessen Magd Elisabeth kennen. Sie wurde Zinks erste Ehefrau; beide heirateten 1420. Sein Dienstherr scheint ihm diese

Entscheidung allerdings übel genommen zu haben, denn Zink hatte ihn nicht um die Erlaubnis für die Hochzeit gefragt. Daraufhin entließ Jos Kramer ihn. Nun war Zinks Frau genauso mittellos wie er, und beide wussten nicht, wie sie ihren Lebensunterhalt bestreiten sollten. Elisabeth aber tröstete ihn: „[...] mein Burkhardt, gehap dich wol und verzag nit; laß uns einander helfen, wir wöllen wol außkommen; ich will an dem rad spinnen und will all wuchen wol 4 pfund woll aufspinnen, das ist 32 pfennige“ (S. 129). Dies ist übrigens die einzige Stelle in Zinks Selbstbeschreibung, wo die wörtliche Rede von ihm als Stilmittel eingesetzt wird. Zink zog in dieser Notsituation, da sowohl er als auch seine junge Ehefrau ihre Anstellungen verloren hatten, Vorteil aus seinem hohen Bildungsgrad, denn es gelang ihm, einen Pfarrer zu finden, der ihn – der Buchdruck war noch nicht erfunden! – Bücher abschreiben ließ: „und mein weib und ich saßen zusammen und ich schrieb und sie span und gewunnen oft und dick 3 pfund dn. in einer wuchen [...] und gieng uns gar wol und gewunnen was wir bedorften [...]“ (S. 129).

Ein Jahr später, 1421, wurde Zink von Jos Kramer wieder eingestellt und betrieb wie zuvor dessen Geschäftsreisen nach Venedig und in die oberdeutschen Städte. In dasselbe Jahr fiel auch die Geburt von Zinks erstem Kind, dem Sohn Andlin.

Langsam festigte sich in den folgenden Jahren Zinks unsichere wirtschaftliche Lage. Zehn Jahre später, 1431, so berichtet er, begann er Geschäfte auf eigene Rechnung zu betreiben. In dieses Jahr fällt auch seine erste feste Anstellung bei der Stadt Augsburg – Zink wurde Waagmeister an der Amtswaage, wofür er ein Gehalt bezog. Mit vierundvierzig Jahren, im Jahre 1440, erhielt er das Bürgerrecht der Stadt Augsburg und ein Jahr später, 1441, wurde er Mitgesellschafter in einer Handelsgesellschaft und berichtet stolz, dass die Gesellschaft in den ersten drei Jahren ihrer Tätigkeit einen Reingewinn von 23% erwirtschaftet hatte (S. 134). Zink war innerhalb von zwei Jahrzehnten ein beachtlicher sozialer Aufstieg gelungen, war er doch zwischen 1421 und 1441 von einem besitzlosen Neuankömmling in der Stadt Augsburg zu einem reichen Neubürger aufgestiegen.

In diesem ersten Teil von Zinks Selbstbeschreibung wird neben seinem Werdegang auch von den Diensten und Reisen berichtet, die er im Auftrag der Stadt ausführte. Mit gewissem Bürgerstolz listet Zink am Ende dieses ersten Abschnitts die Häuser auf, die er errichten ließ oder kaufte und in denen er in Augsburg lebte. Der erste Teil endet mit der Meldung über den Verkauf eines Hauses im Jahre 1456 (S. 135).

Der zweite Teil seiner Aufzeichnungen im III. Buch ist eher eine unzusammenhängende Auflistung von Familienereignissen in chronologischer Abfolge, deren Aufzeichnung im ersten Teil nach der Nachricht über seine erste Eheschließung und die Geburt des ersten Sohnes (1420 bzw. 1421) unterblieben war. Dieser zweite Teil endet mit dem Jahr 1466, da er vermeldet, dass in diesem Jahr von seinen 20 Kindern noch der Sohn Johannes am Leben sei, sodass wir davon ausgehen können, dass das Jahr 1466 wohl auch das Jahr der Abfassung des Textes ist. Zink schrieb also seine Lebensgeschichte nieder, als er siebzig Jahre alt war.

IV.

Welche Themen, welche Inhalte vermittelt nun Zinks Selbstbiografie? Den größten Raum nimmt die Darstellung des Familienlebens ein. Von den 70 in diesem Buch aufgeführten Ereignissen beziehen sich 45 auf Zinks Familie; Hauptthemen sind Geburten (15), Todesfälle (15), Hochzeiten (6) und Erbschaftsangelegenheiten (1). Auch Wohnungswechsel (6) und Krankheiten (2) werden erwähnt. Bei den aus seiner Sicht wichtigen Ereignissen, wie Geburten und Todesfällen, wird das genaue Datum angegeben, was darauf schließen lässt, dass Zinks Familiengeschichte nicht in einem Guss entstanden ist, sondern aus Notizen, die sich der Autor über die Jahre hinweg jeweils gemacht haben muss: „Darnach an sant Paulus tag, als er bekehret ward, im 29. jar gelag mein hausfraw ains suns, wart Cunrad genant“ (S. 136)³.

Recht ausführlich, anschaulich, an einer Stelle aber auch kritisch gibt der Autor Auskunft über seine Ehefrauen, was es uns gestattet, das Idealbild einer stadtbürgerlichen Frau des Spätmittelalters nachzuzeichnen: Eine Frau sollte fromm, hübsch, dem Manne untertänig und fleißig sein. So heißt es von Zinks erster Gattin Elisabeth: Sie „[...] was ain frume arme fraw [...] und namen ainander also in gueter freuntschaft“ (S. 128). Weiter unten, im zweiten Teil seiner Aufzeichnungen, schreibt er über sie: „doch prachten wir er und frumkait zusammen und glück und hail“ (S. 135). Als Elisabeth 1440 starb, kommentiert Zink dieses Ereignis so: „also han ich mein liebe hausfraw gehapt 20 jar in rechter freuntschaft, und haben tugentlich und freuntlich mit ainander gelept und er und guet gewonnen; der allmechtig gott müeß ir selen pflegen immer und ewiglich amen“ (S. 127 – 128). Aber

³ Die Datumsangabe entspricht dem 25. Januar 1429.

auch kritische Bemerkungen finden sich, zwar nicht zu Zinks erster Gattin Elisabeth, aber über eine junge Frau, die Zink nach dem Tode seiner zweiten Gattin in sein Haus aufnahm:

[...] und hett mich ains torenden freulins understanden, das was mir sicher lieb, daran ich doch nit vil gewan, sie tet mir schier mer schaden dann guets... und das freulin was mir gar gefährlich und stal mir das mein, wa sie mocht. Und da es vernam, daß es urlaub solt han, da hett es sich geren vil poshait geflißen.... dann es erdacht sich aines sinns und maint, es wolt mir gelt abschrecken und lued mich auf das korgericht und klagt mich an umb die ee. (S. 139 – 140)

Der Autor verlässt an dieser Textstelle den sachlich berichtenden Tonfall und reagiert brüskiert auf die Anklagen, denen er ausgesetzt wird, sodass der Leser sich gut das dramatische Geschehen um Zinks Trennung von seinem „freulin“ vorstellen kann: Zink ist Mitte vierzig, als er sich mit einer jungen Frau – ihr Name wird nicht genannt – zusammenschließt. Sie leben unverheiratet im selben Haushalt und haben zwei gemeinsame Kinder. Zink bemerkt irgendwann, dass die junge Frau ihn bestiehlt und wohl auch auf andere Weise übel tut, woraufhin er beschließt, sich von ihr zu trennen. Er weist die junge Frau aus seinem Haus; sie verklagt ihn vor Gericht „umb die ee“, wie Zink es nennt, um ihm Geld „abzuschrecken“ beziehungsweise um ihn zu zwingen, sie zu heiraten, worüber Zink sich mit folgenden Worten „daran sie mir doch wartlich unrecht tett [...]“ (S. 140) empört. Die Klage der Frau wird abgewiesen, und Zink bekommt Recht: „also wart ich von ir ledig one gelt, des han ich ain brief von dem korgericht, kost mich 1 fl. 20 dn., damit bin ich ledig von ihr“ (S. 140).

Wenn auch Familienangelegenheiten den umfangreichsten Teil in Zinks Selbstbeschreibung ausmachen, so berichtet er doch auch ausführlich über andere Dinge, die ihn in seiner Lebenszeit beschäftigen. Breiteren Raum nimmt die Darstellung seines Bildungsgangs ein, wir haben ihn bereits oben dargelegt. Dies verwundert nicht, ist doch das hohe Bildungsniveau, das er sich in jungen Jahren erwarb, die Grundvoraussetzung für den ungewöhnlichen sozialen Aufstieg vom armen, mittellosen Neuankömmling zum reichen Kaufmann und geachteten Bürger seiner Stadt gewesen. Die Tatsache, dass Zink Lesen und Schreiben gelernt hatte und wohl auch in Rechnungsdingen recht bewandert war, ermöglichte es ihm, in ein großes Handelsunternehmen einzutreten, selbst ein eigenes Handelsgeschäft aufzubauen und verschiedene Ämter für die Stadt Augsburg zu übernehmen.

Auch an Zinks Heiraten lässt sich sein beachtlicher sozialer Aufstieg ablesen. Zinks erste Frau Elisabeth war noch die Magd seines ersten Dienstherrn Jos Kramer. Er beschreibt sie als eine arme Frau, die ihm nur eine sehr kleine Mitgift in die Ehe brachte: „[...] was ain frume arme fraw und gab mir nicht mer dann ain klain pettlin und ain küelin und sunst klain arm dinglach, als pfannen etc.“ (S. 128). Zinks zweite Frau, die er 1441 sieben Monate nach dem Tode der ersten heiratet, war schon die Witwe eines Adligen.

Natürlich sind auch die Reisen, die er im Auftrage des Kaufmanns Jos Kramer, bei dem er seit 1421 angestellt war, in eigenen Geschäften oder im Auftrage der Stadt durchführte, Gegenstand seines III. Buches. Zink war für seine Zeit ein weit gereister Mann, der bereits, wie oben beschrieben, in seiner Jugend zweimal zu Fuß bis ins Herzogtum Krain im heutigen Slowenien gegangen war. Regelmäßig, nämlich ein- bis zweimal im Jahr, besuchte er Venedig auf Geschäftsreisen. Auch die wichtigen Handelsstädte Frankfurt und Nürnberg kannte Zink aus eigener Anschauung. Im Jahre 1423 begleitete er eine Gesandtschaft im Auftrage der Stadt Augsburg zum ungarischen König Sigismund nach Bratislava. Einmal kam er sogar bis nach Rom (1427). Leider bleibt die Darstellung der Reisen sehr notizenhaft und dünn, sodass wir über die von ihm besuchten Städte und Länder so gut wie nichts erfahren.

Natürlich ist es für ihn als Kaufmann von Interesse, die von ihm gehandelten Waren anzugeben; so erfahren wir, dass er sich 1424 beispielsweise für Jos Kramer in Venedig aufhält, um zyprische Baumwolle („Ziboldt“) einzukaufen. Auch Preislisten und Preisvergleiche, die sich in Zinks Text an mehreren Stellen (z. B. S. 127, 130 und 132) finden, verraten die Profession des Kaufmanns.

Zink nennt neben seinen Anstellungen bei verschiedenen Kaufleuten und seinen eigenen Geschäftsaktivitäten auch die Ämter und Dienste, die er für die Stadt Augsburg innehatte. Ab 1431 war er, wie bereits oben erwähnt, Waagmeister bei der Stadtwaage. Aus den Akten der Stadt Augsburg – sie finden sich abgedruckt und kommentiert in der von uns verwendeten Ausgabe auf den Seiten 333 – 440 – geht hervor, dass Zink von 1453 bis 1466 weitere Ämter für die Stadt innehatte: Zwischen 1453 und 1455 zieht er das Korngeld ein, ab 1456 wird ihm das Amt auf dem Salzstadl zum Eintreiben der Salzsteuer übertragen. Zink war also eine Art Steuerbeamter für die städtischen Abgaben, wofür er von der Stadt ein Gehalt bezog.

An vielen Stellen seiner Selbstbeschreibung wird Zinks Frömmigkeit deutlich – schon im ersten Satz des III. Buchs beruft Zink sich auf Gott: „In dem namen gots fach ich an zu schreiben diß nachvolgend besunder

buech...“ (S. 122). Viele Ereignisse, vor allem Todesfälle, werden von ihm mit einem kurzen Gebet oder frommen Wünschen versehen; so schreibt er zum Beispiel zum Tod der Mutter: „gott herr erbarm dich über sie. amen“ (S. 122).

Die Handlungen der Personen, denen er im Laufe seines Lebens begegnet, werden immer wieder an ihrer Frömmigkeit gemessen. So heißt es zum Beispiel über den Kaufmann Jos Kramer, bei dem Zink in Augsburg seine erste Anstellung fand: „er was wartlich ain frummer man und tet mir wol; gott von himmel dank im und mueß seiner seel pflegen“ (S. 128). Am Ende seiner „Familienchronik“, dem zweiten Teil des III. Buchs, gedenkt er seiner inzwischen verstorbenen Ehefrauen mit folgenden Worten: „gott von himel sei gedankt sein göttlichen gnaden, daß er mir drei so frum hausfrawen beschert hat“ (S. 140).

Nicht nur Personen werden mit solchen Äußerungen bedacht – auch glückliche Ereignisse kommentiert Zink in ähnlicher Weise. 1438 waren er und seine erste Ehegattin Elisabeth an der Pest erkrankt, an der, wie Zink schreibt, allein in Augsburg in diesem Jahr 6000 Menschen starben. Zink und seine Frau haben Glück und genesen nach schwerem Leiden, was der Autor folgendermaßen kommentiert: „doch gott gab zu, daß wir baide wider gesund wurden. gott sei gelopt“ (S. 137). Auch im geschäftlichen Erfolg erkennt Zink das Wirken Gottes, wenn er zum Beispiel zum Jahr 1439 notiert: „ich hett auf das mal mer dann 1000 fl. gott von himl sei gedankt“ (S. 137). An diesen Textpassagen wird deutlich, dass Zink im Hinblick auf sein religiöses Bewusstsein ein noch ganz und gar mittelalterlich empfindender Mensch war.

Auch wenn politische Betrachtungen nur einen sehr geringen Teil des III. Buches ausmachen, lässt sich daran doch Zinks politisches Bewusstsein ablesen. Als Kaufmann, aber auch als städtischer Gesandter und Amtmann ist sein politisches Bewusstsein durch seine Position als Vertreter reichsstädtischer Interessen geprägt. Zink ist ein Gegner der bayerischen Herzöge; er sieht daher im Deutschen Kaiser den wichtigsten Verbündeten der freien Reichsstädte gegen die Ansprüche der sich entwickelnden Territorialherrschaft der Landesherren. Da er naturgemäß als Kaufmann ein großes Interesse am Frieden hat, finden die Vermeidung von Kriegen, die Beilegung bewaffneter Konflikte und die Wiederherstellung geordneter politischer Zustände immer wieder seine Zustimmung, waren doch friedliche und sichere Verhältnisse die wichtigsten Voraussetzungen für ungestörten Handel und damit für den privaten Wohlstand. Da es in den Jahrzehnten, die Zink in Augsburg verbrachte, immer wieder zu Auseinandersetzungen zwischen den bayrischen Herzögen und der freien

Reichsstadt kam, finden sich in Zinks Chroniken an vielen Stellen Klagen über die ungünstigen Zeiten. Zink beschwert sich über die Uneinigkeit der Städte, die es den Landesherren einfach macht, deren Freiheiten zu schmälern. Aber auch der Kaiser wird von ihm dafür kritisiert, dass er gegen den aufstrebenden Adel nichts unternimmt und die Städte nicht wirksam unterstützt: „der römisch kaiser, unser rechter herr, acht ir (der Städte, A. d. V.) nit und lat sie den adel umbziehen, wie sie wollen“ (S. 228).

V.

Burkhard Zink war über 70 Jahre alt, als er sein III. Buch beendete. Welche Gründe mögen ihn bewogen haben, seine Lebenserinnerungen niederzuschreiben? Stellen sie eine Selbstversicherung über das von ihm Erreichte dar? Sind sie Ausdruck des Stolzes auf seinen sozialen Aufstieg, auf seine Lebensleistung und seine berufliche Karriere? Sind sie eine Art Familienchronik für die Nachkommen? Oder Rechenschaftsbericht am Ende eines – aus seiner Sicht – erfüllten und Gott gefälligen Lebens? Der Text selbst gibt auf diese Fragen keine direkte Antwort.

Die Motivationen, die Zink dazu bewegten, doch sehr verschiedene Ereignisse in seiner Lebensbeschreibung aufzunehmen, scheinen vielfältig gewesen zu sein. Zinks Buch ist einerseits Familienchronik, indem es Hochzeiten, Geburten und Todesfälle vermerkt. Weiterhin will er Rechenschaft über sein Leben ablegen; dies kommt bereits in dem einleitenden ersten Satz zum Ausdruck: „In dem namen gots fach ich an diß besunder buech, wie ich Burkhart Zingg von meinen kintlichen tagen gelept und wes ich mich genietet han und wie es mir gangen ist“ (S. 122). Die Auflistung seines Grundbesitzes, seiner Häuser, kurze Zusammenfassungen einiger Vertragstexte – z. B. der Mietverträge für seine Häuser und Auszüge aus dem Gesellschaftervertrag mit Hansen Mentig von 1441 – scheinen darüber hinaus als rechtliche Absicherung des Zink'schen Eigentums zu dienen.

Zinks III. Buch ist die Geschichte eines erstaunlichen beruflichen und sozialen Aufstiegs. Sie ist Selbstvergewisserung und Selbstbestimmung der eigenen Identität vor dem Hintergrund dieses Aufstiegs: Indem Zink sich der Laufbahn eines Geistlichen verweigerte, die die Familie für ihn vorgesehen hatte, wurde er gezwungen, sich auf die eigenen Beine zu stellen. Dass ihm dies gelungen ist, erfüllt ihn mit Stolz. Dies bringt er an verschiedenen Stellen zum Ausdruck, z. B. wenn er davon spricht, dass er

eine Familiengrablege bei einer Kirche besitzt, wo all seine verstorbenen Ehefrauen und Kinder „under meinem stain zu sant Mauritien begraben“ liegen (S. 136). Stolz vermeldet Zink, dass er selbst seinen unehelichen Sohn Jörglin zur Schule geschickt hat: „und auf das 62. Jar han ich in gen Kaufpeuren gelaßen zu ainem schulmaister und gib 7 fl. von im ain jar in die kost“ (S. 140). Bei den Geburten der Kinder seiner zweiten Ehefrau Dorothea, die, wie gesagt, die Witwe eines Adligen war, werden die Taufpaten angegeben – auch dies sicher ein Indiz für Zinks erstaunlichen sozialen Aufstieg: „Item mein hausfraw gelag ainer Tochter, ward genant Ändlin, ... und Hans Aurhan und die Langenmentel zu sant Martin hand sie auß der tauf gehept“ (S. 140 – 141). Hieraus spricht Zinks Stolz auf seine Lebensleistung, auf das von ihm Erreichte.

Sein gesteigertes Selbstbewusstsein kommt zum Ausdruck, wenn er sagt, er habe „[...] er und guets gewonnen [...]“ (S. 138); an einer ähnlichen Stelle vermerkt er über die Ehe mit seiner ersten Frau: „[...] doch prachten wir er und frumkait zusammen und glück und hail“ (S. 135).

Zink spart nicht mit Kommentaren und Wertungen über Zustände und Personen. Diese sind oft überraschend negativ. So schreibt er zum Beispiel über die Schwägerin seiner zweiten Ehefrau Dorothea: „die was aine von Westernach, ain scharpfe zornige fraw, die hett die lieben frawen ungeren und grüebet sie zu aller zeit übel und verschmecht sie und ire kind [...]“ (S. 138).

Für einen spätmittelalterlichen Text ist es erstaunlich, wie deutlich Zinks Individualität und Persönlichkeit sich aus seinen Aufzeichnungen ablesen lassen. Denn auch sich selbst, auch sein Verhalten nimmt Zink von Kritik nicht aus. Zwei Beispiele mögen dies veranschaulichen: Zink hatte, wie oben berichtet, entgegen dem Willen seines Onkels, der ihn zum Pfarrer ausbilden lassen wollte, diesen verlassen und war zurück nach Memmingen gegangen. Da er bei seinem Vater aber nicht die rechte Aufnahme fand, ging er zurück in die Krain, wo sein Onkel inzwischen verstorben war. In der Krain hatten nun die Kinder den Besitz des Onkels unter sich aufgeteilt und wollten nicht, dass Zink bei ihnen blieb, so dass er mittellos dastand, was er mit folgenden Worten kommentiert: „mir geschach recht, wer ich bei im beliben, es wer mir alles worden“ (S. 124). Auch die „wilde Ehe“ mit seinem verrückten (im Text: „torenden“) „freulin“ sieht er im Nachhinein durchaus kritisch, wenn er schreibt, er habe sich von der Schönheit der jungen Frau blenden lassen, „[...] als villeicht oft ainen toreten man noch beschicht“ (S. 139). Eine solche Form von Selbstreflexion, von Selbstkritik erscheint mir für diese Zeit recht ungewöhnlich, ja geradezu „modern“.

VI.

Zinks Selbstbeschreibung ist ein eindrucksvolles Beispiel für den Beginn des Humanismus in Deutschland. Zink nimmt, indem er seinem Leben ein eigenes Buch widmet, in seinen Aufzeichnungen eine starke Trennung von öffentlichen Ereignissen und privatem Leben vor. Die daraus resultierende ausgeprägte Anteilnahme des Autors an seiner Biografie lässt Zinks Persönlichkeit deutlich, differenziert und anschaulich hervortreten. Wenn er auch in seiner Religiosität noch ganz dem Mittelalter verhaftet bleibt, so wirkt er doch in seinen Urteilen und Wertungen unabhängig und souverän.

Zinks III. Buch ist eine der ersten deutschsprachigen Autobiografien. Insofern uns in ihrem Autor ein selbständig denkender und handelnder Mensch entgegentritt, ist sie ein Beispiel für eine neue Geisteshaltung, die in eine neue Zeit weist – das zeigen insbesondere Zinks oben zitierte selbstkritische Reflexionen.

In Zinks Text zeigen sich typische Phänomene des aufkommenden Humanismus, nämlich die Individualisierung der Wahrnehmung, das Herausstellen persönlicher Empfindungen und Gefühle und die Abwendung von mittelalterlich-scholastischen Vorstellungen. Bildung, Beruf, Stand und Stellung des Autors Zink prägen seine Haltung: Ging es in der mittelalterlichen Literatur vor allem darum, die Übereinstimmung des Einzelmenschen mit dem göttlichen Heilsplan aufzuzeigen und nachzuweisen, so tritt uns mit Zink ein Autor entgegen, dem die Authentizität des Erlebten und die Darstellung seiner Individualität am Herzen liegt. Nicht die Identität des Dargestellten mit traditionellen Sinngehalten ist ihm wichtig, sondern, indem der Autor über sich selbst reflektiert, der Blick auf den Einzelmenschen und sein Schicksal, der Blick auf die Besonderheiten des Individuums. Neben der Erlangung einer weitgehenden persönlichen Freiheit – Zink besaß ab 1440 das Augsburger Bürgerrecht – war die Erlangung einer umfassenden Bildung die wichtigste Voraussetzung für die Überwindung mittelalterlich-scholastischer Vorstellungen und Prägungen. Das Religiöse spielt zwar bei Zink immer noch eine herausgehobene Rolle, aber Gott steht nicht mehr im Zentrum seines Denkens, sondern der einzelne Mensch, das Individuum.

Literatur

Historische Kommission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften (Hrsg.) (1866): **Die Chroniken der Deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert**, Bd. 5: **Die Chroniken der schwäbischen Städte Augsburg**, Bd. 2, Leipzig.

Claudia Spiridon
Klausenburg

Die Funktion des Dämonischen: Thomas Manns Kunstbegriff in *Doktor Faustus*

Abstract: Thomas Mann's portrait of the artist is closely linked to the concept of the "demonic". Considering the composer's destiny and his sacrifice for the sake of art, Mann views the myth of Faust in a Dostoevskian line, associating the ideas of genius and inspiration with those of intoxication and irrationality. Adrian Leverkühn, the novel's main character, combines the Nietzschean concept of the "dionysian" with "demonic" marks. The pact with the devil does not serve to the purpose of the individual, as it is concerned with transcending the artistic limits. The Faustian consequences are opposite in epistemology towards art: individual benefits towards universal resonances. Traditional music patterns can be overcome only through savage and irrational influences. The essence of contemporary art is centred on the demonic, on the ambiguity between ecstasy and decline.

Keywords: demonic, genius, inspiration, ecstasy, decline, dionysian, fin de siècle, pact with the devil.

1. Einführung

In der Literatur der Jahrhundertwende wurde der Künstler häufig als Außenseiter dargestellt: asozial, krank und dekadent. Die Geniebestimmung wuchs parallel mit seinem Schicksal als Einzelgänger heran, er arbeitete seine ausgezeichnete Begabung aus, während er den menschlichen Kontakt mied.

Doktor Faustus, Thomas Manns Spätwerk, rückt das tragische Schicksal des genialen Komponisten Adrian Leverkühn in den Vordergrund und integriert sich dabei in die Tradition der Künstlerthematik des Fin de siècle, wobei die Biografie des fiktiven Komponisten zugleich mit der Geschichte Deutschlands verwoben wird. Thomas Manns Darstellung des Künstlers knüpft an die Entwicklung des Dämonischen an. Die Situation des Komponisten, der sein Leben für das Werk opfert, wird im Roman **Doktor Faustus** eng mit dem Teufelbündnis in Zusammenhang gebracht. Das Thema der bösen Inspiration und Genialität ist an die Idee des Rausches und der Anti-Vernunft gekoppelt, wobei Thomas Mann Nietzsches Konzept des Dionysischen in die Figur des Leverkühn mit Aspekten des Dämonischen einbaut. Ziel dieses Beitrags ist es, Thomas Manns Verständnis des Dämonischen aus dem **Doktor Faustus** zu rekonstruieren und gleichzeitig

herauszuarbeiten, wie er dieses Konzept mit seinem Kunstbegriff verbunden hat. Indem *close reading*, philosophische Theorien und Äußerungen des Autors zusammengefasst werden, wird offenbar, dass Thomas Mann Nietzsches Kunstauffassung in die Gestaltung seines Romans umsetzt und dabei die Gegensätze zwischen Geist und Leben, Künstler und Bürger, Gesundheit und Krankheit fixiert. Das Leiden wirkt sich auf das künstlerische Schaffen aus, Verzweiflungen sind für geistige Steigerungen unabdingbar.

2. Thomas Manns Kunstbegriff: Voraussetzungen

Thomas Mann hat sich bereits in frühen Jahren mit Nietzsche auseinandergesetzt, die Denkansätze des Philosophen haben ihn sein Leben lang begleitet:

Nietzsche, der Denker und Schriftsteller, „the mould of form“ oder „der Bildung Muster“, wie Ophelia ihn nennen würde, war eine Erscheinung von ungeheurer, [...] kultureller Fülle und Komplexität; welches vieles Vergangene in sich aufgenommen hatte [...] und auf mythische Art wieder gegenwärtig machte. (1960b: 675)

Unter anderem wird **Doktor Faustus** auch als Nietzsche-Roman gelesen; biografische Übereinstimmungen zwischen Adrian Leverkühn und Nietzsche bilden die zentrale Ebene dieses Werks. Das Aufwachsen in einer altertümlichen, sächsischen Kleinstadt, die außergewöhnliche Begabung, die Beschäftigung mit Musik, das Studium der Theologie, der Wechsel der Universität nach Leipzig, das Bordellerlebnis oder die vermutliche Ansteckung mit Syphilis sind Erfahrungen, die sich mit Nietzsches Leben überschneiden. Auf dieser biografischen Ebene kommen philosophische Ansätze vor, die vor allem auf den Inspirationsbegriff rekurrieren.

In Nietzsches Philosophie wird der Kunst als Lebensfunktion eine wichtige Rolle zugesprochen: „Die Kunst und nichts als die Kunst! Sie ist die große Ermöglicherin des Lebens, die große Verführerin zum Leben, das große Stimulans des Lebens“ (1999b: 21). Will man Nietzsches Kunstbegriff definieren, muss man seine Dimensionen des Lebens im Auge behalten: das Dionysische, der Wille zur Macht und der Perspektivismus. Während der Dekadente an sich und an der Welt leidet, weil ihm nach dem „Tode Gottes“ alles sinnlos erscheint, offenbart sich dem Übermenschen

eine Welt „unter den Schauern des Rausches“ (1999b: 25) – er bejaht das Leben, das Schicksal und steht dionysisch zum Dasein.

Nietzsche unterscheidet zwei Hauptformen der Kunst: die *dionysische*, als Kunst der Lebenssteigerung und die *apollinische* als Kunst der Aufrichtigkeit. Im Folgenden möchte ich diese zwei Aspekte der Kunst darstellen, daran anschließend Thomas Manns Kunstauffassung veranschaulichen, sodass letztlich sein antithetisches Denken nachvollziehbar wird.

2.1 Friedrich Nietzsche

In der griechischen Welt der Vernichtungskämpfe bedurften die Hellenen der zwei Götter, Apollon und Dionysos, um die Öde und Mühseligkeit des Alltags überwinden zu können. In seiner **Geburt der Tragödie** bemerkt Nietzsche, dass „die Fortentwicklung der Kunst [...] an die Duplicität des Apollinischen und des Dionysischen“ (1999b: 25) gebunden sei. Die zwei unterschiedlichen Kunsttriebe schließen sich gegenseitig nicht aus, sondern bilden zusammen ein Gesamtbild der Kunst.

In seiner Differenzierung des Apollinischen und Dionysischen geht Nietzsche von der These aus, dass die Bilderwelt des Traumes den schönen Schein produziert, wobei der Rausch die Entfesselung des elementaren Lebens repräsentiert (1999b: 25). Kunst und Leben werden nicht separat wahrgenommen. Auch wenn die Kunst das Ästhetische prägt, unterwirft sie sich gleichzeitig dem schöpferischen Lebensprozess und vermittelt somit das elementare, dionysische Leben. Den ersten Gegensatz, den Nietzsche zwischen Apollo und Dionysos aufzeigt, ist der „nach Ursprung und Zielen“ (1999b: 25). Während der erste Gott „die Kunst des Bildners“ (1999b: 25) bestimmt, definiert der zweite „die unbildliche Kunst der Musik“ (1999b: 25). Das Dionysische drängt zur Universalität, indem das Apollinische zu einer Einheit fixiert und aus der Fülle des Ganzen herausgehoben wird. Das Apollinische ist dem *principio individuationis* unterworfen, wobei das Dionysische es aufsprengt (1999b: 28).

Nietzsches Bild des Dionysischen wendet sich gegen die Moral und gegen das Rechte. Die Wissenschaft hat den Menschen von seinen dionysischen Wurzeln abgeschnitten und den Mythos vernichtet. Sein Ästhetizismus leugnet den Geist zugunsten der Schönheit, negiert die Ethik als auch die Erkenntnis und verteidigt damit den freien Geist gegen den Bürger: „Gegen die Moral also kehrte ich damals [...] erfand eine

grundsätzliche Gegenlehre und Gegenwerthung des Lebens, eine rein artistische, eine antichristliche [...] ich hiess sie die *dionysische*“ (1999b: 19). Das Dionysische prägt den Instinkt und verachtet das Bewusstsein, richtet sich auf das Irrationale, leugnet die Vernunft und hebt das Rauschhafte, Abgründige, Ruchlose hervor. Die Künstlerexistenz wird mit Zerbrechlichkeit, Schwierigkeit und Vielsichtigkeit in Zusammenhang gebracht; die wichtigste Eigenschaft des dionysischen Künstlers ist dessen Hingabe, denn „das Verlangen nach Schönheit, nach Festen, Lustbarkeiten, neuen Culten [ist] aus Mangel, aus Entbehrung, aus Melancholie, aus Schmerz erwachsen“ (1999b: 15).

Das Apollinische fordert das Ethische und die Selbsterkenntnis, prägt das Maß und die Einhaltung der Grenzen. „Erkenne dich selbst“ und „nicht zu viel“ (1999b: 40) sind die Grundsätze des Apollinischen. Selbstüberhebung und Übermaß gehören zu den „feindseligen Dämonen der nicht-apollinischen Sphäre,“ (1999b: 40) zur Barbarenwelt, wobei sich das Dionysische genau „titanenhaft und barbarisch“ (1999b: 40) darstellt. Obwohl das Apollinische von dem Dionysischen „aufgehoben und vernichtet wird“ (1999b: 41), weist Nietzsche auf die Notwendigkeit beider Zustände hin (1999b: 40).

2.2 Thomas Mann

Das gegensätzliche, gleichzeitig aber auch komplementäre Verhältnis von Dionysischem und Apollinischem greift Thomas Mann in der Konstruktion seines Kunstbildes auf. Er entwirft eine Dialektik der intellektuellen und der irrationalen Kunstauffassung, ohne aber eine durch die andere zu erledigen. Er erkennt Kunst einerseits als intellektuelles Phänomen, andererseits als Enderzeugnis einer dekadenten Einstellung. Die Kunst ordnet er dem Leben und der Natur zu, aber verbindet sie zugleich mit dem Geist und der Idee. Die Kunst, die von Vernunft bestimmt wird, ist moralverpflichtet. Im Gegensatz dazu ist die unvernünftige Kunst durch die Verbindung zum Verbrecherischen und zur Barbarei bestimmt. Thomas Mann hebt einerseits das Triebhafte hervor, andererseits betont er die sittlich-humane Funktion der Kunst:

Kunst, wie alle Kultur, ist Sublimierung des Dämonischen. Ihre Zucht ist strenger als Gesittung, ihr Wissen tiefer als Aufklärung, ihre Ungebundenheit und Unverantwortlichkeit freier als Skepsis, ihre Erkenntnis nicht Wissenschaft, sondern Sinnlichkeit und Mystik (2002: 313).

Die „Sympathie mit dem Tod“ entwirft er schon im **Zauberberg** und sie ist für sein Werk grundlegend. „Zum Leben gibt es zwei Wege: Der eine ist der gewöhnliche, direkte und brave. Der andere ist schlimm, er führt über den Tod, und das ist der geniale Weg“ (1991: 819). Er prägt eine Moral, die nicht in der Tugend, nicht in der Vernunft, nicht in den guten Sitten zu finden ist, sondern in der Hingabe an die Gefahr und all das, was einen zu vernichten droht (1991: 473).

Thomas Manns Kunstbegriff entspringt weder nur dem Geist, noch nur dem Leben, nicht nur dem Intellekt oder nur dem Irrtum. Er assoziiert mit jeder Bestimmung seiner Kunst auch eine gegenteilige Auffassung; er verbindet die Kunst sowohl mit der Todessehnsucht als auch mit der Lebensfreude. Ästhetizismus als auch Sittlichkeit, Tod sowie Leben, Schönheit als auch Krankheit, Ursprünglichkeit und Primitivität, aber auch Verfeinerung und Bildung bestimmen sein Kunstbild.

3. Das Dämonische

In Thomas Manns Figur des Künstlers lässt sich der Widerspruch zwischen Dämonie und Vernunft wiederfinden. Einerseits erscheint Leverkühn als Repräsentant einer tieferen, dunkleren Welt, andererseits wird er nicht im Geringsten mit Dämonie und Pathologie in Verbindung gebracht. Die Dämonie des Künstlers bezieht sich auf das Irrationale, Barbarische und Verbrecherische, auf seine Leidenschaft, seinen Kampf und seine Not. Leverkühn soll sich mit dem Dämon identifizieren, zugleich sich aber von diesem differenzieren, indem der Teufel als archaischer, primitiver Gegenpol zu seinem Intellekt und Rationalismus erscheint. Der Komponist bedarf des Archaischen, um künstlerisch produktiv zu werden, er ist dem Bösen und dem Gefährlich-Schädlichen zugeneigt und lässt sich von dem Sündhaften verführen.

In der **Entstehung des Doktor Faustus** notiert Thomas Mann, er habe sich in seine Gestalt verliebt, vernarrt in seine „Kälte“, seine Lebensferne, seinen Mangel an „Seele“, diese Vermittlungs- und Versöhnungsinstanz zwischen Geist und Trieb, in sein „Unmenschentum“ und „verzweifelt Herz“, in seine Überzeugung, verdammt zu sein (1949: 81). Schon im ersten Kapitel wird Leverkühn als Dämon eingeführt: „Und doch ist nicht zu leugnen und ist nie geleugnet worden, daß an dieser strahlenden Sphäre das Dämonische und Widervernünftige einen beunruhigenden Anteil hat“ (1980: 11). Zeitblom notiert von Anfang an dessen Kälte: „Ich möchte seine Einsamkeit mit einem Abgrund

vergleichen, in welchem Gefühle, die man ihm entgegenbrachte, lautlos und spurlos untergingen. Um ihn war *Kälte*“ (1980: 13).

Nietzsche bringt Kälte mit leidenschaftlicher Indifferenz zusammen, wobei er dem „Interesse“ vor der Liebe den Vorzug gibt. Was Nietzsche mit „Interesse“ kennzeichnet, bezieht sich auf das Ästhetische (Pütz 1963: 78), das sich nicht zugunsten des Ganzen an das Einzelne verlieren darf. Individuelle Züge werden für die Entwicklung der Geschichte aufgelöst. Nietzsche deutet den subjektiven Künstler als schlecht (1999a: 42) und fordert „Besiegung des Subjectiven, Erlösung vom *Ich* und Stillschweigen jedes individuellen Willens und Gelüstens“ (1999a: 42).

Im Sinne Nietzsches stellt Thomas Mann keine einzigartige, besondere Heldengestalt dar, sondern eine „konstruktivistische Existenz“ (Koopmann 2007: 481). Kälte erscheint somit als Bedingung, indem die Versperrung der menschlichen Wärme die künstlerische Annäherung ermöglicht. „Die große Müdigkeit“ (Nietzsche 1999a: 12), die Lähmung, die Vorliebe für den Verfall, „der Wille zum Ende“ (1999a: 12) werden von Nietzsche als typische Merkmale der Stimmung des *Fin de siècle* aufgezeigt. Adrians Objektivismus, seine Gleichgültigkeit, sein fehlender Enthusiasmus stellen eine Analogie zu Wagners Figur dar, dem „typische[n] *décadent*, bei dem jeder freie Wille fehlt, jeder Zug Notwendigkeit hat“ (1999a: 27). In Leverkühns Gegenwart hat man stets das Gefühl, dass alle Ideen und Gesichtspunkte, die um ihn herum laut werden, in ihm versammelt sind, und dass er, ironisch zuhörend, es den einzelnen menschlichen Verfassungen überlässt, sie zu äußern und zu vertreten (1980: 580). Leverkühns Ironie und Kälte werden auch stark durch sein Lachen betont: „Immerhin hatte er nach jenem Teufelsgefecht auf der Straße einen Lachanfall, der sich nur langsam, unter ablenkenden Gesprächen beruhigte“ (1980: 134).

Der Einzige, der bei seiner Geburt gelacht haben soll, war Cham, der Sohn Nohas. Indem Lachen als Werkzeug des Teufels angesehen wird, entspricht es der Auflösung der Lebensstrenge. Zeitblom weist darauf hin, dass Leverkühns Lachen „etwas von Wissen und mokanter Eingeweihtheit“ (1980: 44) hat. Während Adrian das Banale verlacht, steht seine Lachlust im Bann des Dionysischen, weil es nichts mit Humor zu tun hat, sondern eine Befreiung von der Moral ist. Das Lachen symbolisiert die Teilnahme an dem chaotischen Triebgrund und wird als Verleumdung Gottes gesehen. Nur das Lachen kann die Angst vertreiben, durch die das Gesetz sich Geltung verschafft. Man soll das Lachen erlernen, heißt es bei Nietzsche, die „Rosenkranz-Krone“ des Lachenden tragen, und dementsprechend den metaphysischen Trost zum Teufel schicken (1999b: 22).

3.1 Der Erzähler Zeitblom

Die exzeptionelle Art Leverkühns bedarf einer Gegenfigur, die die „Durchheiterung des düsteren Stoffes“ (1980: 32) vollziehen soll und die literarische Darstellung der Musik ermöglicht. Insofern setzt Thomas Mann seinen Erzähler Serenus Zeitblom in den Roman ein und fasst damit das komplette Bild seiner Beziehung Künstlertum/Identität zusammen, da beide „die extremen Pole einer nicht mehr *eindeutigen*, aber dennoch *einheitlichen* Künstlerexistenz“ (Pütz 1963: 78) sind. Zeitblom macht die tragische Geschichte erträglich, indem er sich als „undämonisches Mittel“ (Mann 1949: 32) dem Dämonischen entgegenstellt. Das Dämonische wird durch seine „human temperierte“ (1949: 10) Natur, durch seine „liebend versteckte Seele“ (1949: 32) auf Distanz gebracht. Er überliefert die Erscheinungsformen des Dämonischen, möchte dennoch den Gedanken einer Realität hinter den Halluzinationen Adrians abweisen, obwohl er selbst über „untere Mächte“ (1980: 10), über das „untere Reich“ (1980: 11) spricht. Er ist skeptisch gegenüber der Erscheinung des Teufels als einer Projektion aus Adrians eigenem Innern und der geheimen Furcht vor der realen Existenz der verderblichen Macht des Bösen (Bergsten 1963: 262): „[...] ich entsetze mich vor dem Zugeständnis, das darin liegt, auch nur konditionell und als Möglichkeit seine Realität zuzulassen!“ (Mann 1980: 349). Er stellt die bändigende Kraft der Literatur dem Dämonischen gegenüber, weil nur Literatur Werte schafft, „an welchen der Charakter, die Fähigkeiten sich bewähren (können)“ (1980: 64) und er versucht somit seinen Freund vergeblich vor dem Bündnis mit dem „bösen“ und „barbarischen“ Ästhetizismus zu bewahren, indem er eine moralische Fundierung des Lebens fordert.

Thomas Manns Künstlertum weist zwei Momente auf: die Hingabe und die kritische Distanzierung. Somit vereint der Autor im Roman **Doktor Faustus** die musikalisch-dämonische Ausschweifung mit dem kritischen, korrigierenden Wort. Die kritischen und humoristischen Elemente, die Zeitblom in die Geschichte einbringt, erhalten die ästhetisch-kritische Bedeutung des apollinischen Prinzips. Die Überlappung der beiden Figuren soll das Lebhaftes, Fromme, Warme von der Dürsterheit und der Kälte abgrenzen. Die beiden extremen Pole – das künstlerische Moment der „diabolischen und verderblichen *Enthemmung*“ (Pütz 1963: 82) und dasjenige „der humanen und kritischen *Beschränkung*“ (Mann 1949: 21) – werden herangezogen, um das einheitliche Bild des Künstlertums, welches Thomas Mann selbst repräsentiert, zu vollenden (Pütz 1963: 80 – 81).

3.2 Der Teufelpakt als Erlösung

Thomas Mann nimmt den Fauststoff wieder auf, den auch Goethe zuvor verarbeitet hat, und gestaltet somit das Verhältnis zwischen Krankheit, Gift, Schönheit und Dämonie, das schon durch die Experimente Jonathan Leverkühns eingeführt wurde. Die Entwicklung des Teufels wird auf die Gestalt des Dozenten Schleppfuss, auf den Bordellbesuch oder die Fahrt in die Tiefsee übertragen und erreicht ihren Höhepunkt im XXV. Kapitel mit der Erscheinung des Teufels in Person. Jedoch fungiert dieser Besuch nur als Konfirmation, da Leverkühn mit der willentlichen Ansteckung bei der Prostituierten schon lange den Pakt geschlossen hatte.

Die Fähigkeit und der Zwang zum Zweifel sind Bedingungen der künstlerischen Konstitution. Der bis an die Grenzen getriebene Zweifel heißt Verzweiflung und diese Disposition des Künstlers wird mit der Sünde verbunden (Nündel 1972: 65 – 67). Musik ist die dämonischste aller Künste. Auf dieser ästhetischen Ebene erreicht die Verzweiflung ihren Höhepunkt, ohne die Möglichkeit der Erlösung darin zu finden (Wienand 1983: 149).

Leverkühns exzentrisches Wesen, sowohl seine ausschweifende Natur als auch seine Selbstreflexion, welche sein Werk gefährden – „ein Instinkt ist geschwächt, wenn er sich rationalisiert“ (Nietzsche 1999a: 41) –, bereiten ihn auf den Pakt mit dem Ungeheuer vor. Er befindet sich in der Not, die Schranken seiner Zeit nicht überwinden zu können. Er ist verzweifelt, weil er die „zeitgemäße“ Musik nicht durchbrechen kann: „Es gibt im Grunde nur ein Problem in der Welt, und es hat diesen Namen: Wie bricht man durch? Wie kommt man ins Freie? Wie sprengt man die Puppe und wird zum Schmetterling?“ (Mann 1980: 467). Die Haltung Adrians stimmt mit Nietzsches ästhetischem Zustand überein, in dem der Betrachter alles Seiende in seiner Gegensätzlichkeit gelten lässt. Leverkühns Lebensverarmung trennt ihn nicht nur von den Kräften des Gefühls und des Vitalen, sondern die Kunst in sich scheint fragwürdig zu sein. Sie ist unverbindliches Spiel und leeres Scheinen geworden (Pütz 1963: 110):

Sie erträgt Schein und Spiel nicht mehr, die Fiktion, die Selbstherrlichkeit der Form, die die Leidenschaften, das Menschenleid zensuriert, in Rollen aufteilt, in Bilder überträgt. Zulässig ist allein noch der nicht fiktive, der nicht verspielte, der unverstellte und unverklärte Ausdruck des Leides in seinem realen Augenblick. Seine Ohnmacht und Not sind so angewachsen, dass kein scheinhaftes Spiel damit mehr erlaubt ist (Mann 1980: 325).

Das Problem der Erkenntnis vermittelnden Kunst, das auch bei Nietzsche vorkommt, wird hinterfragt, weil die moderne Erkenntnislage die ästhetische Ganzheit verhindert und sie auf Einzelheiten reduziert: „Überall Lähmung, Mühsal, Erstarrung oder Feindschaft und Chaos [...]. Das Ganze lebt überhaupt nicht mehr: es ist zusammengesetzt, gerechnet, künstlich, ein Artefakt“ (Nietzsche 1999a: 27). Die Kunst bedarf der Erlösung, da sie nicht mehr dem Desiderat Nietzsches entspricht, sie ist kein „Stimulans des Lebens“ mehr, sondern verkörpert den Verfall, die Verderbnis und macht die Bürger zu dékadents.

In diesem Spannungsfeld erscheint der Teufel als Erlöser, weil es ihm durch Musik gelingt, die „müde[n] Nerven zu reizen“ (Nietzsche 1999a: 23). Die Kunst verlangt nach dem Einbruch des Ungeheuren, der Teufel soll Leverkusen von den Konventionen, die die Musik stellt, befreien, „wir schaffen nichts Neues [...] wir entbinden nur und setzen frei“ (Mann 1980: 319), um ihm dabei zu helfen, eine neue Musik zu erfinden. Wie Thomas Mann selbst erwähnt, soll der Teufelpakt „die Flucht aus den Schwierigkeiten der Kulturkrise [...], den Durst eines stolzen und von Sterilität bedrohten Geistes nach Enthemmung“ (Koopmann 2007: 478) bestimmen. Adrians „Love’s Labours Lost“ ist ein Werk artistischer Meisterschaft, aber es gelingt ihm nicht damit, die früheren Werke „abzugeben aus der Sphäre absurder Künstlichkeit hinaus ins Freie, in die Welt der Natur und Menschlichkeit“ (Mann 1980: 341). Erst die Berührung mit der befruchtenden Macht des Bösen ermöglicht ein geniales Werk:

Glaubst du an so was, an ein Ingenium, das gar nichts mit der Hölle zu tun hat? Non datur! Der Künstler ist der Bruder des Verbrechers und des Verrückten. Meinst du, dass je ein irgend belustigendes Werk zustande gekommen, ohne dass sein Macher sich dabei auf das Dasein des Verbrechers und des Tollen verstehen lernte? (Mann 1980: 319)

Der Teufel bietet „Aufschwünge [...] und Erleuchtungen, Erfahrungen von Enthobenheit und Entfesselung, von Freiheit, Sicherheit, Leichtigkeit, Macht- und Triumphgefühl, dass unser Mann seinen Sinnen nicht traut“ (Mann 1980: 311). Der Teufel repräsentiert den ästhetischen Zustand, der sich gegen die Moral wertfrei einsetzt und eine lebhaftere Existenz prägt: „Dämonische Kräfte stecken neben Ordnungsqualitäten in jeder vitalen Bewegung [...] das Dämonische, das heißt doch auf Deutsch: die Triebe“ (Mann 1980: 169). Nietzsche fordert die „herrliche ‚Naivität‘ der älteren Griechen“ (1999b: 115) und stellt sich gegen die sokratische Moral, die zur

„Ermüdung, Erkrankung, der anarchisch sich lösenden Instinkte“ (1999b: 12) geführt hat.

Der Teufel entspricht dem Schwanken zwischen Steigerung und Verfall, zwischen Realität und Fiktion, sodass letztlich verständlich wird, wieso der Künstler „zwischen extremer Kälte und einer Glut, die den Granit zum Schmelzen bringen könnte“ (Mann 1980: 374), pendelt (Pütz 1963: 342). Der Teufel vermittelt eine dionysische Weltanschauung, negiert die Wissenschaftlichkeit und prägt eine Steigerung, die von der Lebensmacht bedingt ist. Um die Musik zu erlösen, setzt sich der Künstler mit seinem ganzen Wesen ein. Er erkaufte das neue Werk mit dem Opfer seiner eigenen Existenz, indem er auf die persönliche Glückserfüllung verzichtet – der Teufelspakt ist Selbsterhöhung und Selbstopferung zugleich und transportiert Leverkühn in eine andere Zeitlichkeit. An der Oberfläche seines Lebens verändert sich nichts mehr, es herrscht ein „semper idem“ (Mann 1980: 342), sein Liebesverbot führt ihn zum Stillstand und zur Stagnation.

In seinem Essay **Leiden und Größe Richard Wagners** entwirft Thomas Mann einen Auszug aus einem Brief Wagners an Liszt,

[...] ich lebe ein *unbeschreiblich nichtswürdiges* Leben! Vom wirklichen Genusse des Lebens kenne ich gar nichts: für mich ist „Genuß des Lebens, der *Liebe*“ nur ein Gegenstand der Einbildungskraft, nicht der Erfahrung. So musste mir das Herz in das Hirn treten, und mein Leben nur noch ein künstliches werden: nur noch als „Künstler“ kann ich leben, in ihm ist mein ganzer „Mensch“ aufgegangen. (Mann 1960a: 390)

Thomas Mann bemerkt weiterhin, dass „die Kunst nie mit krasserem Worten und mit verzweifelter Offenheit als Rauschmittel, Haschisch, Paradis artifi­ciell gekennzeichnet worden ist (1960a: 390). Wie im Falle Wagners fungiert auch für Leverkühn die Musik als ersetzbares Lebensmedium und wirkt außerhalb der Zeit, in der sich Zeitblom befindet. Kunst muss die Wärme der Liebe ersetzen. Der Teufel verspricht eine „reichliche, unabsehbare Zeit“ (Mann 1980: 309), indem er den Fluss seines äußeren Lebens einfriert.

Musik wird in Kretzschmars Vorträgen mit Mythischem, Kultischem und Dämonischem und gleichzeitig mit Geistigkeit und Ordnung verbunden. Der erste Vortrag, der Beethoven auf dem Gipfel seines artistischen Schaffens zeigt, nimmt Leverkühns Schicksal vorweg. Ähnlich wie Beethoven, der durch seinen dritten Satz an seiner Klaviersonate Opus 111 die Grenzen der Gattung durchbrochen hat, wird auch Leverkühn die

Endzeit der traditionellen Formen erfahren und den Durchbruch zur Naivität und Barbarei kennenlernen. Die Kunstproblematik entlarvt sich als Zwiespalt zwischen dionysischer Steigerung und Selbstverlust, sodass Nietzsches Satz, der das Wachstum des Guten an die Steigerung des Bösen proklamiert, hiermit übereinstimmt. Erst die Identifikation mit dem „Urkünstler“, die Vernichtung des „Individuums“ und die „mystische Einheitsempfindung“ eröffnen die künstlerische Tätigkeit (1999b: 30).

3.3 Das Leiden als Grundlage künstlerischen Schaffens

Ein alter Aberglaube hält das kreative Potenzial für eine Angelegenheit des Teufels; die gesteigerte Einbildungskraft soll durch körperliche Erkrankungen bedingt sein. Bei Thomas Mann und Friedrich Nietzsche werden Begriffe wie „Krankheit“, „décadence“, „Stärke“ und „Gesundheit“ nicht als Gegensätze bearbeitet, sondern als komplementäre Gesichtspunkte eingesetzt. Krankheit und Verfall bestimmen eine auszeichnende Kraft:

Krankheit hat ein doppeltes Gesicht, eine doppelte Beziehung zum Menschlichen und seiner Würde. Sie ist einerseits dieser Würde feindlich, indem sie durch Überbetonung des Körperlichen, durch ein Zurückweisen und Zurückwerfen des Menschen auf seinen Körper entmenschlichend wirkt [...] andererseits ist es möglich, Krankheit sogar als etwas höchst Menschenwürdiges zu denken und zu empfinden. (Mann 1932: 58)

Die Krankheit an sich soll keine stimulierende oder gar steigernde Wirkung haben. Nietzsches Konzeption der *décadence* erhebt nicht Krankheit allein zum Stimulans des Lebens, sondern wertet nur das auf, was aus ihr gemacht wird, denn „man muss nur gesund genug für dieses Stimulans sein“ (1999a: 22). Nietzsche integriert das Krankhafte und Böse in seine Definition des Lebens und betont die geistige Steigerung als Produkt der Leidensfähigkeit. Es hängt davon ab, wie viel Leiden man auf sich nehmen kann, denn nur der Starke geht nicht an der Gefahr zugrunde, sondern überwindet sie und wendet sie kreativ an.

Nietzsche selbst erkennt sich als *décadent* und entwirft somit eine produktive Seite des Verfalls. Die Stimmung des *Fin de siècle* war von Isolation, Melancholie, Erkrankung und Orientierungslosigkeit geprägt. In diesem Kontext verstand man Krankheit und Tod nicht als Endstadien, sondern als Mittel zur Eröffnung einer neuen Dimension und Weltwahrnehmung, „einige Völker (haben sich) aus Krankheiten große Hilfsmächte der Cultur geschaffen“ (Nietzsche 1999c: 174). Es genügt

nicht, krank zu sein, um künstlerisch begabt zu werden. Man muss das eigene Leiden selbstkritisch annehmen und gründlich darüber reflektieren:

Das Vorrecht vor der Vernunft, das sie dem Emotionalen auch in seinen entlegenen Formen als mystischer Ekstase und dionysischem Rausch, einräumte, bringt sie in eine besondere und psychologisch ungeheuer fruchtbare Beziehung zur Krankheit – wie denn noch der Spätromantiker Nietzsche, ein selbst durch Krankheit ins Tödlich-Geniale emporgetriebener Geist, nicht genug den Wert der Krankheit für die Erkenntnis feiern konnte. (Mann 1947: 28)

In **Doktor Faustus** profiliert Thomas Mann die Krankheit elitär und dekadent zugleich. Er projiziert Genialität und Verfall auf dieselbe Ebene und konstruiert dementsprechend seine Künstlergestalt:

Und ich wills meinen, daß schöpferische Genie spendende Krankheit, Krankheit, die hoch zu Roß, die Hindernisse nimmt, in kühnem Rausch von Fels zu Felsen sprengt, tausendmal dem Leiden lieber ist als die zu Fuße latschende Gesundheit. (1980: 327)

Leverkühn geht bewusst in die Krankheit ein, weil er weiß, dass nur Krankheit die ihm fehlende Macht bieten kann:

Das Leben ist nicht heikel, und von Moral weiß es einen Dreck. Es ergreift das kühne Krankheitszeugnis, verspeist, verdaut es, und wie es sich seiner nur annimmt, so ist's Gesundheit. Vor dem Faktum der Lebenswirksamkeit, mein Guter, wird jeder Unterschied von Krankheit und Gesundheit zunichte. (1980: 327)

Die Krankheit ist der schleichende Tod, er drängt ihn in „geistige Kälte“ (1980: 485) und schließt ihn von der normalen Welt ab. Der Teufel erhebt Krankheit zu einem notwendigen Bestandteil des Lebens. Selbst die Hölle gilt nicht nur als Ort der Verdammnis, sondern als höchste Auszeichnung, die einem Menschen zukommen kann: „Es ist nicht so leicht, in die Hölle zu kommen; wir litten längst Raumangel, wenn Hinz und Kunz hineinkämen“ (1980: 334). Allerdings werden nur Köpfe von Leverkühns Art eingelassen, weil Krankheit:

[...] etwas bloß Formales [ist], bei dem es darauf ankommt, womit es sich verbindet, womit es sich erfüllt. Es kommt darauf an, wer krank ist: ein Durchschnittsdummkopf, bei welchem die Krankheit des geistigen und kulturellen Aspektes freilich entbehrt, oder ein Nietzsche, ein Dostojewski. (1980: 333)

Die Aussage des Teufels, „ohne das Krankhafte ist das Leben sein Lebtage nicht ausgekommen (1980: 333), überschneidet sich mit Thomas Manns Behauptung: „Die Wahrheit ist, dass ohne das Krankhafte das Leben seiner Lebtag nicht ausgekommen ist“ (1980: 684).

Hetaera Esmeralda eröffnet Adrians Weg zur Inspiration. Nach dem Besuch bei der Prostituierten hat der Komponist nur noch vierundzwanzig Jahre zu leben, die er in höchster Kreativität, aber auch mit zunehmender Krankheit verbringen wird. Danach gehört seine Seele dem Teufel. Die Infizierung mit Syphilis lässt die bis dahin existenten Krankheitssymptome verschwinden. Anstatt der Migränen kommen musikalische Ideen und Kompositionspläne hervor, sodass die Frau, die den Namen eines Schmetterlings trägt, sowohl positiv als auch negativ gedeutet wird, weil Krankheit den Übergang zu höheren Stufen darstellen soll:

[...] der Krankheitsdruck [fiel] wie durch ein Wunder von ihm [ab] und sein Geist, phönixgleich [erhob] sich zu höchster Freiheit und staunenswerter Macht ungehemmter, um nicht zu sagen: hemmungsloser, jedenfalls unaufhaltsamer und reißender, fast atemloser Hervorbringung – wobei aber gerade jenes Bild mir verriet, daß [sic!] dieses beiden Zustände, der depressive und der gehobene, innerlich nicht scharf gegeneinander gesetzt waren, nicht zusammenhanglos auseinanderfielen, sondern daß dieser sich in jenem vorbereitet hatte und gewissermaßen schon in ihm enthalten gewesen war. (Mann 1980: 472)

Indem der Komponist die Problematik der Kunst erleidet, versucht er, die Konventionen seiner Zeit durch die eigene Krankheit als eine Art Opfer zu durchbrechen. Er weiß von Anfang an, dass er den Verlauf der Krankheit nicht mehr aufhalten kann. Trotz des Schmerzes möchte er darauf nicht verzichten, weil er etwas Positives darin erkennt. Die bis dahin herrschende Inspirationslosigkeit und Verzweiflung wird in schöpferisch-inspirative Tätigkeit umgesetzt.

Leverkühns Krankheit stellt ihn wirksam in einen neuen Produktionsprozess ein, indem der Körper den Geist beeinflusst. Trotzdem korrespondiert mit der künstlerischen Steigerung ein progressiver Verfall, der im zweiten Teil des Romans eindeutig wiedergegeben wird.

4. Schlussfolgerung

Aufgrund der Polarisierung des Dionysischen und Apollinischen, die auf Nietzsche rekurriert, wurde ersichtlich, dass Thomas Manns in seiner

Kunstauffassung das Irrationale mit der Vernunft, den Intellektualismus mit dem Primitivismus verbindet. Thomas Mann schreibt der Krankheit einen Sinn zu und nähert sich somit der Philosophie Nietzsches an, der Krankheit und Tod als notwendigen Weg zum Wissen versteht. Kunst bleibt aber immer noch ein rational gefilterter Denkprozess, denn Krankheit wird nicht als einzige Prämisse des genialen Künstlertums verstanden.

Die vielfache Funktionalisierung des Dämonischen kann im Roman nicht erschöpfend dargestellt werden. Der Pakt mit dem Teufel dient nicht einem individuellen Zweck, sondern gilt als Erlösung der Kunst. Leverkühns Satz „[...] denn ich sterbe als ein böser und guter Christ“ (Mann 1980: 367) bekommt damit eine neue Bedeutung. Die Hingabe zum Sündhaften verspricht nicht Üppigkeit, sondern bringt Leverkühn um. Der Komponist opfert sich für die Freiheit der Musik und kann somit als Märtyrer anerkannt werden. Musik bestimmt Abfall und Verdammnis zugleich, sie ermöglicht die Nähe zum Dämonischen und damit das Schaffen neuer künstlerischer Formen. Musik kann nur dann neu erfunden werden, wenn man auf Liebe verzichtet und unter dem Einfluss des Barbarischen steht. Im Dämonischen verdichtet sich die Lage der modernen Kunst in ihrer Zweideutigkeit zwischen Steigerung und Verfall. Der Roman ist auf das Wechselspiel von guter und böser Inspiration, von Sündhaftigkeit und Heiligkeit gebaut, wobei die am Schluss von Zeitblom eingeleitete Frage, ob Adrians Schicksal der Finsternis und Verdammnis verurteilt ist, immerhin offenbleibt.

Literatur

- Bergsten, Gunilla (1963): **Thomas Manns Doktor Faustus**, Lund: Berlingska Boktryckerie.
- Erkme, Joseph (1996): **Nietzsche im „Zauberberg“**, Frankfurt/Main: Vittorio Klostermann .
- Hoffmann, Fernand (1975): **Thomas Mann als Philosoph der Krankheit**, Luxemburg: Abteilung für Kunst und Literatur des Großherzoglichen Institutes.
- Koopmann, Helmut (2007): **Thomas Mann-Handbuch**, Regensburg: Alfred Kröner.
- Mann, Thomas (1947): **Deutschland und die Deutschen**, Berlin: Suhrkamp.

- Mann, Thomas (1949): **Die Entstehung des Doktor Faustus**, Frankfurt/Main: Bermann-Fischer .
- Mann, Thomas (1960a): **Leiden und Grösse Richard Wagners**. In: Thomas Mann, **Gesammelte Werke in zwölf Bänden**, Bd. IX, 363 – 427, Oldenburg: S. Fischer.
- Mann, Thomas (1960b): **Nietzsches Philosophie im Lichte unserer Erfahrung**. In: Thomas Mann, **Gesammelte Werke in zwölf Bänden**, Bd. IX, 675 – 713. Oldenburg: S. Fischer.
- Mann, Thomas (1980): **Doktor Faustus**, Frankfurt/Main: Fischer.
- Meyer, Theo (1993): **Nietzsche und die Kunst**, Tübingen: Francke.
- Nietzsche, Friedrich (1999a) : **Der Fall Wagner**. In: Friedrich Nietzsche, **Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in fünfzehn Bänden**, Bd. VI hrsg. von Giorgio Colli/Mazzino Montinari, München: Deutscher Taschenbuch Verlag und Walter de Gruyter.
- Nietzsche, Friedrich (1999b) : **Geburt der Tragödie**. In: Friedrich Nietzsche, **Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in fünfzehn Bänden**, Bd. I hrsg. von Giorgio Colli/Mazzino Montinari, München: Deutscher Taschenbuch Verlag und Walter de Gruyter.
- Nietzsche, Friedrich (1999c): **Menschliches, Allzumenschliches**, München: Taschenbuch Verlag.
- Nündel, Ernst (1972): **Die Kunsttheorie Thomas Manns**, Bonn: H. Bouvier und Co.
- Puschmann, Rosemarie (1984): **Magisches Quadrat und Melancholie in Thomas Mann Doktor Faustus**, Bielefeld: AMPAL.
- Pütz, Heinz (1963): **Kunst und Künstlerexistenz bei Nietzsche und Thomas Mann**, Bonn: H. Bouvier und Co.
- Wienand, Helmut (1983): **Thomas Manns Doktor Faustus als zeitgeschichtlicher Roman**, Frankfurt/Main: Fischer.
- Wimmer, Ruprecht/Stachorski, Stephan (2007): **Thomas Mann. Doktor Faustus**. Kommentar, Frankfurt/Main: Fischer.

Károly Csúri, *Konstruktionsprinzipien von Georg Trakls lyrischen Textwelten*, Bielefeld: Aisthesis 2016, 377 S.

Die Frage nach der Deutbarkeit von Trakls „dunkler Lyrik“ gehört zu den Konstanten der mehr oder weniger dadurch entmutigten und auf verschiedenen Fluchtpunktinterpretationen konzentrierten Trakl-Forschung. Nach dem Schock der „kontradiktorischen Varianten“ dieser Dichtung formulierte einer der Herausgeber der ersten historisch-kritischen Ausgabe von Trakls Werk, Walter Killy, die These, Trakls Dichtung sei eine moderne Chiffrenlyrik, die nicht verstanden werden wolle und vielmehr durch reine Sprachmagie auf die Leser wirke (vgl. Walther Killy, **Über Georg Trakl**, Göttingen, 1960). Zwanzig Jahre später erfährt Killys These noch eine rigoros dokumentierte Bestätigung durch den kommunikationstheoretisch orientierten Befund von Gebhard Rusch und Siegfried J. Schmidt (**Das Voraussetzungssystem Georg Trakls**, Braunschweig/Wiesbaden, 1983). Allerdings sorgte 1970 Hans-Georg Kemper neue Analyse der Entwürfe Trakls (vgl. **Georg Trakls Entwürfe. Aspekte zu ihrem Verständnis**, Tübingen, 1970) für einen bahnbrechenden Wendepunkt, indem der Autor in der eigenartigen Verquickung von Kreis- und Zielkomposition zwei grundlegende text- und sinnkonstitutive Kompositionsstrukturen entdeckte, die einen neuen Zugang zum Verständnis Traklscher privatsprachlicher Lyrik erschliessen konnten. Die Kreiskomposition meint, laut Kemper, jene Tendenz des Textes, eine bestimmte Geschlossenheit und Stringenz der dichterischen Aussage durch die Herstellung von Korrespondenzen und Symmetrien zwischen sich klangästhetisch, syntaktisch, bildlich, semantisch entsprechenden Zeilen derselben oder verschiedener Strophen eines Gedichts auszudrücken. Das der Kreiskomposition entsprechende Wiederaufnehmen früherer Motive und Imaginationen fügt sich zugleich einer Zielkomposition, d.h. der Ausrichtung des Textes auf einen Höhepunkt. Kreis- und Zielkomposition, Wiederkehr und Entwicklung bilden nach Kemper eine trakltypische Dynamik des Textes, private Zusammenhänge zu schaffen und in eine bestimmte Denkrichtung zu integrieren. Die von Kemper erkannte Kreiskomposition verweist auf textimmanente Resonanzräume, die aufgrund von autorspezifischen Assoziationen entstehen und als Resultat einer halb automatischen, halb bewußten Denkstruktur betrachtet werden. Das gilt, laut Kemper, zunächst für die Textgenese, ist aber auch an der Struktur der Endfassung abzulesen.

Károly Csúri verbindet die Idee von textweltstrukturierenden und kohärenzstiftenden Prinzipien mit einem kognitionswissenschaftlichen

Interpretationsansatz in seinen Studien zu Trakls Lyrik, die 2016 im Buch **Konstruktionsprinzipien von Georg Trakls lyrischen Textwelten**, erschienen im Aisthesis Verlag, in theoretisch und analytisch erweiterter, vertiefter, abgerundeter Fassung neu formuliert wurden. Csúri geht zunächst von der grundsätzlichen Annahme aus, dass Trakls Texte „mögliche Welten“ konstruieren, die nicht von den Naturgesetzen der Erfahrungswirklichkeit, sondern von metaphorisierten poetisch-kognitiven Konstruktionsprinzipien bestimmt und sinnvoll gemacht werden. Diese abstrakten semantischen Matrix-Strukturen der dichterischen Textwelt nennt Csúri mit einem Begriff der Kognitionswissenschaft, der sich sowohl auf das rationale Denken, wie auch auf die Sprache bezieht, „Schemata“. Wissensschemata repräsentieren ein „prototypisches Wissen auf allen Abstraktionsebenen über Objekte, Fakten, Begriffe, Situationen, Ereignisse, Handlungen, Folgen von Ereignissen, Handlungsfolgen oder Darstellungsformen. Sie können ineinander gebettet, untereinander vernetzt und hierarchisch organisiert werden“ (S. 21), definiert der Verfasser. Durch ihre vielfältigen Kombinationsmöglichkeiten entstehen autonome Textwelten, die zwar durch permanente Assoziationen mit der realen Welt verbunden bleiben, jedoch produktiver als diese sind und entscheidend zum Verstehen von Trakls Gedichten beitragen.

In Trakls Lyrik identifiziert Csúri vier „Konstruktionsprinzipien als Schemastrukturen“ (S. 26-38), genauer Schemata der Tages- und Jahreszeitenzyklen, der Transparenzakte, der Ich-Spaltung und der Untergangs- und virtuellen Transzendierungsakte. Sie wirken als Matrix für die Textwelten und somit auch für die viel diskutierten „Landschaften der Seele“ Trakls. So verweist ein Tagesschema, z. B. ein „Dämmerungsschema“, das im Gedicht durch Sprachbilder wie Sonnenuntergang, Mondaufgang, Finsternis, Sternenhimmel wiedergegeben wird, oder ein Jahreszeitenschema, verbildlicht durch den Herbst oder den Winter, auf einen seelisch-poetischen Verfallsprozess des Ichs. Transparenzakte sind laut Csúri „Mittel für den imaginären Durchbruch des Ichs aus einer Sphäre in eine andere oder zur Epiphanie einer Sphäre in einer anderen“ (S. 28). Dadurch ließen sich subtile semantische Bezüge zwischen den Sphären des Irdischen und Himmlischen in Trakls Lyrik feststellen. Im Lichten, Engelhaften und Göttlichen ließen sich beispielsweise das Dunkle und Böse, im Fröhlichen das Zerstörerische oder im Leben der Tod erkennen. Csúri betrachtet die Transparenzakte, das Durchschimmern einer Sphäre der Textwelt in einer anderen, als Mittel eines „poetisch-ideele[n] Programm[s], das die rein sprachliche Technik der

Ambiguität substanziell weit übertrifft“ (S. 31). Die Schemata der Ich-Spaltung gehen, so Csúri, von einer abstrakten und zwiespältigen Ich-Figur aus, die in verschiedenen Masken und Repräsentationsfiguren des Menschen oder der Pflanzen- und Tierwelt auftreten kann. Ich-Spaltung manifestiere sich in Trakls Werk durch zwei entgegengesetzte Tendenzen: eine zur Auflösung der seelischen Einheit und Herausbildung des Bösen und eine gegenläufige, zur Wiederherstellung der verlorenen Einheit. Dieser Prozess könne sich allerdings in Trakls Textwelten „nicht nur in dualer Form sondern auch in der Pluralisierung der Figuren verwirklichen“ (S. 34). Schließlich können Auferstehungs-, Wiedergeburt-, Paradieses-, Kindheitsutopien und androgyne Einheitsimaginationen aufgrund virtueller Transzendierungs- oder Überwindungsakte sowie Visionen des Verfalls und der Apokalypse aufgrund von Untergangsschemata erklärt werden. Allerdings ist es die subtile Kombination verschiedener Schemata jene, die in den Texten Trakls die komplexe semantische Kohärenz seiner poetischen Welt verdeutlichen kann.

Ambiguität und Wiederholung, zwei oft in Bezug auf Trakls Dichtung angesprochene Aspekte, werden von Csúri nicht als selbstständige Konstruktionsprinzipien sondern eher als parasitäre Aspekte dieser Prinzipien betrachtet, die „nicht imstande sind, unabhängig von den Grundprinzipien etwas Selbständiges zu behaupten“ (S. 25). Trotzdem gesteht Csúri sehr wohl der Wiederholung „als eine Art intertextuelles Schema“ (S. 25) die Rolle eines Konstruktionsprinzips zu. Und auch in der weiteren detaillierten Analyse von Trakl-Texten aus allen Phasen seiner Dichtung hat die Wiederholung in der Form des Zyklus und der Intertextualität eine zentrale Funktion, auch wenn Csúri die letztere in seinen abschließenden Bemerkungen explizit als eine Variation der Transparenz liest (S. 360). Das Phänomen der Intertextualität, das für viele Trakl-Forscher zum konstitutiven Element seiner Dichtung gilt, betrachtet Csúri als ein zwar stützendes aber nicht grundlegendes Prinzip dieser Poesie.

Auch im Falle der Ambiguität wird die theoretische Härte punktuell aufgeweicht. Der Begriff der Ambiguität mag vielleicht in dieser kognitiv-weltanschaulich orientierten Deutung zu kurz greifen, allerdings bleibt er ein nützlicher Terminus in der Erklärung von Trakls Bildlichkeit, wie Csúris Analysen selbst zeigen, z.B. wenn er von den „ambivalenten Bildern der Schlussstrophen und Schlusszeilen“ (S. 36) verschiedener Gedichte spricht. Abschließend heißt es sogar, dass die Ambiguität Traklscher Gedichte am poetischen Aufbau eines „System[s] höherer Ordnung“ beteiligt ist, „das seiner Poesie aus literarisch-semantischer Sicht einerseits Sinn und eine

besondere, rätselhaft-ästhetische Schönheit sichert, andererseits jedoch bei konventionellen, an der Erfahrungswirklichkeit oder an vorgegebenen Modellen orientierten Annäherungen oft Schwer- oder Unverständlichkeit hervorruft.“ (S. 359).

In seinen umfassenden Analysen zu Trakls Texten verfolgt und verifiziert Csúri die Tragfähigkeit der angeführten Konstruktionsprinzipien von den Einzelstrukturen des Frühwerks über die teilzyklischen und zyklischen Strukturen des Bandes **Sebastian im Traum**, den zyklischen Einzelstrukturen in **Offenbarung und Untergang** bis zu den werkübergreifenden Strukturen der späten Dichtung. In detaillierten und solide dokumentierten Textinterpretationen – man beachte auch die beeindruckenden paratextualen Verweise und Ergänzungen in den Fußnoten – macht der Verfasser eine kohärente Entwicklung des Werkes von Georg Trakl von der zum Teil epigonalen Bildwelt des Frühwerks bis zu jener von Unheils- und Heilsgeschehen dominierten der reifen Dichtung anhand der erwähnten Konstruktionsprinzipien transparent. Dabei geht es ihm allerdings nicht nur um wegweisende Kriterien zur Deutung dieser schwer verständlichen Lyrik, nicht nur um eine Analyse von Perspektiven auf eine mögliche Sinnkonstitution, sondern er konstruiert eine eigene innovative Interpretation der Trakl-Welt. Aus der motivlichen Verwobenheit der untersuchten Texte zeichnet sich laut Csúri ein zutiefst gespaltenes dichterisches Trakl-Bild, das zwischen Untergangsvisionen und der Hoffnung auf Erlösung und Auferstehung schwankt und für welches das Ethische eine besonders relevante Rolle spielt.

Diese letztendlich sinnfixierende Lektüre soll einen neuen Beweis der Deutbarkeit der Poesie Trakls bringen. Sinnfixierung ist allerdings klärend und einschränkend zugleich, denn sie kann wiederum auf eine Fluchtpunktinterpretation ausgerichtet sein und somit die produktive semantische Offenheit dieser Dichtung begrenzen. In diesem Fall baut sie einerseits Irritationen bezüglich des Verständnisses dieses Werkes ab, indem sie einen auch inhaltlich definierten Lektüreschlüssel bereitstellt, andererseits reduziert sie Spannbreite der Deutungsmöglichkeiten, die durch die Dynamik der beschriebenen Schemata entstehen können. Daher liegt das besondere Verdienst dieser neuartigen und für die Trakl-Forschung wertvollen Untersuchung in ihrem tragenden Gedanken zu den kognitiven Konstruktionsschemata, die der Tektonik dieser vieldeutigen Seelenlandschaften unterschwellig eine nachvollziehbare Stimmigkeit bezeugen.

Laura Cheie (Temeswar)

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Irem Atasoy M. A.: studierte Germanistik und Amerikanistik an der Hacettepe Universität Istanbul. In ihrer Masterarbeit beschäftigte sie sich mit der kritischen Diskursanalyse. Zwischen 2011 – 2012 arbeitete sie als Projektmitarbeiterin am Projekt *Türkisch-Deutscher Kulturkontakt und Kulturtransfer* der germanistischen Abteilung der Universität Istanbul. Seit 2013 ist sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin und Doktorandin an der Abteilung für Germanistik der Universität Istanbul tätig. In ihrer Dissertation beschäftigt sie sich mit multimodaler Textanalyse anhand Fernsehwerbungen in deutscher, englischer und türkischer Sprache. Ihre Forschungsschwerpunkte umfassen: Textlinguistik, multimodale Textanalyse, kritische Diskursanalyse und Diskurslinguistik. (iremita@gmail.com)

Axel Barner: (*1955) studierte an der TU Berlin Germanistik und Geschichtswissenschaften und legte 1984 sein Zweites Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien in Offenbach/ Hessen ab. Nach mehreren langjährigen Auslandsaufenthalten war er 1985 –1989 Lehrer an einer türkischen Schule in Istanbul; 1992 – 1997 war er im Auftrag des Deutschen Akademischen Austauschdienstes als Lektor für deutsche Sprache an die TU Bukarest/ Rumänien, 2000 – 2008 als Lehrer an das Lycée International in Saint Germain/Frankreich und von 2010 – 2014 an der Deutschen Botschaftsschule Addis Abeba/Äthiopien tätig. Seit Sommer 2014 lebt er nach weiteren ausgedehnten Reisen wieder in Berlin. Er war hier an einer Reihe von internationalen Projekten beteiligt, z. B. zum Dadaismus und zum Sonett als europäischen Phänomenen. (barver@aol.com)

Christoph Beeh M. A.: Jahrgang 1986, studierte Deutsche Philologie (mit DaF-Ausbildung) und Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie an den Universitäten Göttingen und Istanbul/Yeditepe. Sein Masterstudium absolvierte er in European Studies (Kultur) und erhielt von den Universitäten Viadrina Frankfurt/Oder und Istanbul/Bilgi einen binationalen Abschluss. Zunächst lehrte er freiberuflich DaF- und DaZ-Kurse in Berlin, seit 2015 ist er sog. Ortslektor am Lehrstuhl für Germanistische Linguistik der Universität Szegedin. Seine Forschungsinteressen liegen an den Schnittpunkten von Kulturwissenschaft, Linguistik und Wissenschaftsphilosophie. (beeh@lit.u-szeged.hu)

Doz. Dr. Laura Cheie: Dr. phil., lehrt an der West-Universität Temeswar. Studium der Rumänistik und Germanistik an der Universität Timișoara (Temeswar). 2000 Promotion an der Universität Innsbruck mit der Dissertation: *Die Poetik des Obsessiven bei Georg Trakl und George Bacovia* (Salzburg: Müller, 2004). Seit 1992 zunächst als Univ.-Assistentin, dann als Lektorin und gegenwärtig als Dozentin für neuere deutschsprachige Literatur am Lehrstuhl für Germanistik und Leiterin des Fachbereichs Germanistik der West-Universität Temeswar tätig. 1993 – 1994 DAAD-Stipendium (Universität Tübingen). 1995 – 1997, 2010, 2013, 2014, 2015 Franz-Werfel-Stipendium (Innsbruck und Wien). 2002 – 2006 Gastlektorin (Romanistik/Wien). 2007 – 2009 Kulturattaché (Botschaft von Rumänien/Wien). 2011 – 2012, 2014 – 2015 Gastprofessorin (Romanistik/Wien). Forschungen zur kreativen Psychologie des Symbolismus und Expressionismus; Rhetorik und Psychologie des lyrischen Lakonismus. Publikationen: *Deutschsprachige Lyrik nach 1945. Eine Einführung*, Timișoara: Editura Universității de Vest 2015; *Harte Lyrik. Zur Psychologie und Rhetorik lakonischer Dichtung in Texten von Günter Eich, Erich Fried und Reiner Kunze*, Innsbruck: Studienverlag 2010; *Die Poetik des Obsessiven bei Georg Trakl und George Bacovia*, Salzburg/Wien: Otto Müller Verlag 2004. (laura.cheie@gmail.com)

Ana-Andreea Dovgan M. A.: hat von 1998 bis 2002 Fremdsprachen (Deutsch und Englisch) an der Universität Bukarest und am Hunter College (City University of New York) in New York City studiert, wo sie auch ihren Bachelor-Abschluss gemacht hat. 2012 hat sie sich an der Universität București (Bukarest) für ein Masterstudium bei der Übersetzerabteilung beworben. Innerhalb dieses Studiums hatte ein CEEPUS-Stipendium, das ihr ein Semesterstipendium in Wien ermöglichte. 2015 hat sie ihre Magisterarbeit verteidigt. Diese behandelte die Übersetzung von Funktionsverbgefügen, ein Thema, das sie in ihrer Dissertation vertieft. Zurzeit ist sie wissenschaftliche Assistentin an der Universität Bukarest und unterrichtet Deutsch und Englisch. (ana.dovgan@drd.unibuc.ro)

Dr. Dana Grosseck: Universitätslektorin an der Technischen Universität Temeswar, Fakultät für Kommunikationswissenschaften, Abteilung Kommunikation und Fremdsprachen. Lehrgebiete: Linguistik, Didaktik, Deutsch als Fremdsprache, Übersetzen. Forschungsschwerpunkte: Kommunikationswissenschaft und -theorie, Handlungstheorie, Mündlichkeit und Schriftlichkeit, Fachsprachenforschung, Wissenschaftssprachen, Deutsch als Fremdsprache, Interkulturelle Kommunikation. (dana.grosseck@upt.ro)

Péter Kappel: geboren 1976 ist Assistent am Lehrstuhl für Germanistische Linguistik an der Universität Szegedin. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen Syntax, sprachliche Variation, gesprochene Sprache, Dialektologie, Sprache und Sprachgebrauch der Ungarndeutschen sowie historische Grammatik. Zum letztgenannten Themenbereich ist eine Promotion in Arbeit. Weitere Informationen unter: <http://szegedigermanisztika.hu/index.php/de/institut/abteilungen?id=149>. (kappelp@lit.u-szeged.hu)

Dr. Ewa M. Majewska: Germanistik – und Niederlandistikstudium an der Universität Warschau, seit 1994 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik, tätig in der Abteilung für Niederlandistik, in der Abteilung für Germanische Sprachwissenschaft und seit 2015 in der Abteilung für deutsche Sprachpraxis. Forschungsschwerpunkte: Kontrastive Sprachwissenschaft, Deutsche und niederländische kontrastive Grammatik, Namenkunde, Fachsprachen, deutsche und niederländische Sprachpraxis. (e.m.majewska@uw.edu.pl)

Dr. Imre Gábor Majorossy: (*1970) ist seit 1995 Dozent am Institut für Romanistik der Katholischen Péter-Pázmány-Universität in Ungarn. Er studierte französische und ungarische Philologie sowie Kunstwissenschaft, promovierte 2003 in okzitanischer Literaturgeschichte und beschäftigt sich mit der mittelalterlichen okzitanischen und französischen sowie zunehmend mit der deutschen Literatur. Ihm wurden mehrere Forschungsstipendien zuerkannt wie z. B. das Forschungsstipendium der Zusammenarbeit zwischen der Österreichischen und Ungarischen Akademie der Wissenschaften (2008), das Forschungsstipendium für Universitätslehrer der BMWFW der Republik Österreich (2007, 2010, 2014) usw. Er ist Mitglied des Deutschen Romanistenverbands, der Gesellschaft für ungarische Germanistik und der Association Internationale d'Études Occitanes. (majorossy@btk.ppe.hu)

Dr. Orsolya Rauzs: studierte in Szegedin Anglistik und Germanistik für das Lehramt. Seit 2002 ist sie wissenschaftliche Assistentin am Lehrstuhl für Germanistische Linguistik der Universität Szegedin). Sie promovierte 2016 mit der Dissertation *Aggregative Negation im Neuhochdeutschen*. Ihre Forschungs- und Lehrtätigkeit liegen in den Bereichen Didaktik, Übersetzen und Sprachgeschichte. (rauzs@lit.u-szeged.hu)

Claudia Spiridon: Doktorandin an der Babeş-Bolyai-Universität Klausenburg mit der Arbeit *Zensur in der rumäniendeutschen Literatur der 1970er und 1980er Jahre*. Wissenschaftliche Schwerpunkte: Literatur der Moderne, rumäniendeutsche Literatur. (Claudia.spiridon@ymail.com)

Dr. Jana Štefaňáková: arbeitet als Hochschullehrerin am Institut für Germanistik an der Philosophischen Fakultät in Banská Bystrica (Slowakei). Sie hält Seminare zur Linguistik (Phonetik und Phonologie der deutschen Sprache, Soziolinguistik, Morphologie), zu Medien im DaF-Unterricht sowie Übersetzungsseminare. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Soziolinguistik, sie beschäftigt sich vor allem mit den Themen: Deutsch als plurizentrische Sprache im medialen Bereich, Medien und Sprachenpolitik, Sprachenpolitik in deutschsprachigen Ländern und zurzeit auch mit der Problematik der Übersetzung und Terminologiearbeit in der Rechtssprache. (Jana.Stefanakova@umb.sk)

Dank an externe Gutachterinnen und Gutachter der

Temeswarer Beiträge zur Germanistik

Wir danken an dieser Stelle den Kolleginnen und Kollegen, die die **Temeswarer Beiträge zur Germanistik** mit ihrer Sachkompetenz bei der Begutachtung eingereicherter Manuskripte unterstützt haben.

Desgleichen sagen wir Frau Dozentin Dr. Luminița Frențiu von der West-Universität Temeswar unseren Dank für die Korrekturen der Abstracts.

Die Redaktion

Temeswarer Beiträge zur Germanistik

Manuskripthinweise

Für eine optimale Gestaltung der **Temeswarer Beiträge zur Germanistik** ist eine Vorbereitung Ihres Manuskripts (WORD-Datei) für den Verlag sehr hilfreich. Ihr Beitrag sollte mit Anmerkungen und Literaturverzeichnis 20 Seiten nicht überschreiten.

Typografische Textgestaltung

Wichtig ist vor allem, dass möglichst *keine manuellen Formatierungen* vorgenommen werden, sondern alles auf automatischer Basis (Formatvorlagen) definiert wird.

Der Name und der Herkunftsort des Verfassers stehen über der Hauptschrift. Überschriften *ohne* Punkt.

Absätze werden mit Ausnahme des ersten Abschnitts in jedem Unterkapitel *mit Einzug* gekennzeichnet.

Hervorhebungen können in *Kursivschrift* vorgenommen werden.

Einklammerungen stehen innerhalb von runden Klammern (). Auslassungen in Zitaten werden durch eckige Klammern [...] gekennzeichnet.

Im *Text* werden alle Titel von Werken **fett** und Titel von Kapiteln *kursiv* wiedergegeben. Zeitungs- bzw. Zeitschriftenaufsätze benötigen Anführungszeichen.

Sollten Sie in Ihrem Text *Sonderzeichen* bzw. *spezielle Schriftarten* (Fonts) verwendet haben, stellen Sie diese bitte den Herausgebern zur Verfügung.

Schriften und Schriftgrößen

- Formatvorlage STANDARD: Times New Roman, 12 Punkte, Zeilenabstand 1, Blocksatz
- Formatvorlage ZITAT: Times New Roman, 10 Punkte, Zeilenabstand 1, Blocksatz

Vers- und Prosazitate (Primär- und Sekundärliteratur) von vier oder mehr Zeilen werden in der Regel durch *Einrückung* und *Leerzeile* vor und nach dem Zitat-Block hervorgehoben. Anführungszeichen entfallen dann.

Zitate werden im Text durch „Anführungszeichen“ kenntlich gemacht (Formatvorlage STANDARD)

Zitate in Zitaten werden durch einfache Anführungszeichen (,) wiedergegeben.

Bitte *keine Endnoten* verwenden! Quellennachweise sind im laufenden Text als *Textnoten* anzugeben. Eventuelle Bemerkungen können als *Fußnoten* angeführt werden.

- Formatvorlage FÜßNOTEN: Times New Roman, 10 Punkte, Zeilenabstand 1, Blocksatz
- Formatvorlage ÜBERSCHRIFT 1: Times New Roman, 14 Punkte, **fett**, Zeilenabstand 1, zentriert
- Formatvorlage ÜBERSCHRIFT 2: Times New Roman, 12 Punkte, **fett**, Zeilenabstand 1, linksbündig

Allgemeines

Bitte beachten Sie bei der Gestaltung Ihres Manuskripts auch folgende Punkte:

- **Gedankenstriche:**
Achten Sie bitte darauf, dass Gedankenstriche (–) nicht dieselbe Länge haben wie Bindestriche (-).

Bei *Seitenangaben* und *Jahreszahlen* (Bsp.: S. 12-14; 1985-1997) sind die kürzeren Bindestriche zu verwenden, nicht die Gedankenstriche!
- **Anführungszeichen:**
Bitte beachten Sie, dass *typografische Anführungszeichen* zum Einsatz kommen, das sind: „...“ (im Gegensatz zu "..."). Das öffnende Anführungszeichen soll dieses sein: „ – das schließende sieht so aus: “.

Quellennachweise

Allgemeine bibliografische Begriffe werden abgekürzt (z.B.: Bd., Diss., Hrsg., Jg., H., Nr., Zs. usw.).

Quellennachweise sind im laufenden Text in Klammern als **Textnoten** anzugeben (Autor Jahr: Seite) – z.B. (Kaser 1990: 45)

Abkürzungen von Seitenangaben in Form von f. und ff. sind zu vermeiden. Statt S. 45f. bzw. S. 45 ff. werden 45-46 bzw. 45-47 angegeben

Die vollständigen Quellenangaben sind im **Literaturverzeichnis** zu vermerken:

- Monographie:
Kaser, Karl (1990): **Südosteuropäische Geschichte und Geschichtswissenschaft**, Wien/Köln: Böhlau.
- Aufsatz in Sammelband:
Baumgartner, Gerd (2002): *Geboren in Czernowitz: Walther Rode*. In: Cécile Cordon/ Helmut Kusdat (Hrsg.): **An der Zeiten Ränder: Czernowitz und die Bukowina – Geschichte, Literatur, Verfolgung, Exil**, Wien: Theodor Kramer Gesellschaft, 59-70.
- Aufsatz in Periodikum:
Marschang, Eva (1997): „Johann Lippet – ein rumäniendeutscher Autor“. In: **Südostdeutsche Vierteljahresblätter**, 2/1997, 147-151.
- Quelle im Internet:
Car, Milka: *Unheimliche Nachbarschaften. Der österreichische Einfluß auf die Entwicklung des kroatischen Theaters 1840-1918*. Internet-Plattform **Kakanien revisited**. <http://www.kakanien.ac.at/beitr/fallstudie/MCar1.pdf> [19.03.2014].

Zusammenfassung

- Mit der Abgabe des Beitrags bitten wir um eine englische Zusammenfassung der Arbeit (**Abstract**), die ungefähr 10 Zeilen umfassen soll. Desgleichen bitten wir um Angabe der Schlüsselwörter (**Keywords**) auch auf Englisch.

Druck:



TRADIȚIE ȘI CREDIBILITATE

MIRTON®

editura-tipografie-legatorie

IMPRIMERIA MIRTON

RO-Temeswar, Samuil Micu stră. 7

Tel.: 0256-225684, 272926; Fax: 0256-208924;

E-mail: mirton@mirton.ro; www.mirton.ro

